

# Schwertfisien.

Erzählungen und Sagen;  
Spuk- und Gespenstersaal; kleine  
Chroniken und Schwänke

von

Reals.

Erster Band.

Enthält:

Der Thurn des Troubadours.  
Die lähne Springerin.  
Das Wahnungsglöckchen zu  
Neukirch.  
Der Sturz vom Pferde.  
Meisensteins Gründung.

Der Gasarrabühl.  
Der Alraun.  
Der schwarze Mönch.  
Die Kellnerin von Windex.  
Die rothe Frau zu Pirith.

Bärbchen von Offenheim.  
Die erblichen Bannerherren  
von Zug.  
Der Blader im XIV. Jahr-  
hundert.  
Mitter Blaubart's Nordburg.  
Die Zerstörung der Burg  
Zardun.  
Die Burgfrau von Arnstein.  
Der Gottesgerichtskampf.  
Die gespenstigen Briefe.  
Der verkehrte Kopf.

Wien.

Bei Mich. Lechner, Universitäts-Buchhändler.

1840.





# Erzählungen und Sagen.

## Der Thurm des Troubadours.

### Erzählung.

In der Provence, dem Wunderland,  
Erhebt sich männiglich bekannt,  
Woht zwischen dunkeln Felsentrümmern,  
Wo matt die Stern' herniederschwimmern,  
Und Kauz und Eulen nächtlich schrei'n.  
Ein alter Thurm aus blauem Stein;  
Von unten an bis hoch zur Haupt  
Mit wilden Ranken dicht umlaubt,  
Und Schlangen, enageknäult in Knoten,  
Bedecken gräßlich seinen Boden,  
Und des Gewürm so mancher Art  
Liegt hier, in Ruhe still gepaart.

### I. Der Thurm.

In den noch immer mit einem halbdurchsichtigen Schleier verhüllten Zeiten des romantischen Mittelalters herrschte durch ganz Europa, vorzüglich aber in Italien und Frankreich, eine besondere Liebe, ja beinahe eine Art von Leidenschaft für den Besitz von hohen, sturmfesten Thürmen.

Die Könige von Frankreich hatten es damals zu einem ihrer ausschließenden landesherrlichen Rechte erhoben, Thürme zu bauen, und sie wachten darüber

mit so vieler Strenge, daß selbst die ersten Standesherrn des Reiches und die mächtigsten Kronvasallen vergebens eine Ausnahme zu ihren Gunsten ansprachen. So untersagte König Philipp August im Jahre 1216 der mächtigen Gräfin Isaura von Troyes mit glatten Worten die von ihr dringend angesuchte Erlaubniß zur Erbauung eines Vertheidigungsthurmes und er nahm keine Rücksicht auf den bedenklichen Umstand, daß sich diese Dame in ihrer Hauptstadt von einer feindlichen Belagerung bedroht sah.

Das schon damals Alters halber ehrwürdige Louvre, der Königsitz des Landes, enthielt fünfzehn Thürme, und das beinahe eben so alte Palais royal deren mehr als zwanzig. In diesen Thürmen wohnten die Prinzen und der ganze zahlreiche Hofstaat, der König selbst nahm den großen Mittelthurm des Louvre, la grosse Tour genannt, ein.

In der Folge wurden jedoch auch die Könige von Frankreich nach und nach für ihr Vorrecht, Thürme zu bauen und zu besitzen, nachgebender; in gleichem Maße wuchs aber bei dem hohen Adel, bei den Städten, ja selbst bei Kirchen und Klöstern die Sucht, Thürme zu Schuß und Truß zu errichten. Als König Ludwig VIII. die Stadt Avignon einnahm, fand er dort schon dreihundert mit Thürmen geschmückte und befestigte Häuser, die er alle niederreißen ließ.

Wilhelm der Bretagner hielt solche be-thürmte Häuser für die verhängnisvolle Ursache des Uebermuthes der Stadt Gent im 14ten Jahrhundert, und sagte hierüber:

— Communia Gandaviorum

Turrellis domibus, gasis et genti superba.

Zu derselben Zeit galt auch in Wälschland der Besitz von Thürmen und thurmartigen Kastellen für einen vorzüglichen Beweis von edler Herkunft und in Urkunden wurde nach Aufzählung sämmtlicher Titel eines adeligen Mannes noch als ein Ehrenzusatz beigelegt: er hat einen Thurm.

Auch in diesem Lande ließ der berühmte Pisaner Feldherr Castruccio Castracani in dem von ihm eingenommenen Lucca dreihundert Thürme schleifen, und der bekannte Jude Benjamin von Tudela sagt in seiner Beschreibung von Pisa, diese Stadt habe zu seiner Zeit zehntausend Thürme gehabt.

Auch die schöne Provence, das sagen- und sangreiche Vaterland der Troubadours prangte mit einer Unzahl solcher Thürme, aus welchen nach und nach die Sige blühender Frauen und ritterlicher Sängers wurden. Einen der merkwürdigsten dieser Steinkolosse besaß Herr Gottfried Rüdel, Fürst von Blaise, an dem Ufer des mittelländischen Meeres.

Dieses Thurmgebäude erhebt sich noch heutigen Tages in seinen großartigen Trümmern, wie eine riesige Trauersäule vergangener Zeit, in einer wilden einsamen Felsenwelt und zeichnet sich sowohl durch seine düstere, schauervolle Lage, als durch die Sonderbarkeit seiner Gestalt und Bauart aus.

Der Weg dahin ist beinahe ganz verwachsen und der sparsam noch erkennbare Theil desselben wird abwechselnd vom wilden Dunkel des Hochwaldes und dem bunten Grün der Weinschoten und Rosenbüsche beschattet.

Wie die vorhandenen Reste zeigen, nimmt der Thurm einen Raum von ungefähr fünfzig Fuß im Durchmesser ein und ist aus so sorgfältig bearbeitetem Schiefer erbaut, daß man durchaus kein Win-

dungsmittel zwischen den Steinen bemerkt und Jahrhunderte daran beinahe spurlos vorüber gegangen sind.

Der Thurm ist 42 Fuß hoch und erhebt sich in rund vorspringender Form oberhalb dem Fundamente, verdünnt sich sodann wie ein gebogenes Wechser und dehnt sich höher wieder rund und weit hervortretend aus.

Wahrscheinlich glaubte man durch diese sonderbare Erbauung die Ersteigung des Küstenthurmes den mittelländischen und nordländischen kühnen Seeräubern, welche diese schöne Küste der herrlichen Provence schon damals fortwährend beunruhigten, unmöglich zu machen.

Zu dem kleinen runden Hofe, welcher sich nur einige Klafter groß inmitten dieses räthselhaften Baues befindet, gelangt man durch einen so niedrigen, festgewölbten und von Dorngebüsch verhällten Gang, daß man ihn nicht anders als kriechend zurücklegen kann. Auch dieser Umstand erschwert, oder macht vielmehr die Erzwingung dieses Einganges durch Feinde unmöglich.

Die fünfzehn Fuß dicke Mauer dieses schloßmäßigen Thurmbaues läßt auf den ersten Blick vermuthen, daß sie behl sey, und man findet in der That darin eine Menge kleiner Gemächer, welche durch hohe, aber sehr schmale, kaum von Außen bemerkbare Oeffnungen, statt der Fenster, von der Hofseite das Tageslicht erhalten und unter sich durch eine runde geräumige Stiege verbunden sind.

Hundertfältig umwuchert das bunte Geschlecht der Ruinenkräuter in vielfarbiger Mischung dieses ganze Mauerwerk, hoch über alle aber ragt in den Fragmenten der Fensteröffnungen die vorwipige

Eberesche mit ihren lockenden zinnoberrothen Beeren hervor.

Dieses Gebäude wird von den nachbarlichen Rüstenbewohnern der *Rüdelsturm*, oder der *Turm* des *Troubadour*s, am häufigsten aber der *flingende Turm* genannt, obgleich die große Menge von schleichendem Ungeziefer, welches darin nistet, der vierten Benennung, nämlich jener des *Schlange*nthurmes, heute am meisten entspricht.

Den Namen des *flingenden Thurmes* erhielt diese verödete kolossale Warte von dem befremdenden Umstande, daß zu Zeiten ihr vom Zahne der Zeit hie und da benagtes Gemäuer, wie die mystische *Memnonssäule*, weich klingende Töne von sich gibt, die bald einem wehmüthigen Gesange, oder einem klagenden *Adagio* von Saiteninstrumenten und bald einem seufzenden Gestöhn gleiches sollen.

Die Geschichte des Landes schweigt über die Schicksale dieses räthselhaften Thurmes beinahe ganz; aber um so lauter und verworrener spricht die tausendjüngige *Volks*sage davon.

Nach dem allgemeinen Glauben sollen Spukwesen aller Art darin hausen und die gräßlichsten Abenteuer sich dort zugetragen haben.

Aber auch eine anmuthige Tradition hat sich von dieser Behausung der Würmer erhalten, eine Tradition, welche die unbeimlichen lieblichen Klänge, die dem verödeten Baue den Namen des *flingenden* oder *singenden Thurmes* verschafft haben, einem einstigen Bewohner desselben, dem *Troubadour Rüdel* (franz. *Rudel*) zuschreiben, der hier geboren wurde und den größten Theil seines kurzen Lebens zubrachte.

Auf dem lustigen Böller des Thurmes sollen einst im Kreise wackerer Sangesbrüder seine Weisen

sich haben vernehmen lassen, dort, wo jetzt die Eule einsam und ungestört ihr nächtliches Solo pfeift.

Im fernen Morgenlande gestorben, soll R. A. d'el's Geist sich zurücksehnen nach dem schönen Lande seiner Geburt, und den stillverborgenen Ort zu Zeiten klagend und singend umschweben, wo seine Wiege stand und wo die ersten Lieder seiner Minne und seiner unbefriedigten Sehnsucht in wehmüthigen Lauten ertönten.

## II. Der Troubadour.

Gottfried R. A. d'el verdient in mehr als einer Beziehung unsere Aufmerksamkeit. Er gehörte nicht nur zu den ausgezeichneten Troubadours in der Zeit ihrer höchsten Blüthe, sondern er erwarb sich auch durch sein zwar kurzes, aber höchst romantisches Leben den bedeutsamen Namen des Ritters der reinsten Minne.

Er lebte in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts und war Herr des Landes Blaie, das so ausgedehnt war, daß er davon den Titel eines Fürsten von Blaie führte.

Die Geschichtschreiber der provençalischen Dichter haben uns von ihm mit einiger Verlässlichkeit nur wenige Züge aufbewahrt. Diese wenigen sind jedoch schon hinreichend, um uns zu belehren, daß der Fürst von Blaie unter die Vielzahl seiner poetischen Zeitgenossen eben so sehr durch die seltsame Wendung seiner Liebe, welche als echt romantisch den ganzen Lauf seines Lebens bestimmte, als durch seine dichterischen Werke berühmt war.

Von der provençalischen Poesie sagt ein geschäpfter Forscher, daß in dem herrlichen Lande, jenseits

der Loire bis an die Pyrenäen und über sie hin nach Spanien hinein, in dem Zeitraume des elften Jahrhunderts \*) bis gegen das Ende des fünfzehnten sich das bis dahin noch nie und auch nachmals nicht wiedergesehene Schauspiel eines Volkes entwickelte, das mitten unter den körperlichen Mühen des zugleich mit aufblühenden Ritterthums, dem Drange nach poetischer Darstellung alles dessen, was es dachte, fühlte, klagte, hoffte, tadelte und lobte, in sich aufsteigen fühlte, sich demselben kindlich und ohne alle Absichtlichkeit wie ohne Nachahmungssucht hingab und durch das Anspruchlose dieser Darstellungen in kurzer Zeit dahingelange, daß Poesie ihm das ward, was sie in vielen Beziehungen sein kann und sein soll: ein heiteres Spiel des Lebens, eine fröhliche Gabe der besten Stunden flüchtig geraubt und leicht, wie Blumen, auf die Erde gestreut — ohne Sorge darüber, was aus den Blumen werden möge und ob sie nicht bald verwelken sollten.

Es ist der Mühe werth, darauf aufmerksam zu machen, daß hier nicht Einzelne, sondern man kann sagen, fast ein ganzes Volk sich poetisch ergrißen und zu einer immer neuen Darstellung des bereits vielfach Dargestellten angeregt fühlte, daß alle die Fürsten, Ritter, Damen und Knappen, welche dichteten, von der untergegangenen Kunst der Griechen und selbst von dem Nachklang dieser Kunst in den Poesien der Römer gar keine Kunde hatten, und daß eben darum diese neue Dichtkunst hinter der Loire durchaus national und eigenthümlich sich ent-

---

\*) Wilhelm Graf von Poitiers und Guienne, geboren 1071, ist der Uelteste der Troubadours.

fasten mußte; daß eben darum Ritter und Damen, ohne Wissenschaft und Kunst, die neue rohe Sprache bald mit fester, bald mit zarter Hand aufnahmen und an ihr bildeten, bis sie wohlklingend und reich ward, und der Ritter und die Dame den ganzen Kreis ihrer Weltansicht in ihr niederlegen und auf Burgen und bei hohen Festen würdig ausstellen konnten.

Wer in diesem fröhlichen Lande nicht Kraft genug in sich fühlte, in die stolzen Reihen der Troubadoure zu treten, der lernte als Jongleur die Lieder der Sänger auswendig und deklamirte sie in feierlicher Kleidung, oder sang sie in den Sälen der Ritter und Herren, zum Klang der Instrumente ab, und der Beifall der Hörer und die Einladung die überall auch dem Jongleur entgegenkam, war gleichsam nur ein Kranz, den er mit dem Toubadour theilte.

In einem solchen Lande, damals voll Leben, Kraft, Freiheit, Poesie, und fast ohne alle die Noth, welche das moderne Europa später darnieder gedrückt hat, mußte denn auch bald darauf wohl selbst die Liebe, diese angebörne Poesie des Menschen, eine neue romantische Gestalt annehmen.

Aus Poesie, Waffenspiel, Frauenliebe und Frauenachtung ging die Chevalerie hervor mit ihren Liebeshöfen oder Minnegerichten (Cour d'Amour), und Sängerkriegskämpfen.

Wer als Troubadour nicht dichten, als Jongleur nicht singen und vortragen konnte, fand dort noch Gelegenheit zur Entfaltung eines heiteren Spiels, eines scharfsinnigen Gedankens, einer zarten Empfindung.



Es ist leicht begreiflich, daß diesem üppig treibenden Stamme ritterlicher Sangeslust sich auch einige Auswüchse anfügten und daß sich daraus zuweilen eine Mischung von Roheit und Galanterie bildete, die wir unbedingt verwerfen müssen.

So sah man fügsame Männer, die Vertrauten der Verirrungen ihrer Frauen werden, während sich in andern Fällen dieselben Männer einer Rache überließen, vor welcher unsere Bildung schaudert. Die Geschichte der Troubadours hat den schrecklichen Zug des Grafen Raimund von Castel Roussillon aufbehalten, welcher seiner Gattin Margaretha den Kopf Wilhelms von Cabestain, seines Pagen und vermeintlichen Nebenbuhlers überbrachte.

Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts war der Glanz dieser Ritterdichter erblüht und wir finden sie scharenweise vereinigt; denn im Jahre 1378 sendete der König von Arragonien an den König von Frankreich eine besondere Gesandtschaft in der einzigen Absicht, von diesem eine Gesellschaft von Dichtern zu verlangen. Der König von Frankreich, Karl V. schickte sogleich eine ganze Kohorte von Troubadours nach Spanien, welche die sogenannte heitere Wissenschaft (La gaité Science, oder auch in einer noch älteren Sprache le gal Scavoli genannt), nach Arragonien verpflanzten.

Unter den vielen Eigenthümlichkeiten, welche diese romantische Poesie, besonders in ihrer ersten Blüthe als eine durchaus originelle Kunst bezeichnen war eine der wichtigsten, eine von denen, welche in die Ausbildung dieser Poesie selbst am tiefsten eingegriffen haben, diejenige Stimmung der Dichter jener Zeit, vermöge deren sie ihr eigenes Leben gleichfalls selbst zur Poesie, wenigstens zum Roman umbildeten.

und dadurch auf eine höchst einfache Art Wirklichkeit und Dichtung auf das Innigste in einander zu verweben suchten.

Als Beleg zur Wahrheit dieses Sages, dient unter andern auch unser Provencale Rüdél, der in der That nicht romantischer singen und dichten konnte, als er wirklich gelebt hat, und der als ein Opfer des Geistes seiner Zeit auch gestorben ist.

### III. Der Eremit des heiligen Anton.

An einem heitern Abende eines Spätsommertages glückte der hohe Zöller des Rüdélthurmes in gewisser Beziehung einem unserer Gäste nach einer durchtobten Ballnacht. Die massiven Eichentische und die lehnlosen, würfelförmigen Holzstühle standen ordnungslos durch einander, wie die eben abgezogenen munteren Gäste sie hin und her geschoben hatten. Eine gleiche Verwirrung herrschte unter den zahlreichen, feinirbenen Weinkrügen und Silberbechern, wovon mehrere am Boden lagen, wohin sie einige übersättigte Kumpane bei dem Abschiedstränke geschleudert hatten.

Zwei Männer hielten sich noch im vertraulich herzlichen Gespräche unter dieser barchanatischen Unordnung auf, welche sie wenig beachteten. Sie saßen unter einer fein geflochtenen Weidenmatte, die an aufrecht stehenden eisernen Spießen hing und bestimmt war, die brennenden Sonnenstrahlen vom Zöller abzuhalten.

Die äußere Erscheinung dieser Männer war sich eben so unähnlich, als sie im Innern an Edelmut und Hochsinn sich gleich waren. Wir erblickten in ihnen einen schwarzlockigen jungen Mann und einen

ehrwürdigen Greis im priesterlichen Kleide; jener war der junge Fürst von Blaise, Gottfried Rüdél und dieser der Prior des nachbarlichen Antonisklosters, Ludwig, aus dem uralten Geschlechte der Gaston und Gottfrieds Oheim mütterlicher Seite.

Rüdél trug ein durchaus eng anliegendes Gewand, das vom Halsheile bis zu den daran befestigten Ledersohlen an den Füßen von einem Stück und von demselben Stoffe war; über die Lenden wurde es durch einen handbreiten Gürtel zusammengehalten. Diese, die schöne Körperform Rüdél's ganz darstellende Bekleidung war von sanfter veilchenblauer Farbe, mit gelben und rothen tulpenartigen Blumen abwechselnd besäet. Eine zierliche Scharlachkappe schmückte sein lockenreiches Haupt, dessen Schwärze mit jener des glanzledernen Leibhautes wetteiferte, der an jeder Seite ein silbernes Häßlein hatte, wovon das linke bestimmt war, ein Schwert, das zur Rechten angebrachte aber ein Zattenspiel zu tragen, woraus sich der ritterliche Sängler erkennen ließ.

Der ehrwürdige Vater war unter dem Wandermantel mit einem reichgefalteten schwarzen Chorhemde bekleidet, worauf ein Antoniuskreuz von himmelblauer Farbe in der Form eines T gestickt war, weil der Namenspatron \*) des frommen Ordens

---

\*) Der heilige Anton wurde im Jahre 251 zu Alexandria in Egypten geboren, und ist der Begründer des Klosterlebens; er vereinigte in den dortigen Wüsten zuerst die einsam wohnenden und dem beschaulichen Leben sich weihenden Christen in besondere Gesellschaften, wodurch die Errichtung der Klöster herbeigeführt wurde. Er starb in der Einsamkeit im Jahre 356 und ward unter die Heiligen versetzt.

der ägyptischen Eremiten, zu welchen Ludwig von Gaston gehörte und zu deren Stiftung sein Vater das Meiste beigetragen hatte, in den letzten Tagen seines gottesfürchtigen Lebens einen Krückenstock von dieser Gestalt zu tragen pflegte.

Ludwig von Gastons Jugend fiel gegen das Ende des elften Jahrhunderts in eine Zeit, in der sich über ganz Europa eine bis dahin unbekannte schmerzhafteste Krankheit verbreitete, die in sehr bössartigen Entzündungsgeschwülsten bestand und wogegen keine menschliche Hülfe und keine ärztliche Kunst etwas vermochte. Auch der junge Ludwig wurde davon ergriffen und schien, wie so viele Tausende, rettungslos verloren zu seyn.

Da vernahmen seine tiefbetrübten Eltern die wunderbare Kunde, nur am Grabe des heiligen Antonius Eremita in der schönen Kirche zu St. Didier-la-Mothe sey Heilung von dem bösen Uebel zu suchen und dort erbläße den Hülfebittenden die Blume der Gesundheit wieder.

Der Ruf dieser Wunderthätigkeit verbreitete sich schnell über ganz Frankreich und alle angrenzenden Länder, von wo die Kranken schaaarenweise herbeiströmten, um von ihren Leiden, die mit dem Namen des Antoniusfeuers bezeichnet wurden, befreit zu werden.

Im zehnten Jahrhunderte wurden seine Gebeine von Konstantinopel nach St. Didier-la-Mothe, später nach dem nach ihm genannten St. Antoine im französischen Departement Isère gebracht, wo sie eine große Berühmtheit erhielten und besonders gegen eine im elften und zwölften Jahrhunderte wüthende schmerzliche Krankheit, das sogenannte Antoniusfeuer, eine wunderthätige Kraft ausübten.

Auch der Herr von Gaston, Ludwig's Vater, eilte zum Grabe des Heiligen mit seinem kleinen Söhnlein herbei, und kehrte mit ihm völlig geheilt zur ungeduldig harrenden Mutter zurück. Aus Dankbarkeit für diese wundervolle Heilung stiftete der hoch erfreute Mann einen neuen Orden für Mönche, die den Namen Antonianer erhielten und sich bald über ganz Frankreich verbreiteten.

Nach Gaston's Tode trat sein Sohn in die sturmbewegte Welt als Krieg- und Staatsmann. Allein allenthalben verfolgte ihn ein verhängnißvoller Stern des Mißgeschickes, alle seine Unternehmungen schlugen fehl und der Erfolg seiner edelsten Bestrebungen war Unsegen und Undank.

Da wollte den verkannten Biedermann düstere Melancholie und Menschenhaß erfassen und er war nahe daran, mit sich selbst zu zerfallen, wie er mit der Welt zerfallen war.

In einer solchen traurigen Gemüthsstimmung dachte er einst an seine frohen Knabenjahre zurück, die durch nichts als durch die Leiden des Antoniseuers getrübt worden waren. Seine wunderbare Heilung am Grabe des Schuttheiligen kam ihm dabei wie ein höherer Wink, wie eine Mahnung vor, wo und wie er seine irdische Pilgerfahrt zu beenden habe.

Nicht lange blieb er deshalb ungeschlüssig, das von seinem Vater gestiftete Kloster winkte ihm wie ein Asyl gegen die Schläge des Schicksals entgegen. Er trat in den Orden der Antonianer und wurde bald zum Prior der heiligen Gemeinde, die eine Tagereise vom Thurm des Troubadours ihren Aufenthalt hatte, ernannt.

Von hier aus besuchte er seinen geliebten Refusen Gottfried, der ihn allein noch mit der Welt

verband, so oft es seine frommen Berufspflichten erlaubten und wenn dieser sich gerade in seinem einsamen Küstenthurme, der ihm zur Jagdrube diente, aufhielt.

So auch dieses Mal. Allein nicht mit der gewöhnlichen ruhigen Stimmung hatte sich heute der ehrwürdige Prior auf den Weg gemacht; denn seit einiger Zeit waren seltsame, ja an das Phantastische grenzende Sagen über Gottfried Rüdél bis in seine stille Zelle gedrungen, von deren Grund oder Ungrund der fromme Mann sich selbst überzeugen wollte.

Als er dem Hause seines Neffen sich näherte, staunte er nicht wenig, als ihm vom Eßler, dem gewöhnlichen Orte, wo Rüdél seine Gäste zu empfangen pflegte, ein vielstimmiges wildes Getöse und lauter Becherklang entgegen tönte. Diese Wahrnehmung schien dem Gemüthszustande, worin sich Rüdél der Sage nach befinden sollte, wenig angemessen.

In dem untern Theil des Gebäudes angekommen, erfuhr der fromme Mann auf sein Befragen von der Pflanzenschaft, daß sich am Morgen dieses Tages eine Schaar junger Edelmänner eingefunden hätte, um, wie sie sich verlauten ließen, den stubenhockenden Hausherrn die Rücken zu versagen, die der posauenden Fama zufolge, sich in seinem Gehirne eingenistet hätten.

Diese allzuoffenherzige, dreiste Rede schnitt dem Oheim Gottfried Rüdél's wie ein scharfes Messer durch das Herz; er entnahm daraus, daß die Schwärmerel, die sich seines innigstgeliebten Verwandten bemeistert hatte, schon allgemein bekannt sein müsse, weil seine Diener davon ohne Rückhalt sprachen.

Mit beklommener Seele stieg er die Treppe empor, die zum Söller führte, dessen lärmende Insassen nicht wenig betreten waren, als die alterthümliche Priestergestalt wie ein ernster Mahner plötzlich mitten in ihrem Kreise stand.

Gottfried Rüdél empfing den hochverehrten Oheim, wie gewöhnlich, mit unverkennbarer, achtungsvoller Freude und Zuorkommenheit, die jedoch eine gewisse Schwermuth nicht ganz verwischen konnten, die seinem blassen Gesichte nur zu lebbar aufgedrückt war.

Damals wurde dem heiligen Priesterroche und dem hohen Greisenalter noch ganz die tiefe Verehrung gezollt, die ihnen nach göttlichen und menschlichen Gesetzen gebührt. Die unerwartete, aus der Tiefe auftauchende Erscheinung des Eremitenpriors wirkte daher selbst auf die halbtrunkenen Edelleute so mächtig, daß ihre losen Zungen verstummten und sie sich insgesammt bald auf die Beine machten, um, wie sie sich später sagten, dem strengen Elitenprediger Gelegenheit zu geben, auf der Höhe des Rüdélsturms ein de profundis anzustimmen.

Nach dem Abzuge der Fremden fand zwischen beiden Verwandten eine neue herzlichste Szene der Bewillkommnung statt, nach welcher der Oheim unmittelbar auf den Gegenstand seiner Besorgniß überging und von seinem Neffen ein offenes Verständniß über den schon zum allgemeinen Tagesgespräch gewordenen Zustand seines Gemüthes forderte.

Unverhohlen theilte Gottfried seinem Oheim mit dem ganzen Feuer seiner süßlichen Beredsamkeit alles mit, was sich mit ihm seit der halbjährigen Zeit ihrer letzten Zusammenkunft zugetragen hatte.

Wir wollen unsern Lesern den Hauptinhalt dieser gefühl- und blumenreichen Mittheilung hier nur in wenigen Worten berichten.

#### IV. Der Ritter der reinsten Minne.

Als Gottfried Rüdöl in die erste Blüthe der männlichen Jahre trat, war die an sich schon innige poetische Zeit der hochromantischen Kreuzzüge vorhanden, eine Zeit, die bei manchem bereits eingetretenen Mißgeschick dennoch die ergriffenen Gemüther der Menschen immer noch gewaltig bewegte.

Die begeisterten Christenbeere hatten im Jahre 1099 die schöne Stadt Tripoli in Palästina mit stürmender Faust eingenommen und auf ihre Thürme das siegende Kreuzbanner aufgesteckt. Diese Stadt wurde nun zum Hauptort einer neuen Grafschaft erhoben, welche dem tapfern und mächtigen Grafen Bertrand von Toulouse verliehen wurde, weil er sich bei der Einnahme von Tripoli besonders hervorgethan hatte.

Der Graf unterließ nicht, unverweilt seine Gattinn und seine noch in den Jahren der Kindheit stehende einzige Tochter Ermengarde, aus Europa in sein neues Besizthum im heiligen Lande abholen zu lassen.

Tripoli blieb durch eine Reihe von Jahren im Besizze Bertrands von Toulouse und der Christen, und von dort aus gelangte durch tausend und abermal tausend Stimmen der Ruf der jungen und nun herangewachsenen Gräfinn Ermengarde als einer wunderholden Schönheit sondergleichen und einer mit allen Tugenden und Geistesvorzügen hoch



begabten Dame nach Europa und auch zu Rüdél's Ohren.

Dieser junge, gluterfüllte Troubadour, den bisher noch keine Dame seines an weiblichen Schönheiten überreichen Vaterlandes hatte rühren können, so liebreizend sie auch seine Zeitgenossen schildern, war von der niegesehenen, vielgerühmten Schönheit, von der bloßen Aufzählung so vieler vereinigter Tugenden mächtig angeregt, so daß er sich bald einer unerklärlichen Leidenschaft hingab, welche seitdem das alleinige Trachten und der einzige Zielpunkt seines ganzen Lebens ward.

Die zurückkehrenden Kreuzfahrer und Pilgrime bestätigten immer von Neuem und immer lauter den hohen Werth von Rüdél's Auserwählten und so konnte es nach dem herrschenden Geiste der damaligen Zeit, alles was wünschenswerth erschien, auch so fort mit aller Lebenskraft zu verfolgen und zu ergreifen, auch nicht fehlen, daß Herr Rüdél dem unwiderstehlichen Rufe seines Herzens ganz folgte und den hohen Namen seiner niegesehenen Dame durch Lieder, Devisen und Farben allenthalben feierte.

Noch ist ein Lied vorhanden, worin er sich den Ritter der reinsten Minne nennt, weil er behauptet, daß keine edlere und geläutertere Liebe, wie die seinige, gedacht werden könne. In einem seiner Sonnetts sagt er:

Ach! die ich liebe, hab' ich nie gesehen,  
Hab nimmer noch ihr mein Gefühl erklärt;  
Doch ist sie mir vor Allen ein ja werth,  
Sie, die mir selbst noch konnte nicht gestehen."

Da er endlich dem Drange seiner Gefühle und dem Zuge seines Herzens nicht länger widerstehen

konnte, so hatte er einige Tage vor seiner diesmaligen Ankunft in seinem Küstenthurme beschlossen, nunmehr förmlich zur Eroberung der unbekannten Geliebten zu schreiten und eine Kreuzfahrt nach dem gelobten Lande zu machen, um der angebeteten Ni-ge-se-he-nen seine Huldigung und Liebe persönlich zu überbringen.

Als Herr Rüdél mit seinem Berichte an diesen Punkt gelangt war, öffnete er seine Brust und zeigte seinem ernstblickenden Oheime das Zeichen des heiligen Kreuzes, das auf seinem Herzen ruhte.

Nach einer geraumen Pause, während welcher Rüdél mit Ungeduld eine Aeußerung von den Lippen des Priors erwartet hatte, nahm dieser endlich das Wort:

»Mit Leidwesen, ja mit einer Art Entrüstung erblicke ich auf Deiner Brust das Zeichen der Erlösung, mein Sohn! Nicht die Eroberung der heiligen Erde, wo unser Aller Heiland gelebt und gelitten, nicht die Liebe zum Himmel, nein, die schändliche Eroberung eines Weiberherzens, sinnliche Liebe ist es, was Dich nach Osten ruft. Nimmermehr wird und kann Dir auf dieser argen Fahrt Glück und Segen blühen.« —

In diesem Sinne fuhr der fromme Mann noch lange fort, seinem Neffen Vorstellungen zu machen; dieser betheuerte ihm aber, daß seine Absichten lauter und rein wie seine Liebe wären. Nur einmal sehen wolle er die unbekannte Geliebte seiner Seele, nur einmal zu ihren Füßen das Geständniß seiner Liebe laut werden lassen und dann sei er bereit, Blut und Leben im Kampfe gegen die Ungläubigen mit echt ritterlichem Christensinne aufzuopfern.

Das Gespräch Nübel mit seinem ehrwürdigen Oheime dauerte bis Mitternacht und als sie sich endlich hinab in die engen Schlafgemächer begaben, beleuchtete der mondhelle, sternenvolle Himmel den kurzen Weg, den sie bis dahin hinabmachen mußten.

Nicht ganz so heiter und wolkenlos war jedoch die Gemüthsstimmung beider Männer, obgleich sie nicht nur im vollkommenen Einverständnisse die Platte des Thurmes verlassen, sondern sogar die Verabredung getroffen hatten, daß der bejahrte Prior seinen Nessen auf der Reise nach dem gelobten Lande begleiten werde.

Die Freude, die dieser Entschluß seines geliebten Oheims dem jungen Manne verursachte, wurde durch die Besorgnisse, die der Prior nicht beschwichtigen konnte, etwas getrübt; auch verbarg der Oheim keineswegs, daß gerade diese Besorgnisse und eine lebendig in ihm sprechende Ahnung die Ursache wären, warum er sich entschlossen habe, die Gefahren der weiten Fahrt mit seinem theuren Nessen theilen zu wollen.

## V. Der Kampf auf dem Schiffe.

Drei Monate nach obiger Unterredung verließ auf einem selbst ausgerüsteten Schiffe, Herr Gottfried Nübel, in Gesellschaft seines Oheims und einer außerlesenen Begleitung französischer und spanischer Ritter, die alle das Kreuz genommen hatten, den schönen Hafen von Marseille.

Durch ein sonderbares Spiel des Zufalls befanden sich unter den Rittern, die sich einschiffte hatten, viele, die schon einen großen Namen in der Welt sich gemacht hatten, oder denen es beschieden war, sich in Zukunft einen zu erwerben.

Wir finden darunter einen der wackersten Ritter der damaligen Zeit, Namens Homfroi (Hunfried) von Toron, der in dem eben bevorstehenden Kreuzzuge in der berühmten Schlacht, die bei Tiberias Statt fand, von den Sarazenen gefangen genommen wurde, und seiner bewiesenen Tapferkeit wegen von dem großen Saladin so geehrt wurde, daß sich dieser Fürst von dem heldenmüthigen, christlichen Streiter, wie abendländische Geschichtsschreiber berichten, sogar förmlich den Ritterschlag ertheilen ließ.

Auch der ruhmgekrönte Hutin von Montigny befand sich am Bord des Schiffes, derselbe unerschrockene Kriegermann, der im Jahre 1112 in dem Kriege König Ludwigs des Dicken gegen den deutschen Kaiser Heinrich V. die sieghringende Oriflamme \*) dem französischen Heere vortrug.

Gleich erwähnenswerth ist Ritter Raoul von Mauny, der Vater des nachmals so berühmt gewordenen Gaultier von Mauny, der den Namen des ersten Helden seines Jahrhunderts erhielt.

Auch Hugo von Fabarie, Martel von Bacquedille, Angadresme von Surcy und der durch sein abenteuerliches Leben berühmte Freireuter Franquemont, lauter Kampfgeübte Degen, befanden sich auf Rüdels Schiffe.

Diesem war aber von allen seinen Reisege-

---

\*) Sie bestand aus einem kleinen viereckigen Stück rothen Seidenzeug mit Goldfransen besetzt und war keine Fahne, sondern eine Art Leinentuch, worin die Gebeine des h. Dionis eingewickelt waren. Der Ritter, dem sie in der Schlacht anvertraut wurde, trug sie um den Hals gewickelt, so daß sie sich auf seiner Brust entfaltete.

fährten besonders der junge Graf Jacob II. von Montpellier werth und theuer. Dieser Herr wird in der Geschichte seines Landes mit dem Beinamen des Eroberers bezeichnet und ist der Sprößling einer sehr romantischen Ehemannstäuschung, zu deren Erinnerung er in seiner Vaterstadt Montpellier das bekannte merkwürdige Jahrestest des Pferdchentanzes (la danse du Chevalier) gestiftet hat \*).

Dieser junge Graf Jacob von Montpellier und der Fürst von Blaise glichen sich sowohl an Jahren als an edler hochherziger Denkart und galten allgewein für die Zierde der ganzen jungen provençalischen Männerwelt. Um so heller leuchteten sie daher in dem engeren Kreise der Herren hervor, die sich auf dem Schiffe Rüdel's eingefunden hatten.

Die Gleichheit der Gesinnungen, die zwischen diesen beiden jungen Männern herrschte, machte sie in den ersten Tagen der Reise schon zu Freunden, und sie rechneten die wenigen Viertelstunden, die sie dann und wann dem lärmenden Zirkel der übrigen Schiffsgesellschaft entzogen, und zu einem traulichen Gespräche unter sich oder mit ihrem väterlichen Freunde, dem Eremitenprior verwendeten, zu den glücklichsten der beschwerlichen Ueberfahrt.

Es war überhaupt ein schöner Anblick, eine so kräftige und blühende Ritterschaft unter der weisen

---

\*) Dieser Graf Jacob II. von Montpellier ist der Sohn Wilhelm VIII. Eigenherrschers der Landschaft Montpellier und Maria von Arragonien, Tochter Königs Peter II.

Leitung des ehrwürdigen Priestergeisses, Ludwig's von Gaston, versammelt zu sehen. Die wohlthätige Wirkung, welche die Anwesenheit dieses Mannes, besonders bei den adeligen Herren, die sich auf dem Schiffe befanden, hervorbrachte, zeigte sich schon in den ersten Tagen der langweiligen Fahrt; denn jede Ausgelassenheit, jedes Aufbrausen der tobenden Jugend und jeder Ausbruch von zügelloser männlicher Volkraft unterblieb in seiner Gegenwart, die sogar dem rohen Matrosenvolk Achtung einflößte.

Leider aber zwangen den schon hoch im Alter vorgerückten Mann die gewöhnlichen Beschwerden, die mit Seereisen verbunden sind, nur zu bald durch einige Tage seine Kajüte zu hüten, wovon sich die traurigen Folgen schon am zweiten Tage zeigten.

Nach einem reichlichen Mittagssmale, wobei des edlen Lebensaftes mehr als gewöhnlich gestossen war, begaben sich alle Ritter eines Tages auf das Verdeck, um ein gemeinschaftliches Gespräch zu führen, das bald auf Galanterie, auf Liebe und Frauenhuld die Obgen der damaligen Konversation, gerichtet wurde.

Jeder der anwesenden Herren erzählte dabei aus seinen Lebenserfahrungen einen auffallenden Zug von Ritterlichkeit oder Courtosie, der den Uebrigen unbekannt, aber der Verlautbarung werth war.

Herr Martel von Braqueville erinnerte sich seines Freundes und Waffenbruders im jüngsten Kriege gegen die Engländer, Galois von Bourbonnois, genannt die gute Lanze, ein anmuthiger und den Damen sehr ergebener Ritter, der zu Montferrat in Auvorgne mit den Frauen und Jungfrauen eine ewige kleine Fehde von Neckereien und gesalhten Schnurren führte. Als der Krieg mit England ausgebrochen war, äußerte seine Geliebte und

zwei ihrer Freundinnen in Gegenwart des Herrn Galois von Bourbonnois ganz ohne Absicht zufällig den Wunsch, sie möchten doch einmal einen Engländer zu sehen bekommen. Flugt begab sich Bourbonnois zum Heere, ohne den Damen etwas davon zu sagen, und brachte nach einiger Zeit nach Montferrat drei angesehene Engländer, die er in der Schlacht mit eigener Hand gefangen genommen hatte, und wovon er jeder Dame Einen schenkte. »Behaltet sie,« sprach er zu ihnen, »bis sie sich ausbösen.«

»Ich lobe die eben so männliche als galante That Deines Freundes Galois von Bourbonnois,« nahm Hutin von Montigny das Wort, als Martel von Braqueville zu sprechen aufgefordert hatte, »er hat gehandelt, wie es einem französischen Degen und einem Diener der Damen ziemt; jeder von uns würde aber nicht weniger thun, wenn es auf die Erfüllung eines Wunsches unserer Herzenköniginnen ankäme. Ich erblicke in seiner That daher bei weitem nicht jenen Grad von vereiselter Galanterie, den mein Jugendgenosse, der brave und unglückliche Enguerrand (Ingelram) von Mericourt sterbend in demselben Feldzuge, in welchem Bourbonnois, genannt die gute Lanze, sich seine drei Engländer heimgeholt hat, an den Tag legte. Bei der Belagerung des Kastells von Mercy sank Mericourt, von einem englischen Pfeil tödtlich getroffen, an der Schlossmauer nieder. Da erfaßte er mit seiner letzten Kraft noch einmal sein Schwert, zeichnete mit dessen Spitze den Namen seiner Dame in den bluttriefenden Wall der erstürmten Burg, und hauchte schreibend seine Seele aus.«

Solcher Vorfälle, die dem galanten Rittergeiste des Zeitalters ganz angemessen waren, wurden noch mehrere vorgebracht, was jedoch dem rohen, ungesitteten Sinne des Abenteurers Franquemont wenig zusagte; er beschloß daher, dieser nach seiner Meinung unmännlichen Unterhaltung ein Ende zu machen.

»Wenn Mericourt,« so hob er an, »mit der Spitze seines guten Schwertes und mit der letzten Kraft seines Armes den Namen seiner Ameise auf die Stirne oder in die Brust eines Feindes, statt auf einen Stein geschrieben hätte, so würde ich ihm das Zeugniß, daß er einen schönen Tod gefunden habe, nicht streitig machen; aber so kann ich nicht umhin, ihn zu den girrenden federlosen Taubern zu zählen, die ein für allemal nicht zum edlen Waffen- und Kriegswerke taugen. Adonis und Mars vertragen sich so wenig, wie Tag und Nacht, wie Wärme und Frost, wie Ohnmacht und Kraft und wie alle kontrastirende Dinge heißen mögen. Die Geliebte eines echten Ritters muß Bellona oder Vittoria heißen und diese heldenmüthigen Damen lassen sich von keinem liebessüchtigen Schwärmer erobern.«

Ein Paar Seitenblicke, die Franquemont während dieser Rede auf den in seiner Nähe sitzenden Adol geworfen hatte, sagten allen Anwesenden nur zu deutlich, auf wen der Pfeil seiner Worte gerichtet war.

Der Troubadour unterdrückte jedoch seine Empfindlichkeit und übernahm die Beweisführung, daß Liebe und Tapferkeit, Frauendienst und Kriegsrühm stets Hand in Hand gingen, und daß bloße ungeschlachte Kampfeswuth auch den wilden Thieren angeboten sei.



In Franquemont's Busen fing es nach dieser nur zu deutlichen Entgegnung gewaltig zu kochen an, er stieß einen Schwall von halbverständlichen Sätzen aus, wovon man nur so viel vernahm, daß er zwar einräumte, ein Liebender könne, um in den Augen seiner Geliebten zu glänzen, allerdings tapfere Thaten ausführen; aber ein in der Nebelwelt der Fabeln herum galoppirender Paladin, oder ein auf dem Meer der Schwärmerie herumschwimmender Arion werde in den Tempel des Ruhmes nie Eintritt erhalten. Nun fing er über Rüdél's Liebe zu einer nie gesehenen Schönen oder Hässlichen immer unzarter zu wigeln an; er hieß ihn einen Schattenritter, einen Sängler der Schönen mit der Nebelkappe, einen Anbeter der Nulle, und einen Verfechter der Spiegelfechterei, dessen Reiseziel Wasser sein würde, wie es die Straße sei, auf welcher er das Dunstgebilde seiner thörichten Sehnsucht aufsuche.

Ein hitziger Wortstreit war die erste Folge dieser groben Anzüglichkeiten, und da von den anwesenden Rittern Keiner sich es ernstlich angelegen sein ließ, die erzürnten Gegner zu besänftigen, so kam es bald von Reden zu den Waffen und bevor man sich's versah, stürzte Franquemont, den ein Wort Rüdél's in Wuth gesetzt hatte, mit blanker Waffe auf diesen los.

Ein heftiger Kampf begann, der aber bald mit der Verwundung Beider endete. Franquemont's Wunde war nur leicht, jene Rüdél's in der rechten Brustseite jedoch bedeutend und schwer.

Mit Schmerz und Entrüstung erfuhr der kranke Prior den bösen Vorfall. Mit der zärtlichsten Sorgfalt übernahm er die Pflege Gottfried's, obgleich er deren selbst noch bedurfte. Auch ruhet er nicht,

als bis die kreuzfahrenden Ritter über Franquemont als einen muthwilligen Störer des Friedens ein freies Gericht gehalten hatten, dessen Ausspruch dahin lautete: das Franquemont als der herausfordernde und angreifende Theil unwürdig sei, noch länger in ihrer Mitte geduldet zu werden, daß er folglich im nächsten christlichen Hafen an das Land gesetzt werden solle.

Drei Tage später wurde dieser Beschluß auch vollzogen; zu Brindisi, an der Seeküste Neapols, schied Franquemont vom Schiffe des Troubadours, um seinen weiteren Abenteuern nachzugehen.

## VI. Ermengarde von Toulouse.

Da sich zu der Wunde, die Herr Rüdél erhalten hatte, unglücklicher Weise auch die Seerkrankheit und die sonstigen Anstrengungen der Schifffahrt gesellten, so verschlimmerten sich seine körperlichen Leiden so sehr, daß er in dem beklagenswürdigsten Zustande zu Tripoli, dem Wohnsitz seiner unbekannten, niegesehenen Geliebten und dem Zielpunkte seines ganzen Lebensglückes ankam.

Seine Reisebegleiter hielten ihm beim Landen bereits dem Tode so nahe, daß ihnen jede nützliche Hilfe erfolglos schiefte. Sein tiefbekümmerter Oheim und väterlicher Freund, der ehrwürdige Eremiten-Prior, befahl daher den Hartleidenden vom Schiffe in das erste Haus, das sich darbot, zu bringen, um ihm dort einige Bequemlichkeit zu verschaffen, welche auf dem Schiffe gänzlich fehlte.

Da Rüdél nach der Bitte der Dichter seiner Zeit, die abenteuerliche Liebe und unbegreifliche glühende Leidenschaft, welche ihn nach Tripoli führte,

selbst auf dem Schiffe ohne Hehl bei jeder Gelegenheit vor und nach dem blutigen Kampfe mit Franquemont laut und offen bekannt hatte und die erwählte Dame seines Herzens, die Geliebte des namhaften Troubadours, unter den Kreuzfahrern überhaupt kein Geheimniß war, so gelangte das Gerücht von der Ankunft und Auschiffung des erkrankten Dichters und Liebesabenteurers bald an die schöne Gräfinn Ermengarde.

Schon früher war die Kunde von der seltsamen Liebesneigung des jungen Fürsten von Blaise ihr zu Ohren gekommen und daß sich diese zart sinnige, ausgezeichnete Jungfrau, die ganz den hohen Ruf der Schönheit und Tugend verdiente, in welchem sie stand, durch diese edle Leidenschaft eines jungen Mannes wie Rüdél, eben so geehrt als geschmeichelt fand, wird wohl jede schöne Leserin ohne weitere Beweisführung glauben.

Auch ihrem Vater, dem Grafen Bertrand von Toulouse, war die Sache bekannt geworden, und die seltene Huldigung, die ein so ausgezeichneteter Edelmann den Vorzügen seiner liebenswürdigen Tochter brachte, war nicht geeignet, sein Mißfallen zu erregen.

Als Herrn Rüdél's Ankunft und lebensgefährlicher Zustand daher im Schlosse zu Trivoli bekannt wurde, ward dort auch alsbald der Entschluß gefaßt, daß die junge Gräfin Ermengarde in feierlichem Zuge, von ihren Frauen begleitet, dem schwererkrankten edlen Ankömmling einen Ehrenbesuch abstatton solle, ein Besuch, den auch der Graf selbst machen würde, sobald die dringenden Staatsangelegenheiten, die ihn für den Augenblick davon abhielten, es zulassen würden.

Mit hochklopfendem, von den verschiedenartigsten Empfindungen erfüllten Herzen eilte die Gräfin in das Haus, wo der liebende, aber ermattete Säng' er auf dem Sterbebette lag. Die Liebe zu ihr allein glaubte sie und vielleicht mit Recht, hatte ihn dahin gebracht, wie hätte sie weniger thun können!

Sie trat in das Zimmer, wo Rüdél mit Leichenblässe im schönen Gesichte auf seinem Schmerzenslager sich befand. Die hohe ehrwürdige Priestergestalt seines weinenden Oheims war eben tröstend und segnend über ihn gebeugt.

In einer so ergreifenden Lage sah die jartsüblende Jungfrau nun den Mann zum erstenmale, den der Glaube an sie wie ein mächtiger Stab, ungerührt von allen Damen seines schönen Vaterlandes, hindurch weit über das Meer fort und zu ihren Füßen geführt hatte; den Mann, in dessen Liedern gleichsam ein zweites anmuthigeres Leben für sie erwacht war und das ihr um so interessanter sein mußte, als die unpoetischen Küste ihres Aufenthaltes ihr gar nichts anbieten konnte, was die Liebesklage aus dem schönen Frankreich und ihren eigenen Namen in die Lüne der Romane gleichsam verschleierte, irgend hätte aufwiegen können.

Rüdél athmete noch, als Ermengarde sich seinem Bette weinend näherte. Ludwig von Gaston nannte dem sterbenden Säng' er die Angelokommene: »Gottfried,« — sprach er mit leiser Stimme zu seinem Neffen — »Gottfried, mein theurer Sohn, öffne dein Auge, eine liebliche Sonne leuchtet dir noch in diesem irdischen Jammerthale; sieh, eine edle Jungfrau naht sich dir wie ein tröstender Engel; sie ist es, mein Gottfried, das Ideal deiner Sehnsucht und die Dame deiner Ge-

sänge — Ermengarde von Toulousea steht an deiner Seite.«

Rüdel hatte schon bei den ersten Worten, die sein Oheim zu ihm sprach, die Augen aufgeschlagen — sein Blick fiel auf Ermengarde, und ein inneres Gefühl sagte ihm, wer sie sei. Seine ganze Miene schien verklärt, seinen Augen entstrahlte noch ein leuchtender Blick — und sie verdunkelten sich. Die Gräfinn beugte sich über ihn, umschloß ihn mit ihren Armen, und er starb in denselben. So war der erste Blick, den er auf den Gegenstand seiner Liebe warf, der letzte seines Lebens.

Die Gräfinn ließ den Liebenden, der in seinem Tode auch der Geliebte geworden war, auf das Prächtigste begraben und that an dem Tage seiner Beerdigung das Gelübde, den Schleier zu nehmen, was sie auch in der Folge, als sie nach Europa zurückkehrte, gehalten hat.

Der Eremitenprior soll das Herz seines unglücklichen Neffen nach Frankreich gebracht und in sein Kloster begraben haben.

---

Schon nach wenigen Jahren bemächtigte sich der Volksglaube der erzählten Begebenheit, um daran die abenteuerlichsten Sagen zu knüpfen. Hierzu trugen auch die geheimnißvollen Akkorde, die sich in der Folge im Thurne des Troubadours vernehmen ließen, das Ihrige redlich bei. Rüdel's Geist, so behauptete man, stöhne und seufze zu gewissen Zeiten noch in seinem Thurne und finde im Grabe keine Ruhe, weil irdische Liebe der letzte Gedanke seines Lebens gewesen sei. Wenn diesem Geisterli-

pein aber nun einmal eine Bedeutung beigelegt werden soll, so mag es uns verkünden:

Daß nur Lieb' und höh'rer Glaube  
Ird'schen Wechsel überdauere.

Diese harmonischen Klänge sind übrigens eine natürliche Wirkung des Windes, der sich in die Höhlungen und Gemächer des Gebäudes, besonders wenn er aus südlicher Richtung bläst, verfängt und nur nach den mannigfaltigsten Windungen einen Ausgang aus dem labyrinthischen Mauerwerke findet.

Ein Theil der Oeffnungen nämlich, welche die Stelle der Fenster vertreten, ist durch Steingerölle, durch Erdscheile und ästigen südlichen Pflanzenwuchs ganz oder halb verstopft, während ein anderer Theil durch den Verfall des Gemäuers sich mehr oder weniger erweitert hat. Diese Mauerlücken gestatteten dem Luftzuge freien Eintritt in das Innere des Gebäudes; der anhaltende und immer heftige Wind hindert aber die einmal eingedrungene Luft durch diese Oeffnungen wieder ausströmen zu können und nöthigt sie, einen andern Ausgang zu suchen. Dieser Kampf der innern Lüfte mit der außerhalb heulenden Windsbraut ist es nun, der diese schaurigen Akkorde und ein schwermuthsdolles Flüstern hervorbringt und so aus dem halb verfallenen Thurm des Troubadours eine riesige Aeolsharfe macht.

Daß diese einsame Wald- und Mauermusik, wozu sich noch zu Zeiten das Pfeifen des Steinmachers, das Rischen der Schlangen und der Flügelschlag der Eule, die sich zum nächtlichen Raube erhebt, gesellt, ganz geeignet ist, einem verirrtten Wanderer die Haare empor zu sträuben, ist leicht erklärlich und man wird sich nicht wundern, wenn diese unheimliche Stätte von Alt und Jung gemieden wird.

Rüdel's seltsame Leidenschaft ging bereits zu jener Zeit in die poetische Sage über und schon Petrarca spricht vom Liebesritter Gottfried Rüdel, welcher den Tod mit Segel und Ruder aufsuchte.

Eine größere Romanze von der Fahrt des Troubadours zur Liebe und zum Tode ist mir nicht bekannt, obwohl diese Fahrt so romantisch ist, daß man sich wundern muß, sie noch von keinem Sänger ergriffen zu sehen.

---

## Die kühne Springerin.

Eine novellistische Skizze (1800 — 1801).

---

### I.

Die Vorstube des Rathsdältesten von Zittau in der Lausitz war im ganzen Reichthum der Stadt unter dem Namen der »grauen Kammer« bekannt, und das nicht ohne guten Grund, denn grau war die Farbe aller Gegenstände, die sich darin befanden. Die Wände waren einstens zwar weiß gewesen, die Zeit hatte sie aber grau gemacht; diesen Anstrich hatten auch Stühle, Gesindbank, Tische und Altenschränke; nicht anders nahm sich das bestäubte Plafondgetäfel und der Fußboden aus, der seit Menschengedenken nicht gerieben worden war. Der heftige Infasse dieser Stube huldigte ebenfalls die

ser allgemeinen Physiognomie des Ortes — wie meinten den Gerichtsboten Schwarzweißler, der nicht nur am Kopfe alterdgraue Haare hatte, sondern auch von der Halsbinde bis zu den Strümpfen graue Kleidungsstücke trug. Es ging unter den städtischen Beamten auch die Rede, daß selbst die Dinte in dieser Stube aus weiser Sparsamkeit dieses ihres Besorgerd eine grane Farbe bekäme.

Eines Abends, knapp vor der gewöhnlichen Feierstunde, trat in diese graue Kammer ein kaiserlicher Reiteroffizier, im Costüme seiner Zeit angethan. Es war eine martialische Gestalt, über die erste Jugend hinaus, mit fingerlangen Sporen an den schweren Reitstiefeln, mit blendend weißen, fein leinenen Kniestücken, eng anliegenden Hosen und Leibkoller von Hirschleder, mit einem zierlich verpitterten Halstragen, breitblättrigen Stülphandschuhen und einem niedrigen, dreikantigen und goldbordineten Filzhute; daß der lange handbreite Haudegen mit dem visirten Stahlgriffe an der Seite nicht fehlte, versteht sich wohl eben so von selbst, als daß ein glatt gewichter Stutz- und Knebelbalk das männlich schöne Antlig des Mannes zierte.

Das herrschende Grau der Stube übte auf den eintretenden Kriegsmann seine Kraft aus, den sein Blick sprang von oben nach unten, von der linken zur rechten Seite und erst als er diese Beschauung vollendet hatte, sprach er zum anwesenden Rathsboten: »He! Freund Graurock! ein Schwabronn. Chef seiner römisch-kaiserlichen und germanisch-königlichen Majestät, muß vermög Ordre bei der ehrliebenden Stadt Zittauer Obrigkeit hier den Generalparap seines Hausens visiren lassen. Hurtig



fährt mich zu eurem Stadtmeister, daß er mir den Wiscb mit seinem Namen bezeichne.«

Der Rathsbote Schwarzweißler hatte sich während dieser Anrede von seinem gewöhnlichen Eckstuhle erhoben und stand in seiner langen schmalen Gestalt vor dem Offizier mit gebührendem Respekte. »Also zum Stadtmeister« — lautete nach einer Weile seine Antwort — »zum Stadtmeister — ja, zum Stadtmeister« —

Hier blieb ihm das Wort aus und dem Manne leuchtete die Verlegenheit aus den grauen Augenlein hervor.

»Warum klingt Euch das so seltsam?« — sprach der Angekommene — »glaubt Ihr etwa, ein kaiserlicher Schwadron's Kommandant werde sich von irgend einem subalternen Federfuchser sein Papier unterfertigen lassen? Schwerenoth!«

Bei diesem Ausrufe fuhr der Rathsbdiener wie eine vom Wind bewegte Tanne durch einander und zeigte dem Kriegsmanne mit stummer Geberde und achselzuckend die Eingangsthüre zur Schreibstube des Stadtmeisters, die der Offizier auch alsbald öffnete.

Ein langes, hallenmäßiges Zimmer nahm ihn auf und fesselte seine, durch die graue Linte der Vorstube ohnehin schon aufgeregte Aufmerksamkeit durch die Zeugen einstiger Pracht und des verbleibten Glanzlebens, welches jeder Gegenstand andeutete. Halb vermoderte, ja hier und da etwas zerfetzte, dunkelrothe Vorhänge deckten die gothischen Spitzfenster; an den Wänden glänzte noch das mit Gold veränderte Tafelwerk, dessen Reifezeit einige Jahrhunderte nicht hatten zerstören können, dazwischen hingen bunte Teppiche mit schön eingewirkten Jagd- und Schäferscenen. Auch die reich geschnit-

ten Tische und großen, krummbeinigen, weiß lackirten Sessel zeugten von einer verklungenen kunstliebenden Zeit.

Eine am letzten Fenster dieses Zimmers angebrachte, mit riesenmäßigen Arabesken und abenteuerlichen Thierfiguren bemalte spanische Wand verbarg den Blicken des eingetretenen Kriegersohnes den schwerfälligen Amtssitz des Stadt-Präses, den er sich nach der ganzen Umgebung nicht anders, als mit einer respektablen Allonge-Perücke bedeckt und die hohe Nase mit einer gewaltigen Brille besetzt, denken konnte. Mit klirrenden Schritten näherte sich daher der Offizier diesem hochämlichen Versteck, ein »Gott zum Gruß, Herr Stadt-Präses!« voraussendend.

Diese Vor-Attaque blieb unerwidert und der Fremdling glaubte sich allein, bis sein weiteres Vorschreiten ihn eines Besseren belehrte; am Aktentische hinter der spanischen Wand saß aber kein griechgrämiger Geschäftsmann, sondern ein holdes, hochaufgeschossenes — Mädchen.

Wir würden nach Novellistenart hier sehr bereitwillig eine umständliche Schilderung der Person und des Anzuges dieses Mädchens, worin die schönen Leserinnen schon die Heldin unserer Skizze erkannt haben werden, einschalten, wenn uns dazu die Mittel zu Gebote ständen. Ueber die körperliche Beschaffenheit der Schönen läßt sich nach der Quelle, woraus wir unsere Nachrichten schöpfen, nichts entnehmen und wir können nur im Allgemeinen die Versicherung geben, daß die Zittauer Mädchen überhaupt im Rufe einer holden Persönlichkeit stehen und daß unsere Heldin unter den Zittauerinnen einen vorzüglichen Rang einnahm.

Von ihrem Anzuge wissen wir noch weniger zu sagen, was wir um so mehr bedauern, als die zu erzählende Begebenheit in die Glanzperiode der wohlbekannten Reifröcke mit ihrem Gefolge von thurm hohen Frisuren, spinnengleichen Spizleibern und ellenlangen Schleiern fällt und daher eine Beschreibung der damaligen weiblichen Hauttracht nicht ohne Interesse wäre. Wir kehren daher zu unserm Reiteroffizier in das Oberamtszimmer der Stadt Zittau zurück.

Der Offizier hätte nicht mehr betreten seyn können, wenn er eine ganze feindliche Batterie vor sich gesehen hätte und sein Erstaunen nahm noch zu, als er gewahr wurde, daß die liebe Jungfrau mit keiner weiblichen Arbeit beschäftigt war, sondern daß sie — die Feder in der Hand hielt und wirklich schrieb.

Die reizende Schreiberin mochte in dem Gesichte des Eingetretenen ein sie nicht bekremdendes Erstaunen lesen und obgleich selbst von der unerwarteten Erscheinung der herrlichen Reitersgestalt befangen, hatte sie Fassung genug, das Gespräch mit einer Entschuldigung und dem Begehren nach seinem Anliegen zu eröffnen.

Sie berichtete ihm, daß eine schwere Unpäßlichkeit ihren hochbejahrten Vater, den Stadt-Präses, dessen einziges Kind sie sei, an das Bett gefesselt halte und daß er sie beauftragt habe, in seiner wie auch der übrigen Schreiber Abwesenheit die unerschließlichen Tagkurrentien abzufertigen, d. h. ihm solche Stücke zur Unterfertigung zu überbringen.

»Möge der Gesundheitsgott Eurem Vater bald wieder auf die Beine und an sein Schreibpult verhelfen« — nahm der Offizier das Wort — »das wünscht

ich von ganzer Seele; jeden Falls aber lasse ich dem guten Aeskulap ein Loblied blasen, weil ich euch, holdes Fräulein, durch ihn kennen gelernt habe.«

»Zu eurer Schmeichelrede schweigen, Herr Offizier!« antwortete sie — »hiesse sie für bare Münze nehmen und sie in gleichem Tone beantworten, wäre ein Verstoß gegen Zucht und Sittsamkeit; ich muß euch daher bitten, euch auf diesen Sessel zu setzen und mir die Ursache eures verehrlichen Besuches vermelden zu wollen, um euren Wünschen nach Gebühr entgegen kommen zu können.«

Das Mädchen begleitete diese Worte mit einer anmuthigen Geberde, die den Offizier einlud, auf einem bereit stehenden Stige Platz zu nehmen. Er folgte dieser freundlichen Einladung in der Hoffnung, das Gespräch verlängern zu können. Dann begann er wieder: »Wäre ich ein Zierbengel und kein deutscher Kriegermann, so würde ich den Faden von Komplimenten und Courtoisiesprüchen weiter fortspinnen; so aber und weil mich euer holdes offenes Wesen zu sehr anspricht, um euch noch länger mit solchem Firtlesanz zu molestiren, entstehe ich nicht, Euch hier mein Papier zur nothdürftigen Amtshandlung darzureichen.«

Er zog nach diesen Worten eine dickleibige Ledertasche aus seinem Brustluge und suchte unter den darin befindlichen Schriften herum, wobei er den Mädchen, das diese Zeit benützte, ihren Mann sich nach Ruße zu besehen, noch weiter berichtete, er sei dem langsame Marsche seiner Schwadron vorgeritten, um in der Zwischenzeit die alte Stadt Zintau etwas näher kennen zu lernen, daß er jedoch nunmehr darauf Verzicht leisten könne, weil ihm wohl das Merk-

würdigste, daß die Ringmauern der Stadt in sich schließe, begegnet sein dürfte.

Nach dieser neuen verbindlichen Rede händigte er der Jungfrau, die über den unerwarteten Schluß seiner Worte leicht erröthet war, ein zusammengelegtes Papier dar, mit der Bezeichnung: »An des ehrsam und tapfern, Seiner römisch kaiserlichen und germanisch königlichen Majestät Schwadron, Kommandanten des löbl. Kürassier-Regiments, N. Herrn Wolfram von Döbschütz Liebden 2c.«

»Döbschütz — von Döbschütz?« — sprach das Mädchen, als sie die Aufschrift gelesen hatte, mit einer Stimme und einer Miene, die Erstaunen und Schrecken zugleich andeutete; ihr scheu gewordener Blick maß dabei die kriegerische Gestalt des Offiziers und ein neues Entsetzen schien sich ihrer Person zu bemächtigen. Sie blickte hierauf vor sich hin und schien ihre wirren Gedanken ordnen und ihre verlorne Fassung wieder gewinnen zu wollen.

Döbschütz — so werden wir unsern Mann nunmehr nennen — bemerkte die sonderbare Wirkung, die sein ehrlicher Name in dem Fräulein hervorgerufen hatte und es verging eine gute Weile, bis er die Frage über die Lippen bringen konnte, ob sein Name oder seine Person ihr bekannt sei und welchem Umstand er ihr sonderbares Vertragen zuschreiben solle.

Das Mädchen hatte seine ruhige Haltung wieder angenommen und antwortete im leichten Gesprächstone: »Eine kindische Erinnerung schwebte vor meinen Blicken, als ich auf dem Papier euren Namen las, Herr von Döbschütz; ich bitte euch um Verzeihung und eile, eure Schrift dem Waser zur Unterschrift vorzulegen.«

»Ich muß euch, holdes Fräulein, den Durchzug versagen, versetzte Döbisch, indem er das Mädchen sanft am Fortgehen hinderte — bis ihr ihn mit der Erklärung dieser Erinnerung werdet erkaufen haben. Beschuldigt mich immerhin der Neugierde, weil ich euch um diese Mittheilung bitte; ich werde jeden Falls dabei einen doppelten Gewinn haben, da sie mir Gelegenheit verschaffen wird, euch länger sehen und hören zu können.«

Nach einigem Widerstreben gab ihm hierauf das Fräulein folgenden Bescheid: der hohe Ophir in Zittau's näher Umgebung ist ein sehr stark besuchter Vergnügungsort der Stadtbewohner, die in den dortigen Ruinen einer berühmten Raubburg, woraus später ein Cölestinerkloster geworden war, sich noch gegenwärtig oft von den Mähen des täglichen Lebens zu erholen pflegen. Auf dem dortigen Kirchhofe, mitten unter vielen verwitterten Gräbern befindet sich ein gut erhaltener Grabstein, worauf in Lebensgröße ein ganz geharnischter Ritter, der mit der linken Hand den Griff seines Schwertes festhält, und die Rechte auf der Herzseite der Brust liegen hat, ausgebaut ist; die Inschrift des Steines nennt den Namen des Mannes; Peter von Döbisch.

Dieses alterthümliche Monument war der Erzähler, wie sie berichtete, wohl bekannt; sie hatte

\*) Heutigen Tages ist diese Inschrift ganz unleserlich; Carpiow gibt sie in seinem Ehrentempel wörtlich also an

„Anno 1550 am Tage Agnetis ist hier begraben der ehrenfeste Peter von Döbisch, bei Kaisern, Königen, Fürsten und Herren ein wohlverdienter Kriegsmann.“

es als Kind auf den Spaziergängen, die sie mit ihren Eltern häufig nach dem Dybin machte, vielfältig besahen; war darüber oft in jugendlicher Munterkeit geschritten und gesprungen, hatte es auch bei ihren Mädchenspielen sich zum Siege ausgerufen; ja, die schon damals halbverwitterten alten Charaktere des Epitaphes waren ihre erste Leseübung gewesen. Sie endete ihre Mittheilung durch die Bemerkung, ihre Bekanntschaft mit seinem Geschlechtsnamen wäre daher eine natürliche Sache, so wie es wohl ein Spiel ihrer Phantasie gewesen sein mag, wenn sie auch zwischen seinen und den Gesichtszügen des Steinbildes eine große Familienähnlichkeit wahrgenommen zu haben glaubte.

Wir können uns es nicht versagen, die Worte des Mädchens zu ergänzen und einige Umstände nachzutragen, die sie aus wohlervogenen Ursachen verschwiegen hatte. Die Ruinen des Dybins waren der gewöhnliche Erholungsort, den des Mädchens Eltern mit ihrem Töchterlein und einigen bekannten und verwandten Familien seit fünfzehn Jahren zu besuchen pflegten und da das Mädchen in früheren Jahren, dem beschriebenen Grabmale seiner in die Augen fallenden Beschaffenheit und des damit verbundenen romantischen Anstriches wegen, stets eine besondere Aufmerksamkeit bewies, indem sie es bey jeder Gelegenheit regelmäßig in Augenschein zu nehmen, ja die hohe Rittergestalt sogar dann und wann mit frischen Blumenkränzen zu schmücken pflegte, damit der Spruch des Dichters sich bewähre:

„Das Leben ist doch schön, wo selber am Ruin  
Der Mutter Hände Rosen noch erzieh'n.“ —

so hatte die Kranzbinderin von ihren Jugendge-

spielinnen den Scherznamen der Braut des steinernen Ritters erhalten, der ihr seitdem auch geblieben war. Die Heldin unserer Skizze nahm diesen Beinamen nicht im Mindesten übel, von Natur mit einem romantischen Sinne und einem männlichen Geiste begabt, wie schon die Art, wie wir sie kennen gelernt haben, es andeutete, war sie ganz in die ihr zugetheilte Rolle eingegangen und hatte schon manchen unbärtigen Freier aus keinem andern Grunde abgewiesen, als weil sie die Braut des steinernen Ritters sei.

Ihrem Vater, der seit zwei Jahren seine Hausfrau verloren hatte und dessen einziges Kind das Mädchen war, fing der Scherz zu wurmen an, besonders da der letzte Bewerber, um des Fräuleins Hand, ein reicher Patriziersohn der Stadt, ganz ein Mann nach seinem Sinne war. Er machte seiner Tochter deshals gutgemeinte Vorstellungen und bat sie, den Spas nicht bis zur Tollheit zu steigern — denn Tollheit müsse es doch sein, einen Freier, wie es der letztere gewesen sei, ohne irgend eine vernünftige Ursache anzugeben, so ganz simpliziter die Thüre zu weisen.

Das Töchterchen suchte den tollenden Vater dadurch zu besänftigen, daß sie ihn scherzend an ihren steinernen Bräutigam erinnerte; sie erhielt dann jedes Mal die schon mehrmalen übernommene Antwort, daß, wenn auch der selige Herr Peter von Döbschütz lebhaftig auf Freiersfüßen anhergestiegen käme, er doch das väterliche Jawort nicht erhalten würde, weil er bei aller Achtung für den Kriegerstand, aus gewichtigen Gründen die Hand seiner Tochter nie einem Soldaten verleihen würde.

Das Mädchen erhob nach solchen Unterredun-



gen ein fröhliches Gelächter und brachte den Gemeinpruch vor, daß die Ehen im Himmel und nicht auf verlassenen Kirchhöfen geschlossen würden. — Nach dieser Abweichung vom Gange unserer Erzählung, kehren wir zu unserem Rittmeister und dem schönen Aſter, Stadt, Präses zurück.

»Ich bin zwar« — versetzte Döbſchütz, als das Fräulein ihre Mittheilung geendet hatte — »weder in der Genealogie überhaupt, noch in jener meines Geschlechtes insbesondere gut bewandert; ich erinnere mich aber doch, in meinem älterlichen Hause oft von einem Siegmund von Döbſchütz, meinem Groß-Obme, sprechen gehört zu haben, der von Kaiser Ferdinand I. nach Aufhebung der Oybner Klosterbruderschaft zum Vogte über die eingezogenen Stiftsgüter ernannt wurde, und auf dem Oyin seinen Wohnſiß aufschlug. Nach einigen Jahren verpfändete der Kaiser jedoch die oybinischen Güter gegen ein beträchtliches Darleihen an den damaligen Landvogt der Lausitz, Herrn Zbislauß Werka von der Duba, und gerade zur Zeit der Uebergabe der Stiftsgüter starb auf Oyin mein Großobm \*), der jedoch nicht auf dem Gottesacker seines Sterbortes, sondern in der Familiengruft meines Hauses beigesetzt wurde und dessen Tod um das Jahr 1570 erfolgt sein mag. Von einem Peter von Döbſchütz aber, der noch dazu ein wackerer Kriegermann gewesen sein muß, ist mir bis Dato noch wenig bekannt geworden.«

Hier wurde das Gespräch zum zweiten Male durch den Eintritt des Rathsbieners Schwarzweißler gestört, dem in seiner grauen Stube die

\*) Geschichtlich.

Zeit lang werden, oder dem um sein Fräulein, das er in der bedenklichen Gesellschaft eines waghalsigen Marksohnes wußte, hange sein mochte. Als der graue Ehrenhüter jedoch gewahrte, daß die Tochter seines Herrn mit dem Fremden in einer traulichen Zweisprache begriffen war, zog er sich zwar ohne Grauen wieder zurück, seine Erscheinung hatte jedoch die Folge, daß das Fräulein an den Wohlstand erinnert wurde und zur Einsicht kam, es sei Zeit, der Unterhaltung mit dem unbekannten Manne ein Ende zu machen. Sie erhob sich daher neuerdings, um ihrem Vater die Schrift des Rittmeisters zur Unkostenfertigung zu überbringen.

Döbschütz hinderte sie aber zum zweiten Male daran, indem er hinzufügte, daß er trotz der bestehenden Geschäfts-Observanz und Amtsinstruktion sein Dienstpapier von Niemanden als von ihr werde coramistren lassen; habe sie sich den Posten am Amte ihres Herrn Vaters, des Stadt-Präses, einmal angemacht, so müsse sie auch seine Funktionen ausüben und jede Civil- oder Militär-Autorität, die sich es etwa sollte beikommen lassen, gegen ihr Vidit eine Einwendung zu machen, werde er mit seinem Degen zurecht zu weisen wissen. Dabei dürfe er jedoch der hochweisen Stadt-Präses-Lieutenantin nicht verhehlen, daß diesem sein Begehren auch die Nebenabsicht zum Grunde liege, bei dieser Gelegenheit sich auch mit dem sehr werthen Namen derselben bekannt zu machen, und sich in den Besitz einiger Zeilen von Ihrer schönen Hand zu setzen.

Vergebens stellte ihm das Fräulein das Unziemliche, Ordnungswidrige und Abenteuerliche seines Ansinnens vor; er blieb halb im Scherze und halb im Ernste bei seinem Ausspruche und dem Wädchen

blieb — um den Faden der Unterredung nicht in das Endlose fortzuspinnen, am Ende nichts übrig, als auf dem Papier die Worte niederzuschreiben: »Stadt Zittau Oberamt, den 7 September 1600. Euitgarde von Johnsberg.«

Kaum hatte Döbschütz der holden Euitgarde, denn so wollen wir fortan, nachdem auch wir nunmehr zur Kenntniß ihres Namens gekommen sind, das Fräulein nennen, für die erhaltene amtliche Abfertigung herzlich gedankt, als vom Markte herauf Trompetengeschmetter sich hören ließ. Es war seine Reiterschar, die eben eingezogen war und ihres Führers harrete.

Wir übergeben die Abschiedscene; sie war von Seiten des Rittmeisters treuherzig und innig, und von jener Euitgarde's ungeheuchelt freundlich. Da die jungfräuliche Zucht nicht gestattete, den Abgehenden bis zur Vorstube zu begleiten, so übertrug sie ihren Augen diese Begleitung und als Döbschütz seine letzten Worte sprach, daß er sie bald als gebietende Amtsfrau wiederzusehen hoffe, antwortete sie von der Ferne mit einem kaum bemerkbaren Kopfnicken.

In der grauen Vorstube stand Schwarzweißler wie eine Kerze an der Ausgangsthüre, die er dem Rittmeister achtungsvoll öffnete. Dieser drückte dem alten Manne ein Geldstück in die Hand mit der Mahnung, die Gesundheit des Herrn Stad. Präses — aber wohlverstanden, jenes Herrn Präses, der da drinnen hinter der spanischen Wand sitze, zu trinken, und das — Schwerenoth von vorhin hinabzuschwemmen.

Der alte Amtsbote nickte dem Abtretenden, ihm einen ehrfurchtsvollen Dank sagend, zu, und meinte

für sich hin, mit dem — Schwerenoth hinabtrinken werde es wohl keine schwere Noth haben.

Als unten der Rittmeister sich auf sein Pferd geschwungen hatte, und bei Euitgardens Fenster vorbei, an der Spitze seiner Schwadron dem Weberthore zuritt, irrte sein geübtes Soldatenauge nicht, als es ihm sagte, daß ein Mädchenkopf auf der Lauer liege.

Was unsern wackeren Cavalier betrifft, können wir versichern, daß der Gegensatz der grauen Amtsstube mit ihrem Dito Hüter und der jungfräulichen Rose hinter der altfränkischen spanischen Wand, auf ihn einen unvertilgbaren Eindruck gemacht hatte.

## II.

Nach der erzählten humoristisch-galanten Amtsscene verstrich ein Zeitraum von acht Monaten, nach deren Verlauf wir den Rittmeister von Döbschütz neuerdings in die graue Kammer zu Zittau eintreten sehen. Von dem, was in der Zwischenzeit geschehen war, glauben wir dem Zwecke unserer Mittheilung gemäß nur mit wenigen Worten andeuten zu müssen, daß die politischen Wirren der Zeit dem Regimente, worin der Rittmeister diente, eine längere Unthätigkeit gestatteten, die Döbschütz zu einer Reise nach Zittau benutzte, wo ihn das Andenken an Euitgarden hinzog. Auch aus dem Gedächtnisse dieses Mädchens war sein Bild nicht verschwunden, obgleich sie wenig oder gar keine äußere Gelegenheit hatte es darin zu erneuern, weil sie mit Niemanden sich von ihm unterhalten konnte und vor ihrem Vater sogar wegen ihres Benehmens mit dem unbekannten Militärsmanne sehr getadelt worden war. Euitgarde

war übrigens weit entfernt, die Hoffnung, daß sie den zufällig ihr vorgekommenen Mann, der ihr allerdings ein lebhaftes Interesse eingeflößt hatte, je wiedersehen würde. Man wird daher leicht begreifen können, daß sie nur mit vieler Mühe die äußeren Zeichen der inneren Bewegung, die sie bei der Nachricht von der Wiederkehr des Rittmeisters empfand und die der Vater ihr als eine zufällige Neuigkeit hinterbachte, bemeistern konnte. Doch wir kehren in die graue Vorstube zurück.

Hier rief der dienstbeflissene Schwarzweißler Mund und Augen weit auf, als er den unerwarteten Ankömmling, der ihm des erhaltenen goldenen Trinkgeldes wegen noch frisch im Andenken stand, eintreten sah. Er empfing in Folge dessen den freigebigen Rittmeister auch mit einer Reverenz, wie er deren wohl noch wenige zu Tage gebracht haben mochte und gleich dabei durch seinen vorgestreckten langhalsigen Kopf und durch ein zurückgebogenes Spindelbein vollkommen einem lateinischen Z, oder einem Zollstabe, dem die Form dieses Buchstabens gegeben wird.

Dieser carrikirte Willkomm versetzte den Rittmeister in eine muntere Stimmung und trug nicht wenig dazu bei, daß er über den frostigen Empfang, der ihm diesmal hinter der bewußten spanischen Wand bevorstand, leicht hinausging. Denn hier fand er seine holde Paskoramisirerin nicht wieder, sondern ihren gestrengen Herrn Vater mit gebührender Amtsmiene in der ganzen Autorität einer wolktigen Perücke.

Ohne weitere Umschweife nannte sich Döbschütz dem alten Herrn, bedauerte dessen vorjährige Krankheit, die ihn gehindert hatte, schon damals seine ehrenwerthe Bekanntschaft gemacht zu haben, er-

Kündigte sich um das Befinden des Fräuleins und bat um die Gunst, dem Herrn Stadt-Präsident in seinem Hause eine Visite machen zu dürfen. Er schloß seine schmucklose treuherzige Anrede mit einem strategischen Kraftsage, in dem er bemerkte, er hoffe, der Herr Stadt-Präsident von Johnsb erg werde einem kaiserlichen Schwadron- Kommandanten und einem Edelmann von altem Schrot und Korn die Gewährung dieser Bitte wohl nicht versagen.

Herr von Johnsb erg antwortete mit sichtbarer Verlegenheit, daß er wegen Abgang einer Hausfrau mit seiner verwitweten Schwester seine Tage sehr zurückgezogen verlebte, so daß ein fremder Gast in seinen stillen Gemächern so selten wie eine weiße Schwalbe auf seinem Dache sey. — daß es ihm jedoch stets zur besondern Ehre gereichen würde, einen landesherrlichen Offizier und altgeborenen Cavalier in seinen einsamen Wänden zu bewillkommen.

Obgleich der Ton, womit Johnsb erg diese Worte hervorstotterte, eben nicht sehr einladend war, so genügte er unserm Rittmeister doch vollkommen, da er seine Absicht vorläufig erreicht hatte.

Nach einigen allgemeinen Höflichkeitsreden zog er sich auch zurück, um in seiner Wohnung, die er in der Stadt gemiethet hatte, über den ferneren Operationsplan, sich in Eugardens Gunst festzusetzen, nachsinnen zu können. Als er durch die graue Kammer zurückging, stand Schwarzwiesler eingedenk der erhaltenen reichen Gabe schon bereit, ihm die Thüre zu öffnen und seine hölzerne Reverenz zu machen. Da jedoch das Trinkgeld diesmal nicht gegeben wurde, so blieb er in seiner Verbeugung auf halbem Wege stehen und Hals und Bein be-

hielten eine Mittelstellung zwischen der Vertikal- und Horizontal-Linie.

Nach einigen Respekttagen machte Döbschütz bei Johsberg seinen ersten Besuch, wobei es im Geiste des Jahrhunderts der Reifröcke etwas ceremoniöser zugeht, als in unserer Zeit; um jedoch so schnell als möglich zu dem entscheidenden Ereignisse unserer Mittheilung zu kommen, wird flüchtig bemerkt, daß der Rittmeister in Monatsfrist nur einige Mal so glücklich gewesen war, Euitgarden sehen zu können, daß sie aber dennoch so ziemlich mit einander, was die Angelegenheiten ihrer Herzen betraf, einig geworden waren. Mit Euitgardens Tante, der Ehrenhälterin des Mädchens und Vorsteherin des Johsberg'schen Hauswesens, stand der Rittmeister auf einem freundlichen Fuße, weil diese Dame die Abneigung ihres Bruders gegen den wackeren Kriegerstand keineswegs theilte und, wie sie in einer offenberzigen Laune dem Rittmeister vertraute, in der That auch zu theilen nicht Ursache habe, weil so mancher Knasterbart leben dürfte, der ihren Reizen gebuldigt habe. Herr von Johsberg selbst blieb gegen den Herrn von Döbschütz in den Schranken einer angemessenen Höflichkeit und vermied jede Veranlassung, die dessen nähere Verbindung mit seiner Familie herbeiführen könnte.

Zu dieser Zeit war von Görlitz eine verwandte Familie zu den Johsbergs nach Zittau gekommen. Diese Familie bestand aus Johsberg's Schwager und dessen Frau, einem Sohne und zwei Töchtern, die beim Stadt-Präsidenten ihre Wohnung aufschlugen und in dessen Hause eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit verursachten, wobei Döbschütz Gele-

genheit erhielt, Euitgarden öfter sehen und sprechen zu können.

Unter andern kleinen Ergöblichkeiten wurde auch ein Spaziergang nach den Ruinen des Ophins festgesetzt, dazu auch mehre bekannte Zittauer Freunde mit ihren Angehörigen eingeladen und die Anstalt getroffen, alles Nöthige zur Bewirthung der zahlreichen Gesellschaft, wozu auch Döbbschütz eingeladen worden war, dahin bringen zu lassen.

Der zu diesem Ausfluge bestimmte Sonntag war ganz geeignet, die beabsichtigte Unterhaltung zu steigern, und wir erblickten die edle — nach der damaligen Mode festlich gekleidete Wanderschar, auf den waldigen Felsenhöhen des Ophins in malerischen Gruppen zerstreut.

Diese Gruppierung muß jedoch etwas näher beschrieben werden, weil sie zur Verständigung der kommenden Dinge nothwendig ist.

Eine Stunde von Zittau entfernt liegt das von hohen Felsen und Waldgebirgen umgebene bekannte Ophiner Thal mit seiner romantischen Mühle, in welche die Phantasie jedes sinnigen Wanderers sich unwillkürlich eine schöne empfindsame Müllerin hindenkt. Bei diesem Mählwerke rechts biegt der Weg um eine kolossale Felsenkante und links steigen schroffe Sandsteinwände in mächtigen Lagern auf. Große Steinklätze gähnen hier und da den Beschauer an, denn die geschäftige Menschenhand hat hier Steinplatten von Mauerstärke zu Tage gefördert. Hat man den Fuß des sogenannten Ameisenberges umgangen, so tritt des Ophin's riesenhafter Vergleget zwischen dunkeln Gründen hervor:

Hat man den Berg bestiegen, so hemmt ein hohes Flägelthor, welches den Eingang zum Innern



des trümmerreichen Oybin's bildet, die weiteren Schritte. Der ehemals darüber gestandene Thurm war die Warte für die Burgnappen, die von hier aus den größten Theil des Thales überblicken konnten. Ein krummer Felsenpfad führt über halb ausgetretene Stufen nach dem zweiten Hauptthor. Tritt man auf diesem Wege zur Linken etwas höher auf vorspringende Steine, so sieht man hinter dichtem Gesträuch über sich in bedeutender Höhe, neben der Steinwand der Klostersruine, eine enge Felskluft, vor deren schwarzen Abgrund ein Stangengeländer schützt. Es ist der vielbewunderte Jungfernsprung, der in der Sagenwelt und in unserer Skizze eine besonders wichtige Rolle spielt.

Vom zweiten Thore aufwärts reihen sich zwischen malerischem Erlen- und Birkengesträuch Ruinen an Ruinen, es sind die Reste der Wohnungen der Ordensgeistlichen, des Refectoriums, der Keller, der Kirche, des düstern Kreuzganges, der Sakristei und des Gottesackers.

Noch höher hinauf befindet sich ein neues Gebäude zur Unterkunft der Ruinbesucher und mehrere freie, mit Stühlen und Tischen versehene Flächen stellen sich als Ruheplätze dar.

Ein solcher Platz befindet sich auch auf der Höhe des Jungfernsprungs, wohin eine niedrige Felsenpferte neben dem Eingange des verfallenen Kreuzganges führt. Zwei gerade aufsteigende Steinwände, mit dem Meißel ausgehauen, laufen in einer Krümmung parallel fort und bilden einen schmalen Gang, an dessen Ende sich die Aussicht in's weite Freie eröffnet. Es ist eine schauerlich-schöne Bergparthie, rings mit Schuttabländer umgeben, über welcher man von einer Seite nicht ohne Gefahr

eine Kluft hinabblickt, die tief hinab sich senket und von dem gegenüberstehenden, etwas niedrigeren Felsen klasterbreit entfernt ist.

Hier hatte sich der junge Theil der Johannisberg'schen Gesellschaft, aus Euitgarden, ihrem Cousin und seiner Schwester, und einem Duzend junger Männer und Fräuleins von Zittau bestehend, gelagert, um die Zeit mit geselligen Spielen zu verbringen; die ältere Abtheilung der Opbinsbesucher hatte sich vor dem Gastgebäude an den Kartentisch gesetzt und Döbbschlag, der ein Fremdling auf diesen Höhen war, hatte sich in Begleitung des städtischen Lokalauffsehers und eines älteren Einwohners von Zittau, der mit der Geschichte des Ortes gut bekannt war, aufgemacht, um die einzelnen Parthien des überaus anmuthigen Trämmergebietes kennen zu lernen.

Auch Schwarzwiesler hatte sich der lustwandelnden Schar als Mundschenk und Proviantbesorger zu zugesellen gewußt und nahm sich zwischen den mitgebrachten vollen Flaschen und blanken Gläsern in der That wie ein gespenstiger Kredenzmeister aus den Zeiten aus, in welchen sich hier ein Raubnest und lärmende Zechbrüder befanden.

Nach mancherlei Scherzreden war im jugendlichen Zirkel der Gesellschaft der nahe liegende, aus schwarzer Tiefe heraufgährende Jungfernsprung der Gegenstand der Unterhaltung geworden. Euitgarden's Cousinen baten um Mittheilung der Sage, die diesem Fessenschlunde seinen befremdenden Namen gegeben haben soll und da selbst einige Damen aus Zittau das Bekenntniß ablegten, daß auch ihnen diese Kunde nicht genau bekannt sei, so wurde der anwesende junge Stadtkämmerei-Schreiber, Weitzagenreit, allgemein gebeten, diese Sage

der Gesellschaft zum Besten zu geben, was ihm ein Leichtes wäre, weil die Erforschung der vaterländischen Geschichte seine Lieblingsbeschäftigung sei.

Hagenreit erklärte sich bereit, der interessanten Gesellschaft die magere Ausbeute seiner hieher gehö- rigen Forschungen mitzutheilen und schritt auch also- gleich zur Sache.

»Der Opyin ist ein Berg der Kontraste, denn so wie neben und zwischen dürrer tiefen Steingefläste sich lachendes Immergrün und duftige Rosenhecken erhal- ten, so folgte dem blutbesleckten Unwesen einer lan- gen Reihe berüchtigter Räuber, das gottgefällige Le- ben der Cölestiner-Mönche aus Arignon, die hier mit Genehmigung des Kaisers Karl IV., der das hiesige Raubnest mit stürmender Hand erobert hatte, ein Kloster errichteten, das den 6. November 1384 eingeweiht wurde, und

Wo sonst Linder schweigten, Jubel tönte,  
Eine Räuberschaar den Rächer höhnte,  
Hallte der geweihten Steden Klang,  
Und der Väter frommer Bußgesang.

Wenig Räuberburgen Deutschlands können der Opyiner an die Seite gestellt werden, so wild und verzweigen waren die Stegreifritter, die darin hausten. Die Ersten waren die Herren vom Burgberge, diesen folgten die Feldobersten Lannenwälder und von Napitz, in Kriegsdiensten des reichen Herrn von der Leipa und den Schluß machte ein Herr von Michelsberg, der durch Kaiser Karl IV. im Jahre 1349 besiegt und erschlagen wurde \*).

Der vertrauteste Kampfgenosse Michelsbergs war der Junker Tollenstein, dessen Lebenswandel sei-

\*) Geschichtlich.

nem Namen entsprach, denn er trieb es toll genug in den Tag hinein. Dieser Wildfang kehrte oft auf Oybin ein, um dort mit dem Burgherrn entweder die langen Abende bei dem vollen Humpen zu verplaudern, oder nächtlicher Weile mit hinab in den Wald zu ziehen, um den Kaufleuten, die durch das Oybiner Thal von Zittau nach Prag zogen, von ihrem Gelde und ihren Waaren zu helfen.

Als der Junker von Tollenstein einstens wieder heutelustig auf der Lauer lag, blieben die erwarteten Handelsmänner aus; zur unglücklichen Stunde kam aber eine edle Familie aus Zittau, wozu ein liebliches Mägdlein gehörte, die dem junkerlichen Schnapphahne alsbald gewältig in die Augen stach, dabei gezogen. Er ließ es auch, ohne irgend ein Bedanken zu hegen, durch seine Reißigen aufgreifen und alles Schreiens und Sträubens ungeachtet, nach Oybin bringen.

Hier blieb die holde Jungfrau in strenger Haft, weil der Junker von Tollenstein nicht so glücklich war, ihre Liebe gewinnen zu können, was er im eigensüchtigen Uebermuthes für ein Leichtes gehalten hatte. So oft er sie besuchte, fand er sie bitterlich weinend und bald hatte der Gram ihre rosenrothen Wangen zum Schnee der Lilia gebleicht.

Ihr Schicksal hatte ihr aber im Raubschlosse selbst einen Retter verschafft. Ein junger Edelknecht, der sich darin befand, um den Waffendienst zu lernen, hatte ihre Rettung beschlossen und benötigte dazu eine Zeit, welche die weglagerischen Ritter auf der Jagd zubrachten. In der Abenddämmerung war es ihm schon gelungen das Mädchen den Augen ihrer Wärter zu entziehen und in männlicher Kleidung dem Burghore zuzuführen.

Hier ertönte aber plötzlich das Hörnhorn und meldete die frühere Heimkehr der Ritter von der Jagd. Das Mädchen und sein Ritter waren bis an den vordern Eingang und zwar bis zu der Stelle gekommen, wo wir uns befinden und jede Minute Verzug drohte Beiden einen sichern Untergang.

Schnell zog der Jüngling daher die zitternde Jungfrau hieher an diese Kluft und erklärte ihr mit kurzen Worten, es bliebe ihr keine Wahl, als den Sprung über die Felsenkluft zu wagen, oder sich und auch ihn zu verderben.

Nur einen Augenblick sahn sie nach, dann faßte sie sich ein Herz, sprang und kam glücklich auf jenes vorspringende Felsenstück zu stehen, von wo aus sie sich dann weiter von Fels zu Fels schwang und den Thronen wiedergegeben war.

Hagenreit beschloß seine Erzählung mit den Worten, daß von diesem Vorfalle dieser Platz den Namen des Jungfernsprungs erhalten habe.

Als alle Zuhörer und Zuhörerinnen ihm ihren Dank bezeugt hatten, frug ihn ein Fräulein, ob ihm die Namen des Mädchens und ihres Retters nicht eben so bekannt seien, wie jene der Raubritter, die immerhin der Vergessenheit hätten überliefert werden können, was aber mit dem jungen Paare nicht der Fall sei; bei diesen dränge sich sogar der Wunsch auf, auch von ihren ferneren Schicksalen etwas Näheres zu erfahren.

Hagenreit bedauerte, von diesen Fragen nur jene, die den Namen des Jünglings betreffe, beantworten zu können, setzte aber hinzu, nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge glaube er mit Sicherheit annehmen zu können, daß das gerettete Mädchen seinen Paladin mit seiner zarten Hand belohnt habe; ich glaube dieses um so zuversichtlicher behaupten

zu können,« setzte Hagenreit nicht ohne schalkhafte Bosheit und mit einem sprechenden Seitenblicke auf Euitgarden hinzu, »weil der junge Cavaller einem Geschlechte angehörte, das zu jeder Zeit im Rufe stand, in den Augen der Damen Gnade gefunden zu haben.«

»Und das wohl nicht unverbient,« antwortete ihm ein anderes Fräulein der Gesellschaft, »wenn die Nachkömmlinge des Urhebers dieses schauerlichen Jungfernsprunges ihm an ritterlicher Galanterie gleichen. — Doch Sie haben vergessen, uns sein Geschlecht zu bezeichnen.«

»Sein Geschlecht,« fuhr Hagenreit fort, »scheint überhaupt bestimmt gewesen zu sein, auf dem Opyin zu jeder Zeit eine der ersten Rollen zu spielen; denn ein Urenkel unseres jungen Helden starb nach einem höchst abenteuerlichen, wildbewegten Leben als Prior des hiesigen Bruder-Convenges.«

»Als er vor seinem Eintritte in das Kloster als berühmter Kriegermann in einer blutigen Schlacht in großer Gefahr schwebte, sein Leben einzubüßen, weil er tödlich verwundet war und ringsum unter den Feinden keinen Rittermann erblickte, der ihm den Todesstoß hätte geben können, was ihm sonach von einem gemeinen feindlichen Soldner bevorstand, so that er das Gelübde: wenn der Himmel diese Schmach von ihm abwenden sollte, so wolle er seiner heißgeliebten Braut, die er daheim hatte, entsagen, und seine Kriegstrüftung auch im Grabe nicht ablegen.«

»Seine Rettung erfolgte, und der Ritter hat Wort gehalten.«

»Seine trauende Braut nahm in Breslau den Schleier, und er selbst zog hier die Mönchskutte an.«

»Um auch den zweiten Theil seines Gelübdes zu erfüllen, verordnete er in seiner Sterbestunde: ihm über die Klosterkleidung die Rittersrüstung anzulegen, im Gegensatz mit dem frommen Gebrauche vieler Ritter, die sich im Grabe über die Rüstung eine Mönchskutte anziehen ließen.«

»Noch ist hier neben im Kirchhofe sein Grabstein zu sehen, wie er zum Zeichen seines einstigen Kriegerstandes mit einer Hand das Schwert festhält und die andere auf sein Herz legt, gleichsam als wolle er den Schmerz um die aufgegebene Geliebte um Schweigen bringen.«

»Das ist ja der steinerne Bräutigam Luitgardens, das ist ja Peter von Döbschütz!« riefen ein Duzend Stimmen hier zu Luitgardens Verdrusse zugleich aus.

Diese suchte jedoch ihre Empfindung nach Möglichkeit zu verbergen, trieb den Schmerz eine Zeitlang mit und suchte, weil sie der Rückkehr des Rittmeisters alle Augenblicke entgegen sah, dem etwas ausgelassenen Gespräche eine andere Wendung zu geben. Sie brachte es nämlich auf die Klust: Uberspringerin zurück und meinte, brim rechten Lichte besehen, sei der Sprung des geraubten Mädchens nicht so gefährlich und halbbrecherisch, daß man darüber sich sonderlich verwundern könne und ihn sogar der Nachwelt durch die Benennung der Klippe aufbewahrt habe.

Bei diesen Worten war sie an den Rand der Klust getreten, maß mit den Augen ihre Breite, und ließ sich dann, gegen die Gesellschaft gewendet, verlauten: sie hege von dem Muthе aller Anwesenden eine zu gute Meinung, um nicht zu glauben, daß Jeder und Jede bereit sei, den Sprung zu wagen.

Ihr spöttelnder Ton verrieth nicht undeutlich, daß sie vom Gegentheil überzeugt sei und sich durch diese Zumuthung für die erlittene Neckerei mit dem steinernen Bräutigam rächen wolle.

Die Fräuleins riefen Zeter über diesen wahren Saltomortale und weigerten sich sogar, in den schwarzen Schlund hinabzublicken, weil leicht ein Geist des Abgrundes einen Schabernack ausüben könnte.

Nicht müthiger äußerten sich die jungen Herren, obgleich manche von ihnen tüchtige Stup- und Zwickelbärte hatten; einer setzte noch hinzu, dieses Wagstück ließe sich allenfalls mit den Flügeln des Icarus oder mit Degen's Flugmaschine seligen Andenkens versuchen.

»Auch ohne die Flügel des Icarus,« entgegnete Luitgarde, »bin ich bereit, den Sprung zu machen, wenn Einer dieser Herren das Versprechen leistet, mir zu folgen und sich so den Namen eines zweiten Harraß \*) zu erwerben.«

»Wir sind alle dazu bereit!« riefen die anwesenden jungen Herren durch einander, »wir folgen alle!«

»Ei seht doch den galanten Ungestüm unserer Cavaliere!« fiel hier ein älliches Fräulein ein, die, keine besondere Freundin Luitgarde's, als ein spitziges Zünglein bekannt, und dem Rittmeister Döbschütz ganz und gar nicht abhold war, — »Seht doch! welche Springlust so urplötzlich sich dieser Herren bemisst hat, ohne daß an Einem von

\*) Dessen gewaltigen Sprung bei Liebwerde in Sachsen ein Denkmahl bezeichnet und den Theodor Körner besungen hat.



Ihnen eben ein Flügelpaar zu sehen wäre. Laßt, meine Herren, Euitgarden sich nur mit der Steinkluft messen; als Braut des steinernen Ritters ist sie ja ohnehin dem Gesteine hold und ergeben; sie hat daher davon nichts zu befürchten und statt einem von Ihnen den Ehrentitel eines zweiten Harraß zu verschaffen, würde ich ihr rathen, sich selbst den weit romantischer klingenden Beinamen eines weiblichen Harraß zu erringen.«

Ich vermag den Zustand, worin sich Euitgarden's Inneres in diesem Momente befand, nicht zu schildern; es mußten sich aber heftige Gefühle mit Blütheschnelle in ihr entwickelt und über ihre Vernunft den Sieg davon getragen haben, denn zum höchsten Erstaunen aller Anwesenden hob sie den, als Schußgeländer lose vorliegenden dünnen Baumstamm weg, trat einige Schritte zurück und — vollzog den gewagten Sprung.

Aber wehe ihr! — sie war zu kurz gesprungen, erreichte die gegenüber etwas tiefer liegende Platte nicht und sank in den dunkeln Abgrund hinab, wohin den Obenstehenden, der vorspringenden Felsenheile wegen, der Blick versagt war.

Ein unaussprechlicher Schrei des Entsetzens erfolgte von den Zurückgebliebenen, deren Antlitz Todesblässe überzogen hatte.

Schnell gelangte die schauervolle Kunde des Geschehenen zu den Ohren des älteren Theils der Gesellschaft und — wer begreift den Zustand des unglücklichen Waters!

Wir eilen über diese Scenen schnell hinweg und folgen einigen hinabeilenden jungen Männern, die sich aufgemacht hatten, um die Unglückliche aufzusuchen und wenn der Himmel sie in seinen allmächtigen

Schutz genommen hätte, ihr Hülf und Rettung zu bringen.

Und die Vorsehung hatte über das tollkühne Mädchen gemacht. Döbschütz und seine Begleiter waren eben auf dem Rückwege begriffen, als der übermüthige Sprung geschah. Schnell stürzten sie in die Tiefe der Schlucht und fanden Eitgard den lebend am Boden liegen; sie blutete nur aus einer tiefen Fußwunde. Ihr Reifrock war der schützende Fallschirm gewesen, der die Kraft des Sturzes gebrochen und sie am Leben erhalten hatte \*).

Als Döbschütz das blutende, ohnmächtige Mädchen dem verzweifelnden Vater in die Arme legte, erfolgte ein Austritt des Entzückens, der den überstandenen Schmerz reichlich überwog.

Da wir unsere Aufgabe gelöst haben, so schreiben wir schnell zum Schlusse unserer Skizze.

Johnsbergs Abneigung gegen den Soldatenstand war verschwunden und Eitgard in einigen Wochen die Braut des lebendigen und nicht des steinernen Ritters von Döbschütz. Bald darauf verließ Döbschütz die Kriegsbühne und trat in städtische Bedienstung; wozu er es mit der Zeit bis zu seines Schwiegervaters Posten brachte.

Stets blieb ihm jedoch die graue Stube und die spanische Wand im werthen Andenken und sie erlitten unter ihm keine Veränderung.

Der Ohbin blieb sein und Eitgardens Iheuerster Erholungsort und alljährig feierten sie dort den Tag des glücklichen Ereignisses.

*Historisch.* Das Ereigniß geschah den 24 Juni des Jahres 1601.

Auch den Reifröcken wollen wir noch eine kleine Huldigung darbringen und bemerken, daß in einer Apologie derselben, Cuitgardens Reifrock einen der vordersten Plätze einzunehmen berechtigt ist.

---

## Das Wahnungsglöckchen zu Neustift.

Novellistische Humoreske.

Unsre Gewissen ähneln Glocken sehr;  
Nach den kleinsten Rissen klingen die nicht mehr.  
(Alter Unsm).

---

Unser gesegnetes Oesterreich zählt der Ortschaften gar viele, die den Namen Neustift haben; bei den meisten derselben dringt sich den Forschern in der Landeskunde die Bemerkung auf, daß sie füglich Altstift heißen sollten, weil der Ursprung der Mehrzahl dieser Wohnsitzge sich in das graue Alterthum verliert. Wir bedauern, nicht angeben zu können, in welchem Neustifte sich der Vorfall ereignet hat, den wir zu berichten haben; das dürfte jedoch der lehrreichen Nuganwendung, die daraus abzuleiten ist, nichts benehmen.

In dem Neustift, wo sich das zu erzählende Ereigniß zutrug, befand sich ein schönes einstöckiges Herrenhaus, in dessen mittlerem, gegen den übrigen Bau um ein Stockwerk höheren Theil sich die große Pforte und darüber in jedem Geschoße ein drei-

faches hohes Spitzfenster befand, wodurch das Gebäude eine gothische, schloßmäßige Außenseite erhielt, die gegen den neuen reinlichen Anstrich und gegen die frische nette Umgebung des freundlichen Wohnsitzes nicht wenig abstach.

Den Bewohnern dieses Hauses war derselbe etwas kontrastirende Charakter eigen. Die hier ansässige Familie des Herrn Walrad von Arnoldsried war klein, denn nebst seiner Gattin gehörte nur noch ein liebliches Tochterpaar dazu.

Herr Walrad war ein Wiedermann, der aber oft verkannt wurde, weil er einen rechtshaberischen Charakter und einen hohen Grad von Widerspruchsgeist besaß, der auch Ursache war, daß zwischen ihm und seiner Hausfrau, mit der er übrigens in einer glücklichen Ehe lebte, ein ewiger kleiner Krieg bestand.

Da Frau Brigitte aber gegen die Eigenthümlichkeit ihres Geschlechtes eine große Gabe von Nachgiebigkeit und Verträglichkeit besaß, so trat bei diesen täglichen Familienscharmügeln auch jedesmal der Friede bald ein, denn am Ende war die gute Dame doch meistens der Meinung ihres Eheherrn, der sich nach jedem solchen Siege nicht wenig auf die Ueberlegenheit seiner Geisteskräfte einbildete.

Nur in einer Beziehung blieb Frau Brigitte die ewige Widersacherin ihres Gatten, sie theilte nämlich seinen Glauben an übernatürliche Erscheinungen und an einen unmittelbaren Verkehr der Geisterwelt mit unseren beschränkten Sinnen nicht. In ihrem frommen Gemüthe hielt sie diesen Wahn sogar für sündhaft und für einen Eingriff in das verborgene Wesen der Allmacht.

Herr Walrad war nun zwar weit entfernt,

nach dem Gespensterschema des M. Prätorius \*) an zwei und zwanzig verschiedene Arten von Spuckerschweinungen fest und steif zu glauben; er behauptete nur mit hartnäckiger Konsequenz, daß ein Verkehr der Geister mit der Körperwelt allerdings bestehe, wie tausend und abermal tausend Erfahrungen es zu allen Zeiten bewiesen hätten.

Um seine Gattin für ihre Unbeugsamkeit und für den Spott zu strafen, womit sie seine Gespenstergrillen behandelte, bewies sich Herr Walrad, seinem redlichen Herzen zum Troste, in einer andern Beziehung gegen einen ihrer eifrigsten Wünsche sehr verstoßt.

Auf dem Gute Neustift haftete seit uralter Zeit eine wohlthätige Verbindlichkeit. Eine Gräfin Diemuth von Hohenfels, einstige Besitzerin des Gutes, hatte vor ihrem Tode verordnet, daß alljährig an ihrem Sterbetage aus dem Ertrage eines Wiesengrundes und eines Acker's allen armen und gebrechlichen Unterthanen der vier nach Neustift eingepfarrten Dörfer eine Labung an Speise, Getränk und eine Geldgabe verabreicht werden soll.

Sie trug im Leben mild Erbarmen  
Mit Andrer Mißgeschick und Noth,  
Und hinterließ zum Trost der Armen  
Ein reich' Gesift nach ihrem Tod.

Die dabei zu beobachtenden Förmlichkeiten waren in der Stiftungsurkunde, die in der herrschaftlichen Archivskube aufbewahrt wurde, genau angegeben.

---

\*) In seinem Werke: Anthropodemus Plutonicus  
d. h. neue Weltbeschreibung von allerlei wunderbaren  
Menschen u. s. w. Magdeburg 1665.

Den ältesten Bewohnern der vier darin genannten Dörtschaften waren diese Diemuthspenden, wie die Stiftung nach dem Namen der Urheberin genannt wurde, noch gut rememberlich; sie geschah alljährig am Tage des heiligen Liberatus (den 17ten August), an welchem die Stifterin hingeschieden war. Eingetretene mehrjährige Kriegs-Drangsale und ein schneller Wechsel der Eigenthümer der Herrschaft hatten aber der Erfüllung der wohlthätigen Stiftung ein Ende gemacht.

Seit zwei Jahren hatte sich Herr Walrad von Arnoldsried hier angekauft und diesen freundlichen Ort sich zum Ruhefize für sein künftiges Leben auserkoren. Eben so lang hat und drang Frau Brigitte auch in ihren sonst sehr gewissenhaften und redlichen Eheherrn, er möge die Stiftungsverbindlichkeit erfüllen; aber Herr Walrad verweigerte es standhaft, angeblich obwaltender Hindernisse wegen, im Grunde aber aus bloßer Widerspruchsliebe.

Frau Brigitte unterließ nicht, den Dürftigen der unterthänigen Gemeinden des Gutes reichlich beizusteuern, ja ihnen sogar weit ansehnlichere Gaben zufließen zu lassen, als die alte Gräfin von Hohenfels in ihrer letztwilligen Verfügung bestimmt hatte. Frau Brigitte hatte jedoch keine Gewissensruhe und sich es vorgenommen, nicht zu rasten, bis sie ihren Gatten dahin gebracht haben würde, die gestiftete milde Gabe nach Form und Recht zu vertheilen.

Edestine und Erdmuth, so hießen die Töchter dieses Ehepaars, konnten entweder die ähnlichen oder die unähnlichen Schwestern genannt werden.

Sie hatten dieselbe Körperform, denselben schlanken Wuchs und dieselbe italiensche Gesicht-

bildung. Eine schmale Stirne, dunkelbraunes Haar, große ausdrucksvolle Augen, eine zierliche Nase, die mit der Stirn das berühmte römische Profil bildet, ein kleiner Mund, unmerklich aufgeworfene Lippen und eine zarte weiße Haut mit durchscheinender Röthe waren beiden Mädchen in gleichem Maße eigen. Sie wurden allgemein für Zwillinge gehalten und es gehörte in der That eine nähere Bekanntschaft dazu, um sie von einander unterscheiden zu können.

Um so unähnlicher war die Beschaffenheit ihrer Neigungen und ihres Gemüthes, in welcher Beziehung man sie ein paar Gegensätzlerinnen nennen konnte.

Eblestine war ein echt deutsches Mädchen, still und schweigsam, fromm und emsig, ihr inneres Sein stimmte durchaus nicht zu ihrer äußeren Erscheinung, sie floß das Gerümmel der Welt und hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als in heiligen Klostermauern ihr Leben zu beschließen. Mit Eifer und Fleiß führte dieses weltcheue Mädchen den schönen Namen Eblestine; denn nach dem himmlischen Stand ihr gottergebener Sinn schon von der zartesten Kindheit an.

Erdmuth verband mit der Außenseite auch den feurigen Charakter einer Südländerin. Fröhlichkeit, heißes Blut, Lebenslust und hohe Reizbarkeit gaben ihr eine stete Lebendigkeit, die ihren besorgten Eltern mancherlei Besorgnisse einflößte. Ein gutes Herz und eine zweckmäßige treffliche Erziehung waren jedoch die Zügel, die diese allzu große Lebhaftigkeit in den gehörigen Schranken hielten. Auch war Erdmuthens jungfräuliches Benehmen zu jeder Zeit so untadelhaft, sitzig und aufgeräumt, daß man ganz passend von ihr sagen konnte, daß ihr auf Gottes lieber Erde sehr wohl zu Muth war.

Es gehörte zu Herrn Walrads Kontradiktorischen Grillen, daß er dem Hange Edelsteinens zum Klosterleben durchaus nicht nachgeben wollte, ja sich so weit verstieg, Erdmuthen bereden zu wollen, den Schleier zu nehmen. »Das brausende, saufende Wesen dieses Mädchens,« sagte er oft zu seiner Gattin, »muß gedämpft werden. Wo soll das hinaus, wenn wir dieses unruhige Kind in den Strudel des Weltlebens hineinschleudern? hier müßte es der Abgrund verschlingen. Nur die strenge Klausur, nur das erbauliche Beispiel frommer Frauen kann diesem leichten flüchtigen Sinne eine sichere Schranke setzen.«

»Was soll aber aus unserer guten, stillen Edelsteine werden?« frug dann Frau Brigitte, »die nur nach dem Klosterleben strebet? Sollen wir beide Kinder von uns lassen, um in Klostermauern begraben zu werden.«

»Mit nichts,« war Herr Walrads Antwort; »Edelsteine, die leben, und menschenscheue Edelsteine bedarf einer Auffrischung und eines Spornes, der sie zur Thätigkeit und zu den Freuden des Daseins aufweckt. In einer einsamen Zelle würde sie verkümmern und sich selbst verzehren. Das Mädchen soll dem Leben wieder gewonnen werden, es soll — heirathen.«

Frau Brigitte ließ nach dieser Eröffnung ihres Gatten beide mit Stughandschuhen von schwarzem Sammt bekleidete Arme betroffen in den Schooß sinken. Eines solchen abenteuerlichen Gedankens hatte sie ihren Eheherrn trotz seiner Vorliebe für spuchhafte Ungethüme nicht fähig gehalten. Nach geraumer Zeit erst vermochte sie die Bemerkung vorzubringen, daß Gott so etwas verhüten wolle, denn



dann würden ja ihre beiden geliebten Kinder offenbar ihren Beruf verschlen.

»Schnickschnack, eitel und purer Schnickschnack, liebes Weibchen!« polterte Herr Walrad hervor; »ihr Mütter mit euren butterweichen Herzen und eurem wetterwendischen Verstande kennt nur das Nachgeben, das liebe Sichgehenlassen, die sogenannte Stimme des Berufes — und wie diese kinder- verderbenden Gemeinplätze alle heißen. Meister Pädagogus sagt aber, den Kindern soll man nie nachgeben, man soll nicht einmal ihren leiblichen, geschweige ihren geistigen Füßen freien Lauf lassen und die Stimme des Berufes sei ein Unding, weil eine schulgerechte Erziehung dahin gerichtet sein müsse, den Beruf zu bestimmen. Doch das versteht ihr Liebmütterchen nicht.«

Durch solche oft wiederholte und jedesmal mit neuen Kraft- und Sastsprüchen verstärkte Gründe und Vorstellungen gelang es dem Herrn Walrad endlich, seine schweigsame Gattin ganz für seine abenteuerliche Ansicht über die Zukunft der Mädchen zu gewinnen; ja sie fand in der Meinung ihres Gatten am Ende sogar eine Fülle von Lebensweisheit und von väterlicher Sorgfalt für das Wohl ihrer geliebten Kinder.

Ein neues Staunen ergriff die gute Frau, als sie nach einiger Zeit von Herrn Walrad vernahm, daß der von ihm auferkorne Eidam schon auf dem Wege nach Schloß Neustift begriffen sei, ja daß er schon in wenigen Tagen eintreffen werde und Frau Brigitta sich beeilen müsse, die schöne, mit niederländischen Tapeten- bekleidete Eckstube im oberen Geschoss in gehörigen Stand zur Aufnahme des erwarteten

teten werthen Gastes und baldigen Schwiegersohnes zu sehen.

Auf ihr weiteres Fragen erfuhr die gute Frau, der Erwartete sei der einzige Sohn des landesfürstlichen Vergmeisters Guntram von Schlackenwerth, eines Jugendfreundes Waltrads.

Der Junker Friß von Schlackenwerth war nach seines Vaters Briefen ein Inbegriff aller männlichen Tugenden und Vorzüge; Jugendkraft, körperliche Schönheit, vollendete Geistesbildung und Großmuth des Herzens, Adel der Gesinnungen und der Geburt, die feinste Lebensweise, selbst Fortuna mit ihrem reichen Füllhorn — alles trage bei, aus ihm einen neuen Alcibiades zu machen.

Als der Junker angekommen war, fand sich, daß er die ihm von seinem Vater angerühmten Eigenschaften zwar nicht im Superlativ, aber doch in einem solchen Grade besaß, daß er mit jedem wohlkonditionirten jungen Manne auf Freiersfüßen in die Schranken treten konnte.

Friß war ein wohlgebornes, ein wohlgezogenes, ein wohlunterrichtetes und ein wohlgestittetes Muttersöhnchen, dem es auch an einer guten Gabe Muttermiges und Mutterpfenige nicht fehlte und der folglich ganz geeignet war, in einem Hause, wo heirathsmäßige Mädchen vorhanden sind, mit offenen Armen empfangen zu werden.

Nach wenigen Stunden schon kannte sich der Junker im Herrenhause zu Neustift vollkommen aus, und hatte seine Wahl in der munteren Erdmuche unwiderwillig getroffen. Er verbedhte dieses auch keineswegs und nannte Herrn Waltrads Bemühen, seine Aufmerksamkeit auf die ihn sichtbar fliehende stille Edelstine lenken zu wollen, einen Scherz,

den sich sein künftiger Herr Schwiegervater aufgedacht habe, um die wahre Neigung seiner Kinder zu erforschen.

Herr Walrad glaubte bei dem Junker denselben Ueberzeugungsweg gehen und folgen zu können, auf welchem er die lenkbare Frau Brigitte für seine Meinung gewonnen hatte. Bei Frigen ging er aber sehr irre; denn dieser hielt alle Bemühungen des alten Herren für eine Fortsetzung des angespannten Spasies und ließ sich gegen den vermeintlichen Spasmacher, als diese Fortsetzung gar zu häufig wurde, sogar einmal verlauten, er wünsche nun einmal den Beschluß zu erleben.

Dieser junkerliche Wunsch war um so inniger als sich mittlerweile seine und Erdmuthens Herzensangelegenheiten vollständig geordnet hatten und ihrer ersuchten Verbindung nur noch die Zustimmung des Elternpaares mangelte.

Nach dem ihm eigenen Kontradiktionsgeiste stieg Herr Walrads Widerstand mit Frigen's Andringen und Festigkeit. In Kurzem trat zwischen beiden eine merkliche Erkältung ein und als der junge Mann eines Tages die bestimmte Erklärung von sich gab, er werde nun und nimmermehr Edelsteinen zum Altare führen, ja selbst dann nicht, wenn seine Neigung auf sie gefallen wäre, weil er sie ihrem frommen höheren Verufe nicht würde entziehen wollen, stand der völlige Bruch nahe bevor.

Ehe der Junker es jedoch dazu kommen ließ, nahm er seinen ganzen Mutterwitz zu Hülfe und bedachte in Verbindung mit seiner geliebten Erdmuth einen Operationsplan aus, der ihnen das Gelingen ihrer Wünsche verhieß.

Die Verbündeten hatten nämlich beschlossen, die schwachen Seiten des älterlichen Paares als Hülfsstruppen aufzubieten, Vater und Mutter gegen einander agiren zu lassen und so die Festung ihres unnatürlichen Willens durch verborgene Minen locker und gangbar zu machen.

Als eines Tages Herr Walrad sich in ländlichen Geschäften vom Hause entfernt hatte und Frau Brigitte sich in ihrem Gemache allein befand, trat der Junker bei ihr ein und lenkte nach mancherlei Vorreden das Gespräch auf die Demuthsspende, die zur großen Unehre des neuen Besitzers von Neustift und zum nicht kleinen Nachtheile seiner einstigen Gewissenruhe noch immer unerfüllt bliebe. Er forberte Frau Brigitten als die Guts- und auch als eine gute fromme Frau auf, die Erfüllung dieses auf gestifteten Sagenen sich gründenden Almosens mit Kraft zu betreiben und bot ihr dazu seinen geringen Beistand an.

Mit thränenden Blicken hatte die würdige Frau diese Rede vernommen. Sie schilderte dem Junker, der dadurch in ihren Augen bedeutend gewonnen hatte, die ganze Lage der Sache und wie ihr Gatte mit einer unheilverheißenden Hartnäckigkeit ihr diesfälliges Witten und Flehen bisher unerhört gelassen habe.

»Wissen Sie was, theure Frau Mutter,« nahm Herr das Wort, als die Dame ihre Noth in seinen Armen ausgeschüttet hatte, »wir wollen mit einander einen Pakt eingehen. Ich mache mich anheischig, Ihren Gemal dahin zu bringen, die milde Stiftung wieder ins Leben treten zu lassen, wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, die grillenhaften Verdanken, die Sie über die künftige Bestimmung Ih-

rer Töchter beugen, verbannen zu wollen. Gestatten Sie immerhin, daß jede ihrem Verufe folge, wie es vernünftigen Eltern ziemt.«

Nach einigem Bedenken ging Frau Brigitte den ihrem guten Herzen und ihrer frommen Denkart sehr zusagenden Vertrag ein; sie äußerte jedoch die Befürchtung, daß ihr Gatte von seinen vorgesezten Ideen nicht so bald abzubringen sein werde. Der Junker schied von der zweifelnden Frau mit der Versicherung, das solle sie nur ihm überlassen.

Schon am folgenden Tage hatte der Junker eine ähnliche Unterredung mit Herrn Walrad, der zu seiner großen Zufriedenheit in dem jungen Manne dieses Mal einen sehr aufmerksamen Zuhörer fand, als er ihm seine Theorie von der Spuckwelt und seine Ideen über den Verkehr der Geister mit uns Wesen von Fleisch und Blut ausführlich aus einander setzte.

Herrn Walrad's freudiges Staunen stieg nicht wenig, als er in dem Junker heute sogar einen Bekenner seines abenteuerlichen Gespensterglaubens und ihn in der Literatur des Heren- und Geisterfaches für sein Alter sogar sehr bewandert fand.

Sie kamen auch auf die Gespenstereinteilung des Prätorius zu sprechen, die der Junker verwarf und dagegen eine alphabetische Klassifikation eines angeblichen alten spanischen Doktors, der einen gar wunderlichen Namen habe und auf der Universität zu Salamanka die bekannte Lehrkanzel des Teufels gestiftet haben sollte, sehr anrühmte.

Der Junker nannte diese alphabetische Einteilung aller bestehenden übermenschlichen Wesen das vollendetste Schema der geheimnißvollen Mächte; es bilde zugleich das Grundprinzip eines allgemeinen infernalischn. supernatuzalischen Wesens

systems und müsse als die Verbindungsbrücke zwischen den ordinären und extraordinären Wesengattungen betrachtet werden. Uebrigens, setzte er noch hinzu, sei dieses alphabetische Schema sehr wenig bekannt.

Herr Walrad, im hohen Grade von der tiefen Gelehrsamkeit seines Gastes erbaut, ließ ihn seine Rede nicht vollenden und gestand, daß ihm selbst das besprochene ABC ganz fremd sei und er es sehrnächst zu Gesicht zu bekommen wünsche.

»Ich schätze mich glücklich,« war Junker Freygen's Antwort, »Ihr Begehren erfüllen zu können; ich trage das Gespensterschema bei mir und ermangle nicht, es Ihren Händen anzuvertrauen.«

Nach diesen Worten entfaltete er ein Blatt schwarzen Papiers, worauf mit weißer Schrift in seltsamen Zügen das Alphabet enthalten war.

Jeder Anfangsbuchstabe desselben bildete eine skelettartige menschliche Figur, deren Stellung die Form eines oder mehrere Buchstaben hatte, und wovon zur besseren Verständigung hier einige abgebildet werden.

Die erste Serippgestalt bezeichnet das F, die zweite das M und N, die dritte das T und die vierte das Z. Diese Ebenbilder Meister Hammerslings nahmen sich mit ihren weißen Einamenten auf schwarzem Grunde, überdies noch reichlich und phantastisch mit Attributen des Todes, mit mystischen und hieroglyphischen Figuren verziert, so schauerlich und grausenregend aus, daß es Herrn Walraden eiskalt über den Rücken lief.

Mit einer feierlichen ernsten Miene ergriff er das inhaltschwere Blatt und gleichsam angeweht von dem Hauche der Geisterwelt las er Folgendes:

# Verzeichniß der geheimnißvollen Mächte.



- A. Aßraunen, Alpmännlein, Aßtralgeister.
- B. Bergmännlein, Bieresel, Burggespenster.
- C. Cabalarechner, Chymische Menschen.
- D. Dämon, Drachenkinder, Dreibeinige Hasen, Dryaden, Dünker.
- E. Elfen, Engel, Erbildete Menschen, Erdmännchen, Erzgeister.
- F. Faunen, Feien, Felsenjungfern, Feuermänner, Furien.
- G. Gänsebeine\*), Genien, Gestorbene Leute, Gnommen, Gorgonen.
- H. Hamadryaden, Harpien, Hausgeister, Hexen, Hünen, Hütchen.
- I. Irmische, Jude (der ewige).
- K. Kielkröpfe, Kluge Frauen, Kobolde.
- L. Larven, Leichenhühner, Lemuren, Lilliputaner, Luftmenschen.
- M. Magier, Melusinen, Mondleute, Mumelchen.
- N. Nachtmähren, Napden, Nekromanten, Nixen, Nymphen.
- O. Orakelsprecher, Oceanische Menschen.
- P. Parzen, Pimpernickel, Pflanzenmenschen, Popanzen.

\*) Auch mit solchen wurde vormalß ein Aberglaube getrieben. Eine gleichzeitige Nachricht aus dem fünfzehnten Jahrhunderte schreibt sogar dem Nichtbeachten der Andeutungen eines Gänsebeines den Sturz des deutschen Ordens in Preußen zu.

- Q. Qualmenschen, Quaternseher, Querye.  
 R. Rattenfänger, Rattenkönige, Riesen, Rübezale.  
 S. Schulleute, Salamander, Satyren, Scherbel,  
 Seleniten, Syrenen, Steinmänner, Sylphen,  
 Teuben, Tücktelde.  
 T. Teufel, Thierleute, Todtenvogel.  
 V. Vampyre, Verdammte, Verwünschte Leute.  
 W. Wehrwölfe, Wechselbälge, Wettermacher, Wich-  
 telmännchen, Wilde Jäger, Wurzelmännchen,  
 Wäthendes Heer.  
 Z. Zauberer, Zwerge.

Herr Walrad gerieth über dieses reichhaltige Verzeichniß von Monstrositäten und gespenstigen Rappazitäten in das freudigste Erstaunen und erbat sich daselbe, so wie den Namen des Verfassers.

Das Gespräch wurde in diesem Geiste noch eine Zeitlang fortgeführt, wobei der Junker auch unmerklich den ihn bestrebenden Umstand berührte, daß Herrn Walrad's Gattin und sein ganzes Hausgesinde in puncto quæstionis so ungläubig seien, er meinte, daß es einem so weiserfahrenen Manne, wie Herr Walrad sei, doch nicht eben so schwer fallen könne, die Unwissenden zu belehren und die Ungläubigen zu bekehren.

Herr Walrad gestand, daß ihn dieser Unglaube ganz vorzüglich von seiner sonst für seine Worte und Wünsche so empfänglichen Hausfrau verdrüßte, daß seine zwanzigjährigen Bemühungen, sie eines Bessern zu belehren, bisher fruchtlos gewesen seien und sie es wohl auch in der Zukunft bleiben würden. In ihren Augen gelte er noch immer für einen Visionär und phantastischen Geisterseher.

Diesem widersprach aber der Junker und meinte, daß Frau Brigitte bald anderen Sinnes sein



würde, wenn ihr nur etwas Unheimliches in ihrem Lebenslaufe vorgekommen wäre. Freilich gehöre dazu eine etwas gröbere, in die Sinne fallende Erscheinung, weil die feineren, höheren Beziehungen der Geister zu der Körperwelt nur den Eingeweihten bemerkbar wären.

Herr Walrad bestritt mit Lebhaftigkeit die Möglichkeit, daß seine Frau bekehrt werden könne; sie würde, behauptete er, selbst dann noch in ihrem Unglauben beharren, wenn ihr die Geister aller ihrer Ahnen selbst — und deren wären nicht wenige — das Gegentheil mit ihrer leidhaften Erscheinung beweisen würden.

»Und ich, werthester Herr von Arnoldsried,« sprach der Junker, um seinem Vorhaben näher zu rücken, »bin so sehr von dem Gedanken der Möglichkeit, Ihre Hausfrau für unsere Sache zu gewinnen, durchdrungen, daß ich mit Ihnen eine Art Wette oder Vergleich einzugehen bereit bin. Wenn binnen Monatsfrist Frau Brigitte nicht unseres Spuckglaubens ist, so werde ich Fräulein Edelstine zum Altare führen; wird aber Frau Brigitte's Unglaube besiegt, dann bedinge ich mir Zweierlei: daß nämlich das alte, in Vergessenheit gerathene Gestift der Gräfin Diemuth wieder in Ausübung gebracht und mir Fräulein Edmuth zum Weibe gegeben werde.«

Unbedingt gab Herr Walrad diesem Vorschlage seine Einwilligung und die Unterredung endete sich mit seiner Ueberzeugung, daß ein junger Springinsfeld sicherlich in Monatsfrist nicht erwirken werde, was er durch zwanzigjährigen Demonstrieren nicht habe zu Stande bringen können.

In dieser Lage der Dinge war der Abend  
Schwertlilien. I. Bdg.

des zehnten August oder der ächte Vorabend des Libératustages, an welchem die gestiftete Spende geschehen sollte, herangekommen. Im Herrenhause zu Neustift hatte sich alles wie gewöhnlich zur Ruhe begeben und ein tiefer Schlaf hatte sich aller Schloßbewohner bemächtigt.

Die Dorfkirche meldete wie gewöhnlich die Stunde der Mitternacht; kaum war jedoch der letzte Glockenschlag verhallt, so erklang zur höchst ungewohnten Zeit die Thorglocke des Schlosses; nach einer kleinen Pause geschah daran ein zweiter und dann ein dritter Zug.

Der helle, in stiller Nacht doppelt vernehmbar Schall der Glocke hatte alle Bewohner des Schlosses aus dem Schlafe geweckt und sogar den Thormächter auf die Beine gebracht, um die Ursache des späten Geläutes zu erforschen.

Alein er fand Niemanden vor dem Hause und keine Spur irgend eines Wesens, das die Glocke gezogen haben könnte.

Am folgenden Morgen wurde über dieses unerklärliche nächtliche Klingeln mancherlei glosirt; im Laufe des Tages kam jedoch die Sache ganz in Vergessenheit und Niemand dachte beim Schlafengehen mehr daran.

Als von dem Kirchturme, im Dorfe auch in dieser zweiten Nacht der zwölfte Schlag der mitternächtlichen Stunde verklungen war, ließ sich das Klingkling der Hauptglocke im Herrenhause wieder hören.

Aber auch diesmal blieb der Glockenzieher den Hausgenossen unbekannt.

Die Besprechungen im Schlosse waren am nächsten Tage anhaltender und eifriger; der Thormächter

erhielt am Abende sogar von Herrn Walrad den Auftrag, sich auf der Lauer zu legen, um den muthwilligen Störer der nächtlichen Ruhe auf der That zu ertappen.

Die Mitternachtszeit rückte zum dritten Mal über Neustift heran, der Lauscher stand auf seinem verborgenen Posten, die Dorfuhre schlug und die Glocke läutete wieder.

Kein sichtbares Wesen hatte sich dem Schlosse genähert, Glockenseil und Klöppel waren unbeschädigt. Nicht ohne banges Grauen verkroch sich der Thormwärter in sein Kämmerlein, das er sorgfältig verriegelte und bestieg, ein frommes Gebetlein murmelnd, sein Lager.

Herr Waldrads und Frau Brigittens Mienen waren am nächsten Tage sehr bedenklich; es wurde im Familientathe ausgemacht, daß Herr Walrad in der kommenden Nacht von einem Erkerfenster des Schlosses das Glockenspiel selbst im Auge behalten wolle und ein gleiches sollte Frau Brigitte und der Thormwärter im Inneren des Thores, soweit das Seil der Glocke laufe, thun.

Mit pochenden Herzen wurde die unbeheimliche Stunde erwartet. Die Nacht war sehr unfreundlich und ein anhaltender Regen strömte vom Himmel herab. Auch erhob sich ein heulender Sturmwind, der den Ton der Kirchenuhr den Schloßleuten ganz unvernnehmbar machte. Die unsichtbare Macht, die sich das Läuten der Glocke angelegen sein ließ, verfehlte aber die Stunde nicht, und — läutete abermals in drei abgemessenen Zügen.

Weder Herr Walrad noch Frau Brigitte hatten das Mindeste wahrgenommen, kein Schatten war sichtbar gewesen, kein Nachtvögelchen hatte sich

der Mauer des Hauses genähert; der unheimliche Glöckner war und blieb unsichtbar.

Ein guter Theil der Nacht verging unter Furcht und Zagen und am Tage machte nicht nur das Arnoldried'sche Paar, sondern auch ihr ganzes Gesinde ellenlange Gesichter.

Niemand wußte Rath, von keiner Seite konnte eine Erklärung des sonderbaren Glockenziehers erhalten werden und in der ganzen Umgegend verbreitete sich die Kunde, im Schlosse zu Neustift sei es nicht geheuer.

Das Abenteuerliche der Sache setzte nun auch die Zungen der umwohnenden alten Mütterchen und Frau Wasen in Bewegung; hundert Sagen kamen zum Vorschein, und die älteste Bewohnerin des Dorfes versicherte hoch und theuer, es sei in das Herrenhaus das metallene Käuzlein, das darin vor mehreren Jahrhunderten herumgespußt habe, wieder eingezogen und verkünde den Besitzern des Schlosses Unheil und Unglück. Das habe sie in ihrer Jugend oft erzählen gehört.

Als diese Auslegung im Schlosse bekannt wurde, ergriff Angst und Leben das Arnoldried'sche Ehepaar.

Auch in den zwei folgenden Nächten geschah die schauerliche Anmeldung; man hatte es an allen erdenklichen Vorrichtungen, der unsichtbaren Ursache des gespenstischen Klingelns auf die Spur zu kommen, nicht fehlen lassen; aber zu Herrn und Frau von Arnoldried's tiefster Betrübnis und größter Besorgnis, ließ jede Bemühung ohne Erfolg.

Herrn Walrad tröstete jedoch dabei einigermaßen der Umstand, daß Frau Brigitte nicht

im Mindesten mehr an dem Dasein unsichtbarer Ge-  
walten zweifelte.

So war der Vorabend des Liberaltages  
herangerückt; der gewöhnliche Abendzirkel im Schlo-  
se war versammelt und die Unterhaltung gespannt  
und einsilbig; ja, in Frau Brigittens Augen  
glänzte dann und wann eine Thräne, weil ihr die  
Diemuths-Spende im Sinne lag, die aber-  
mals nicht vorgenommen werden sollte.

Der Junker schien diesen Zeitpunkt abgewartet  
zu haben, um seinem Vorhaben näher zu rücken. Er  
lenkte die Aufmerksamkeit des Hausherrn auf Frau  
Brigittens stillen aber sehr edlen Schmerz und  
beschwor ihn bei seinem Gewissen, bei seiner bekann-  
ten Wohlthätigkeit und Nächstenliebe, ja bei den  
unsichtbaren Mächten, die sein Schloß zum Tum-  
melplaz ihres lichtscheuen Unwesens sich aufersehen  
hatten, endlich einmal den Armen und Dürftigen  
seines Gutes dasjenige zu geben, was sie zu fordern  
ein heiliges Recht hätten.

Mit dieser Apostrophe des Junkers vereinigten  
sich die Bitten der beiden Mädchen und ein reichli-  
cher Thränenstrom, den Frau Brigitte dabei  
vergoß.

Diesem kombinirten Angriffe hätte vielleicht  
Herr Walrad noch die Stirne geboten, wenn  
nicht die vom Junker vorgebrachten unsichtbaren  
Mächte und sein ihm gegebenes Wort hinsichtlich  
der Statt gefundenen Bekehrung Frau Brigit-  
tens ihn bezwungen und zur Nachgiebigkeit bewo-  
gen hätten. Um jedoch nach seiner Meinung nicht  
eine allzugroße Waise zu geben, verstand er sich nur  
dazu, die Diemuths-Spende dieses eine  
Mal vornehmen zu wollen.

Raum war das Zustimmungswort seinen Lippen entschlüpft, so verbreitete sich im ganzen Schlosse die lauteste Freude und das regste Leben. Da bis am folgenden Tage keine Minute Zeit mehr zu verlieren war, um die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen, so wurde jedem Gliede des Hauses ein besonderes Geschäft zugewiesen. Dieser sollte die Kundmachung besorgen, Jener die nothwendigen Autoritäten und die Gäste einladen; die Eine hatte die Speisen, eine Zweite die Getränke zu besorgen. Kurz, es herrschte im Schlosse während der ganzen Nacht eine lärmende Geschäftigkeit und die Nacht verstrich, ohne daß die Glocke gezogen worden wäre.

Dieser Umstand setzte es außer allen Zweifel, daß niemand anders als die selige, längst verstorbene alte Gräfin Diemuth von Hohenfels selbst die unsichtbare Glücknerin gewesen sei, um die Bewohner des Schlosses an die Vollziehung ihrer frommen Stiftung zu mahnen. Ja es verlautete sogar in der Umgebung von Neustadt, daß das sogenannte metallene Käuzlein in Grunde nichts anders als ein Mahnungs-Glücklein wäre, das in früheren Zeiten jedes Mal läutete, wenn die letztwillige Verordnung der Gräfin Diemuth nicht vollzogen wurde.

Die gestiftete Feier des Liberatustages ging zur allgemeinen Freude und Zufriedenheit vorüber und am Abende saß unsere Familie abermals im trauten Kreise beisammen.

Ein Geist des Frohsinnes herrschte in ihrer Mitte, der noch um vieles gesteigert wurde, als Junker Fritz von Herrn Walrad und seiner Hausfrau sich den elternlichen Segen zu seiner Verbindung mit Erdmuthen erbat, weil seine Verbindungen erfüllt seien; denn Frau Brigitte hätte

ihren Unglauben an die geheimnißvollen Mächte und Herr Walrad seine harte näckige Abneigung gegen die Erfüllung der Erdmuths-Stiftung abgelegt.

Seine Bitte konnte ihm nicht abgeschlagen werden. Nach wenigen Monden führte der Junker seine Geliebte zum Altare und diese vertrat wenige Wochen später bei ihrer Schwester die Stelle einer geistlichen Brautmutter, denn auch Edelstine war ihrem Berufe treu geblieben.

Als nach einigen Monaten die junge Frau ihren Eltern die baldige Ankunft eines Enkels gemeldet hatte und diese hochbeglückt auf die glückliche Ankunft des neuen Schloßbewohners ein Gläschen über das tägliche Maß zu sich genommen hatten, hielt es der junge Ehemann für passend, seinen Schwiegereltern ein Bekenntniß abzulegen, daß er bisher verbergen gehalten und wovon nur Erdmuths Kenntniß gehabt hatte.

Er entdeckte ihnen nämlich, daß er der unsichtbare Mahner gewesen sei, der die mittlernächliche Glocke geläutet habe, um seinen Zweck, die geliebte Erdmuths heimzuführen, früher erreichen zu können, als dazu nach der Lage der Dinge die Aussicht vorhanden war.

Er erklärte ihnen, wie er vom oberen Stocwerke herab mittelst einer Schnur, woran ein eiserner Haken befestigt gewesen sei, die Glocke angezogen habe und dat dieses Betruges wegen um Nachsicht und Vergebung.

Diese erfolgte von Seiten der Frau Brigitte aus vollem Herzen; denn die gute Frau dankte dem Himmel, daß ihr ehrliches Haus kein Aufenthaltsort dunkler Mächte war.

Herr Walrad aber machte eine etwas saure Miene; sein Gespensterglauben drohte wankend zu werden. »Aber Herr Sohn,« frug er diesen, »wie verhält es sich denn mit Deinem spanischen Doktor zu Salamanca?«

»Dieser spanische Doktor, Herr Schwiegerpapa,« so lautete Feigen's Antwort, »ist der auch Ihnen sehr wohl bekannte Gott Amor, von diesem habe ich den Einschlag erhalten.«

»So, so! — und Dein Alphabet der geheimnißvollen Mächte?«

»Es gibt keine geheimnißvolle Macht, als die Macht der Liebe.«

»Immer besser, Herr Sohn! Und Dein Glaube an die Geisterwelt?«

»Ist kein anderer, als der Glaube an die Geister des edlen Lebensastes; denn nur in einem weinbegeisterten Zustande kann ein vernünftiger Christenmensch den Glauben an Geister in seinem Gehirnraum geben.«

»Aber das Alphabet der geheimnißvollen Mächte wird doch, wie ich hoffe, authentisch und kein Trugwerk eines muthwilligen Selbstschnabels sein? Dahin würde ich das F, das heißt Deinen Frevel, Dein MN, d. i. Deine muthwillige Neckerei, zum T Teufel jagen, und mein Z oder Zorn würde Dich wahrlich hart genug treffen.«

»Ich muß gestehen, daß auch dieses Alphabet ein Werk meiner Erfindung ist, theuerster Papa! — Es liegt aber darin eine tiefe Bedeutung für Lebende und junge Eheleute. Das F bedeutet die Freude, die ich und meine holde Gattin über unsere glückliche Verblindung empfinden, die ich gegen kein M, d. i. Million vertauschen würde; ein N oder Null



sei und stets der häusliche Unfriede, nie weiche die schützende T oder Treue aus unsern Herzen, dann werden in alle Ewigkeit für uns die ZZ, Zank, Zwietracht, Zwang u. s. w. unbekannte Dinge sein. Betrachten Sie doch die Attituden meiner Buchstabenmännchen, liebster Papa, so werden Sie daraus daselbe entnehmen.«



»Die Treue z. B. breitet ihre schützenden Arme aus, Zank und Zwietracht sind geifernd auf die Knie gesunken und wollen den Gegenstand ihres Hasses mit vorgestreckten Händen erfassen; die Freude deutet hin auf den Pfad, der zum Tempel des häuslichen Glückes führt und die Million wirft Arm und Beine in die Luft, um die Entbehrlichkeit der Schätze, wenn man genügsam ist, anzudeuten.«

»Hm, hm!« brummte Herr Walrad in sich hinein; »das Ende von dem Allen wäre also, daß ich allein der Genarrte bin?«

»Nein, lieber Schwiegerpapa,« sprach Friß begütigend; »das Ende ist die einfache Lehre, daß man das gute alte Herkommen in Ehren halten und bestehende Verpflichtungen erfüllen muß, ohne daran durch ein Mahnungsglocklein oder metallenes Ränzlein erinnert zu werden.«

Herr Walrad schwieg und dachte sich — mein Eidam hat nicht Unrecht. — Wenn aber jeder Pflicht-

vergessene durch ein Mahnungsglück lein an die Erfüllung seiner Obliegenheiten erinnert werden müßte, — ei! — wie würden da auf dem Lande und in der Stadt die — Glocken klingen!

---

## Der Sturz vom Pferde.

(Eine geschichtliche Skizze \*).

---

### I.

Der königliche Prinz Brzetzislaw ritt im schnellen Fluge durch eine der belebtesten Straßen der uralten, hundertthürmigen Hauptstadt Böhmens dem großen Ringe zu, als die Teinglocke eben zur Abendvesper läutete. Der Prinz tummelte sein feuriges Roß mit kunstgeübter Faust und nahm sich in seiner lähnen, leichtschwebenden Reiterhaltung wie ein anderer Ritter Horimír von Neumittel aus und Jedermann hegte bei seinem Anblicke die feste Zuversicht, daß er wie dieser im Nothfalle ohne lang's Bedenken den Wundersprung vom hohen Wissehrad in die tiefe Moldau wagen würde.

Dem stattlichen fürstlichen Reitersmanne folgte eine blühende Schar junger böhmischer Ritter und Edelknechte, die sich an König Bratislaw's glänzenden und kriegerischen Hoflager befanden, um das edle Waffenhandwerk, damals der einzige Bildungs-

---

\*) Zur Erklärung der Entstehung der bekannten merkwürdigen Zderad-Säule bei Brünn.

zweig des Adelsstandes, zu erlernen. Es waren lauter kräftig schöne Gestalten, von Jugendglanz strahlend und sattelfest am Gaul, wie das berühmte alt-römische rossbändigende Brüderpaar am Monte Cavallo.

Als dieser herrliche Reiterzug an den heidnischen Tempeln dem Ringe zu nahe gekommen war, schoß aus dem spitzbogigen hohen Thore des links gelegenen Gebäudes eine schwarze Kugel hervor, die sich quer über den Weg in ein Kesslerloch des gegenüberliegenden Hauses stürzte. Das Ross des an der Spitze des Reiterhaufens heransprengenden Prinzen erschrock über diese unerwartete Kugelercheinung, that einen mächtigen Seitensprung und verursachte dadurch den Sturz seines Reiters, der jedoch unbeschädigt blieb, und kunstgeübt sich wieder in den Sattel schwang.

Von dem geräumigen, blumenbesetzten hohen Erker eines nachbarlichen Wohnhauses herab waren einige holde Mädchen Zeugen dieses Vorfalls gewesen; einige derselben hatten dabei einen Ruf des Schreckens, eine Stimme jedoch ein Gelächter vernehmen lassen, wie es einem so unwillkürlich entfährt, wenn man einen unerwarteten und unblutigen Fehltritt sieht.

Der Prinz hatte dieses, einer jugendlichen Mädchenkehle entfahrene Gelächter gut vernommen und es klang seinen Ohren um so widerlicher, als die Stimme der Lachenden an Wohlklang jener der heidnischen Syrenen wenig oder nichts nachgab. Sich von einer solchen Stimme verspottet zu wissen, das übte seine bitterste Galle auf und ein flüchtig dem Mädchenkerker zugeworfener Blick verrieth jedem Beobachter den stummen Grimm, der sein Herz erfüllte.

## II.

In den reichgeschmückten Hallen des hohen Hrad-  
schlusses angekommen, machte Prinz Brzetis-  
law seinem Unmuth durch bittere Worte Luft und for-  
derte seine Gefährten auf, ihm den Freundschafts-  
dienst zu erweisen und den Namen der Dirne, die  
über seinen Sturz gelacht hatte, auszukundschaften.

Der Wunsch des Fürsten war den Rittersn und  
Edeln ein Gebot und nach Verlauf von vier und  
zwanzig Stunden lief die Nachricht ein, das Fräu-  
lein Hedwig von Neuhauß (Novihrad) sei die  
schonungslose Lächerin gewesen.

Dieses Fräulein nahm in dem damaligen Damen-  
kranze der Hauptstadt Böhmens eine der ersten Stel-  
len ein, sowohl hinsichtlich seiner ausgezeichneten Vor-  
züge des Körpers und des Herzens, als der Glück-  
güter und der Geburt. Sie war von hohem schlan-  
ken Wuchse, allbekannt war ihr wunderliebliches Au-  
genpaar von heller Himmelsbläue und ihr beson-  
ders üppiger Haarwuchs, dessen Farbe das Mittel  
zwischen Blond und Kastanienbraun hielt. Sie war  
das einzige Kind einer reichbegüterten Witwe und  
auch in dieser Beziehung das Ziel, das die Heiraths-  
lustigen jungen Edelwänner zu erreichen strebten. Auch  
Prinz Brzetislaw hatte sich den zahlreichen Ver-  
ehrern der anmuthigen Hedwig zugesellt, wobei ihm  
freilich minder reine Absichten beseelten.

Da des Prinzen Denkkraft im Punkte der  
Liebe nicht sehr geläutert war, so verhehlte er seine  
Wünsche keineswegs und gab seinen vertrauteren  
Freunden bei jeder Gelegenheit zu erkennen, daß be-  
sonders des Fräuleins herrliches Lockenhaar ihn mäch-

tig anjühe; eine Aeußerung, die in kurzer Zeit stadtfundig wurde.

Nach dieser Mittheilung wird man genau den hohen Grad von Mißmuth ermessen können, den der erzählte Vorfall und die Kunde, daß gerade Hedwig diejenige gewesen sei, die so laut aufgelaßt habe, in ihm erregen mußte. Rache war dabei sein erster und sein einziger Gedanke, um welchen sich im engeren Kreise seiner Freunde das Tagesgespräch drehte. Viele Pläne kamen dabei auf's Tapet, die aber alle als unpassend aufgegeben wurden, bis endlich der Vorschlag des ältesten und vertrautesten Genossen Brzestislaw's, des Ritters Sdinko von Perdomiß, dessen Zustimmung erhielt.

### III.

Sdinko ging von dem einfachen, altherkömmlichen und besonders in der damaligen rauhen Zeit allgemein geltenden Grundsatz aus, daß man Gleiches mit Gleichem bezahlen müsse und schlug daher vor, die Vorkehrung zu treffen, daß auch Fräulein Hedwig einen Sturz vom Pferde thue und dabei tödtlich ausgelaßt werde.

Es war in der damaligen schönen Welt der Hauptstadt Böhmens allgemein bekannt, daß Hedwig von Neuhaus zur Sommerzeit mehr Male des Monats nach Gessenicz ritt, wo eine ihrer Muthmen mütterlicher Seits der weiblichen Klostergemeinde als Domina vorstand.

Ein solcher Besuch stand nahe bevor; es war auch ein Leichtes, den Stallbedienten des Fräuleins für den beabsichtigten unedlen Zweck zu gewinnen und dahin zu bewegen, den Bauchgurt ihres Reitzgellers so locker anzuschnallen, daß die geübte Reiter-

eln im Aufsteigen, was in Ermangelung eines Hofraumes stets auf offener Straße an der Eingangspforte ihres Wohnhauses geschah, zu Boden gleite. Dann sollte der Prinz von einem Fenster des gegenüber liegenden Hauses, wohin er sich vor der Zeit mit seiner Begleitung unbemerkt begeben würde, das rächende Gelächter erschallen lassen.

Nach diesem schmählischen, aber den rohen Sitten des elften Jahrhunderts entsprechenden Operationsplane wurden auch die Vorkehrungen getroffen, Tag und Stunde von Hedwigs Besuchsritt nach Gessenitz waren bekannt, der Kofwärter gewonnen und ein Zimmer im gegenüber liegenden Hause um gutes Geld unter dem Siegel der Verschwiegenheit vom Hausbesitzer gemiethet, auch die Zahl jener Edelleute war bestimmt worden, die den Prinzen Brzetislaw dahin begleiten sollten, um mit dem Strafgelächter Chorus zu machen.

#### IV.

In verschiedenen Vermummungen schlichen diese Auserwählten sich einzeln in das zu ihrer Aufnahme bestimmte Haus und stellten hier an einem bequem zum Hinabsehen gelegenen Fenster einen Beobachtungsposten auf, der den rückwärts im Gemache harrenden Junkern und ihrem ungeduldig sich gebenden Anführer Alles melden mußte, was die Heldin des kommenden Austritts betraf.

Schon stampfte der nach dem Zeitgeschmacke bunt und reich geschmückte Leibzeller des Fräuleins und die ungeduligen Kofse ihrer Begleitung das Straßensplaster vor der Hauspforte, durch welche Hedwig erscheinen sollte, der verrätherische Knecht hielt nicht ohne ängstliches Herzklopfen den Zügel

und den Steigbügel des edlen Thieres seiner Herrin, als ein Wink des Aufpassers die nahe Ankunft der Dame andeutete und die leichtfertigen jungen Herren näher zu dem Fenster lockte.

Hier bemerkten sie nun, wie die in einem überaus reizenden Anzuge gekleidete Ritterin, nachdem sie unter der Pforte ihres Wohnhauses von ihrer Mutter und ihren Frauen Abschied genommen hatte, mit einem langen prüfenden Blicke das Riemenwerk ihres Rosses musterte und statt selbst das nette Fäßchen in den hellblinkenden Steigbügel zu setzen, solches dem bestochenen Stalldiener zu thun befahl, weil — so setzte sie hinzu — ihr bedünke, das Reitzeug sei lose und unsicher eingeschnallt.

Wer malt die Verlegenheit, die sich hierbei des Verräthers bemächtigte? Mit stotternder Zunge theuerte er die Haltbarkeit des Leder- und Riemenzeugs und hielt dem Fräulein mit bebender Hand den Steigbügel hin.

»Deine Hand zittert, daß der Bügel schwankt,« sprach nun Hedwig mit strengem Tone, »das habe ich an Dir noch nie bemerkt; Dich rüttelt ein Fieber oder das böse Bewußtsein; Im ersten Falle kann es Dir beim Aufsäumen an der erforderlichen Kraft gefehlt und im zweiten magst Du dich verrechnet haben. Ich befehle Dir daher zum letzten Male, das Ross zu besteigen.«

Die ernste befehlende Miene des Fräuleins gebot baldige Befolgung; der ungetreue Knecht schritt daher zur That und hoffte durch einen glücklichen Schwung das Abspringen des Sattels zu verhindern; allein er hatte sich hier wirklich verrechnet, der Bauchgurt riß und der Verräther lag mit der ganzen Pferdeverüstung am Boden.

Mit einem zweideutigen Lächeln befaßl Hédwig einem andern Diener, einen besseren Sattel zu bringen und untersagte dem herabgestürzten Knechte, der inzwischen sich beschämt und bestürzt aufgerafft hatte, für heute den Wirt mit dem Bedienten, die Zeit bis zu ihrer Zurückkunft zur Verbesserung des schadhaften Geschirres zu verwenden.

Als nun der Zelter neu gesattelt da stand, schwang sich die holde Amazone mit kühner Gewandtheit auf und zog mit einem unbeschreiblich schalkhaften Blick nach dem Versteckort des ganz verblüfften Prinzen und seiner Gesellschafter von dannen.

## V.

Als die edle Reiterin den Blicken des vor Zorn knirschenden Prinzen Brzetislaw entschwunden war, entlud sich sein stürmendes inneres Gefühl — eine wildtobende Mischung von Scham, unbefriedigtem Rachedurst und getäuschter Erwartung — in einem Schwall von Verwünschungen gegen den Frevler, der den Anschlag verrathen hatte und der sich unter des Prinzen vertrautesten Freunden befinden mußte. Alle Anwesenden bekehrten dem Aufgebrachtsten ihre Unschuld und schwuren nicht eher zu ruhen, als bis sie den Treulosen entdeckt und aus ihrer Mitte verbannt haben würden.

Nach einigen Tagen schon hatte sich die Kunde des Vorfalles sowohl am königlichen Hofe als in allen Zirkeln der Stadt verbreitet und jeder Unparteiische pries die edle Art, womit das Fräulein der ihr gelegten Schlinge auszuweichen und ihre Gegner zum Gegenstande des Taggesprächs und des allgemeinen Gespöttes zu machen gewußt hatte.



Diese Wirkungen seines mißlungenen Planes kamen auch bald dem Prinzen Brzetislaw zu Ohren und verzehnfachten die Rachegefühle, die sein Inneres durchtobten. Von der Stunde an hatte auch sein Sinnen und Trachten kein anderes Ziel, als dem an ihm verübten Verrathe auf die Spur zu kommen; es verging jedoch beinahe eine Jahresfrist, ohne daß etwas sich ereignet hätte, was zu irgend einer Entdeckung hätte führen können. Nach dieser Zeit fiel jedoch des Prinzen Verdacht auf einen seiner Jugendgespielen, der zu seinen vertrauten Freunden gehörte, von dem Anschläge gegen das Fräulein von Neuhaus mit in Kenntniß gesetzt worden, aber nicht Augenzeuge des mißlungenen Streiches gewesen war, weil eine eingetretene Unpäßlichkeit ihm es nicht gestattet hatte.

Es war dieß der Junker Zderad von Schwabenig, ein wackerer liebenswürdiger junger Mann und der einzige Sohn eines um König Bratislaw sehr verdienten Kriegsobersten, der die letzte Zeit seines thatenvollen Lebens in einer alten Burg an der Grenze der Lausitz, in stiller Zurückgezogenheit verlebte und selten mehr sein Gemach verließ, worin ihn sein wundensfester Körper zurückhielt. Der dankbare König hatte den Sohn seines alten treuen Dieners an seinen Hof genommen und ritterlich erzogen lassen.

Zwischen Brzetislaw und Zderad herrschte in den Knabenjahren eine innige Freundschaft, die jedoch etwas erkaltete, als sie an Jahren zunahmen und die große Verschiedenheit ihrer Denkungsart sich mehr und mehr an den Tag stellte. Zucht und offenes Wesen waren die Grundzüge von Zderads, so wie leichter Sinn, Verschmittheit und ein Hang

zur Grausamkeit jene von Brzetislaw's Charakter. Zur Zeit, als der Vorfall mit dem Fräulein von Neubaus sich zutrug, war es indessen unter ihnen noch zu keiner bemerkbaren Erkältung gekommen und Zderad gehörte noch zu der nächsten Umgebung des Prinzen.

Der im Brzetislaw rege gewordene Argwohn, Zderad sei bei Hedwig der geheime Anzeiger des gegen sie angesponnenen Vorhabens gewesen, gränzte sich auf die Wahrnehmung, daß seit einigen Monden derselbe das Haus des Fräuleins häufiger als sonst zu besuchen pflegte — so daß sich bald das Gerücht verbreitete: Hedwig von Neubaus und Zderad von Schwabenitz seien ein Brautpaar.

Die Fama hätte auch nicht gelogen, denn eines Tages überraschte Zderad selbst den Prinzen mit dieser Nachricht. Hoch loderte in diesem der Zorn empor, als er diese Mittheilung vernommen hatte, und heftig beschuldigte er den glücklichen Brautwerber der Hinterlist und des Verraths.

Zderad betheuerte mit fester Zuversicht und klaren Worten seine Unschuld; er konnte jedoch dem Argwohn seines Jugendgespielen nicht entkräften, dessen bitteren Grimm nicht besänftigen und der Bruch zwischen ihnen war geschehen.

## VI.

Im Anfange des Jahres 1087 und zwei Jahre nach dem erzählten Vorfalle führte der junge Ritter von Schwabenitz seine geliebte, schöngelockte Hedwig zum Altare.

Allein nur fünf Monate führte das junge Paar im stillen friedlichen Schlosse des alten Ritters von

Schwaben in ein ungestörtes paradiesisches Leben, denn im sechsten schon schlug die Stunde der Trennung.

König Bratislaw sah sich durch die unruhigen Zeitereignisse gezwungen, nach Meissen ein Kriegsheer zu schicken, das er der Anführung des Prinzen Brzetislaw anvertraute. Alsbald erließ dieser an alle böhmische Herren die Aufforderung, sich seinen Fahnen anzuschließen, um den böhmischen Waffen auf deutscher Erde Sieg und Ehre zu erwerben.

Von allen Ecken des Reiches strömten auf diesen Aufruf die Tapfern herbei. Eine eigene Botschaft hatte Brzetislaw an Zderad von Schwaben mit dem böhmischen Beisatz gesendet, wenn die Liebe zu seinem Weibchen es ihm gestatten sollte, die Heeresfolge zu leisten, so möge er sich vor den Meissnerischen Pfeilschützen mehr in Acht nehmen, als vor Amors Geschosse, das ihn so gut getroffen hätte.

Zderad antwortete, daß noch kein Schwabe miß zurückgeblieben sey, wo die Landesfahne geweht habe; auch würde er der böhmischen Waffenehre nicht untreu werden und hoffe, mit dem Beistande des Himmels, den Pfeilen des Feindes glücklich zu entgehen; denn diese würden sicherlich keine so guten Schützen sein, wie der Liebesgott, dieser Alt- und Großmeister aller Schützen, der noch keines Menschen Herz verfehlt habe, wie Herr Brzetislaw wohl selbst schon die Erfahrung gemacht haben dürfte.

Diese nur zu deutliche Anspielung auf die Gefühle, die dieser Herr für die schönhaarige Hedwig von Neuhaus in seinem Busen hegte hatte und vielleicht noch hegte, entflammte dessen Haß gegen den Spötter mehr und mehr und mag nicht

wenig zu den Ereignissen beigetragen haben, die wir zu berichten haben.

## VII.

Wir überspringen die schmierzliche Abschiedsscene zwischen dem Scheidenden Zderad und seiner trauernden Hedwig, verweilen uns auch bei den ersten Unternehmungen des ausgebrochenen sächsischen Krieges nicht, da alles dieses mit unserer Erzählung in keiner engeren Verbindung steht, sondern weisen unseren Blick auf das Land der Sachsen, wo Ritter Zderad mit einer kleinen Schar die schwere Aufgabe zu lösen hatte, das am Ufer eines Flusses gelagerte böhmische Heer gegen eine feindliche Uebermacht zu verteidigen.

Herr Brzetislaw hatte ihm diese gefährliche und den Keim des Mißlingens in sich tragende Sendung aufgetragen und jeder unparteiische Beobachter erkannte darin eine Schlinge, die dem Vater von Schwabenitz, der bisher Beweise von großer Tapferkeit und Kriegserfahrung gegeben hatte, gelegt wurde, um sein Verderben herbei zu führen.

Zderad selbst erkannte die hinterlistige Absicht seines ehemaligen Jugendfreundes und gab sich selbst verloren, weil er entschlossen war, dem ihm anvertrauten Platz bis zu seinem letzten Athemzuge zu behaupten.

Die verhängnißvolle Stunde des Kampfes war endlich erschienen und Zderad sah sich von einem zehnmal stärkeren Feindeshaufen angegriffen. Die ihm zugegebenen wenigen böhmischen Mannstücken eisenfest; aber ihre Zahl schmolz fortwährend und keine Hülfe kam, obgleich Zderad zwei B

ten abgeschickt hatte, wovon der erste gar nicht, der zweite aber mit der Meldung zurückkam, er hätte dem Herrn Brzetislaw angetroffen, wie er sich im Flusse, an dessen Ufer das böhmische Heer gelagert sei, badete und habe von ihm den Bescheid erhalten, der tapfere Zderad von Schwabenitz werde als unwiderstehlicher Siegesheld den Feind doch so lange aufhalten können, bis der Prinz sein Bad vollendet habe.

Aus dieser Antwort erkannte der verrathene Ritter nur zu deutlich, daß er von Brzetislaw aufgegeben und mit seinen treuen Kampfgenossen zwecklos dem Tode geweiht sei. Er empfahl seine Seele und sein theueres Weib dem himmlischen Vater und stürzte sich mit Gott ergebener Muth in die dichten Reihen der Feinde. Mit zehn Wunden bedeckt sank er von seinem Rosse und gerieth mit wenigen am Leben gebliebenen Böhmen als Gefangener in Feindeshand.

Der weitere Verlauf dieses Feldzuges war für Brzetislaw unglücklich, nach zweimonatlicher Frist trat er den Rückzug an. Die Kunde von Zderad's Tapferkeit, Verwundung und Gefangennehmung war dem heimkehrenden Heere vorangeeilt. Der König empfing seinen Sohn mit gefalteter Stirne und gab seinen Råthen Befehl, alles für Zderad's Auslösung aufzubieten.

Diese Verhandlungen hatten den besten Erfolg und nur die langsame Heilung der rühmlichst erhaltenen Wunden verzögerte die ungesäumte Heimkehr des jungen Helden, der endlich seine Heimat wieder sah und in den Armen seiner theuren Hedwig vollen Ersatz für alle überstandenen Leiden fand.

# VIII.

Bald nach Iderad's Zurückkunft genas Frau Hedwig eines gesunden Knäbchens, das der einzige Sprößling dieses glücklichen Ehebundes und der Stammvater aller folgenden Schwabenische war.

Da Herr Brzetislaw stets in Reichsangelegenheiten von Prag, wohin sich der Ritter Iderad nach seiner Heimkehr aus der Gefangenschaft mit Weib und Kind begab und sich größtentheils dort aufhielt, abwesend war, so trübte durch einen längeren Zeitraum kein Wölkchen den reinen Himmel seiner häuslichen Zufriedenheit und er war weit entfernt, das verderbenschwangere Ungewitter zu ahnen, das ein feindseligter Dämon im Verborgenen über ihn zusammenzog.

König Bratislaw war mit seinem Bruder, dem Markgrafen Konrad von Mähren, in einen so heftigen Zwist gerathen, daß ein blutiger Krieg entstand. Der König von Böhmen fiel plötzlich und mit so starker Macht in Mähren ein, daß er unaufgehalten bis zur Stadt Brünn vordrang, die damals gut befestigt war und wo sich der Markgraf Konrad tapfer zu vertheidigen beschloß, bis es seinen Getreuen gelungen sein würde, ihn mit Heeremacht zu befreien.

Der König Bratislaw selbst führte seine kampflustigen und kampfgelübten Böhmen an und unsern Ritter Iderad von Schwabenig gab er für die im sächsischen Feldzuge an den Tag gelegte Tapferkeit und als Entgelt der erlittenen Gast, zu einem seiner ersten Räthe und Feldobersten erhoben. Auch Brzetislaw war von seinem

Vater zur Belagerung der Hauptstadt Mährens herbeigerufen worden.

Mit Mißmuth und Widerwillen verließ der Prinz das glänzende Hoflager des römisch-deutschen Kaisers, wo er sich damals herum tummelte, denn die Kunde von der ausgezeichneten Gunst und von dem besonderen Vertrauen, das sein Vater dem verhassten Ritter von Schwabenitz angedeihen ließ, war bis zu ihm gedrungen und hatte ihn tief verletzt.

Diese feindlichen Gesinnungen wurden durch falsche Freunde und doppelzüngige Zwischenträger, woran das eilfte Jahrhundert so reich war, wie das gegenwärtige ist, in Brzetislawen noch vermehrt und es ist leicht erklärlich, daß es nach allen diesen Vorgängen nur einer kleinen Veranlassung, nur eines Lustzuges bedurfte, um den glimmenden Funken seines Hasses zur verheerenden Brunst anzufachen.

Und an einer solchen unseligen Ursache konnte es bei der herrschenden Lage der Dinge nicht lange fehlen.

Als vor den umringten Mauern Bränns die Auftheilung des Lagers der böhmischen Heeresmacht vorgenommen wurde, die der König Bratislaw selbst leitete und wobei der Prinz und Schwabenitz zugegen waren, sagte dieser, den bei Brzetislaw's Anblick eine unbefiegbare Entrüstung übermannte, zum Könige: »Er möchte nicht vergessen, das Zelt des Prinzen an ein fließendes Wasser zu verlegen, da er wohl wisse, wie gern sich dieser bade.«

Diese ironische, unkluge, aber dem rauhen Lene der damaligen Zeit ganz zusagende Rede, entflammte

te den ganzen Haß des Prinzen. Kaum hatte er sich mit seinen Vertrauten zurückgezogen, so berieth er sich mit ihnen und sie bestimmten die Art, wie an Schwabek's Rache zu nehmen sei.

Nach wenigen Tagen ward dieser unter dem Vorwande eines zu ertheilenden Rathes wegen Aufstellung des Belagerungszeuges zu Brzetislaw beschieden. Ohne Argwohn erschien Zderad in dessen Prunkzelte, von einem einzigen Knechte begleitet.

Brzetislaw hielt ihm alsbald seine Rede mit harten Worten und wüthender Geberde vor, nannte ihn einen Verräther an der Freundschaft, einen Judas Ischariot, der seinen Herrn um Minnesold verkauft habe und warf ihm zum Schlusse seinen Kampfhandschuh mit dem Zusatze ins Gesicht, es solle zwischen ihnen fortan sich um Leben oder Tod handeln.

Ritter Zderad, der unbewaffnet war, errieth aus dem Benehmen seines Feindes und aus mancherlei verdächtigen Vorkehrungen, die er bemerkt hatte, daß eine Veräbherei und ein Gewaltstreich im Werke begriffen sei; er warf sich daher schnell zu Noth, und floh. Allein zu spät! An einer Uferstelle des Switassusses, wo sich ein dichtes Gebüsch befand, das der Fliehende zu erreichen suchte, um dort den Fluß durchreiten zu können, stürzten versteckte und verkappte Meuchelmörder hervor und erschlugen den edlen wehrlosen Flüchtling.

## IX.

Zderad's treuer Knecht, der glücklich entkommen war, hinterbrachte dem König die erste Nachricht der verübten Gräueltbat, setzte aber hinzu, daß



ihm die Mörder unbekannt seien, weil er sich nicht erinnern könne, sie im Lager je gesehen zu haben.

Obgleich der Urheber des Mordes nach allem, was geschehen war, nicht zweifelhaft seyn konnte, so wagte doch niemand ihn zu nennen. Bratislaw mochte ihn errathen haben; er unterdrückte aber seinen Schmerz und nahm sich vor, um den Schatten des Gefallenen zu süßnen, bei dessen Söhnlein Vaterstelle zu vertreten.

Er sandte einen eigenen Boten an Frau Hedwig mit der Trauerkunde und forderte sie zur Standhaftigkeit und zur Ergebung in den Willen des Himmels auf. »Euch« so schloß das gnädige Sendschreiben, »Euch kann ich zwar nicht den geliebten Vatten und Eheherrn, wohl aber Euren verwaisten Knaben einen liebenden, um sein zeitliches und ewiges Wohl besorgten Vater ersetzen und daran soll es ihm nicht ermangeln, dessen gebe ich Euch mein fürstliches Wort.«

Die trauernde Hedwig ließ, nachdem der erste Schmerz überstanden war, zum ewigen Gedächtnisse ihres Verlustes und der Unthat auf der Stelle, wo ihr geliebter Vatte seinen Geist ausgehaucht hatte, eine Steinsäule errichten, die noch bei Brünn vorhanden und wahrscheinlich das älteste Denkmal des an alten ehrwürdigen Erinnerungsmalen überreichen Landes Mähren ist. Auch hat sie bis an den heutigen Tag den Namen der Zberad-Säule beibehalten\*)

\*) Dieser Abschnitt unserer Mittheilung ist ganz geschichtlich. Alle Geschichtschreiber Mährens berichten die erzählte That, nur geben sie des Jahr 1091 und Schwol in seiner topographischen Beschreibung des Markgrafthums Mähren das Jahr 1087 an.

Die betrübte Witwe Zderads zog mit ihrem Obhnlein zu ihrem alten ehrwürdigen Schwiegervater und widmete sich ganz der väterlichen Sorge, es standesmäßig und im ritterlichen Geiste zu erziehen. Auch pflegte sie den alten tiefgebeugten Herrn von Schwabenitz mit der väterlichen Sorgfalt eines liebenden Kindes.

Als der kleine Zderad die Gränze des Jünglingsalters erreicht hatte, ging auch der greise Großvater ein in die Gruft seiner Ahnen und in dieser Zeit fällt auch die erste Wahnung, womit die rächende Nemesis den Urheber des geschehenen Mordes heimsuchte.

## X.

Auf einer Rundreise durch die nördlichen Gegenden Böhmens, längs dessen Grenzen gegen die Lausitzer Landestheile, erreichte eines Tages Brzetzslaw ein in stiller Abgeschlossenheit liegendes Dörfchen zu einer Stunde, als eben dessen fromme Bewohner die zierliche, den Anschein des neuen Aufbaues deutlich an sich tragende Kirche, wo eben des Gottesdienstes abgehalten worden war, verließen.

Das schöne Gotteshaus war im herrschenden Baustyle jener Tage aufgeführt; das feine gothische Schnitzwerk war nur an einzelnen Theilen des Gebäudes angebracht und bildete daran noch kein System einer harmonischen, allgemeinen äußeren Verzierung. Der schlanke durchsichtige Spitzthurm strahlte in seiner hellen Tagesfarbe und nach gegen die niedern, unansehnlichen Bauernhöfthen in seiner Umgebung gar gewaltig ab. Die farbigen, bunt schü-

lernenden Bogenfenster gestalteten sich zu Emblemen und Heiligenbildern, die dem untenstehenden Herren Brzetislaw, wenn er sie genauer betrachtet hätte, mehr als ein memento mori vorgespiegelt hätten. Der Umfang und der Außenschmuck der Kirche stand auch überhaupt mit dem umliegenden kleinen Dörflein in einem offenbaren Mißverhältnisse und es mußte dem sinnigen Beschauer bei dem ersten Blicke, den er dem frommen Hause zuwendete, klar werden, daß hier höhere Zwecke die Künstlerhand besetzt und den herrlichen Bau befördert hatten.

Ein ähnliches Gefühl mochte sich in Herrn Brzetislaw geregt haben; denn als die andächtige Menge nach vollendetem Gottesdienste sich aus der Kirche entfernt hatte, trat er in Gesellschaft seines vertrautesten Begleiters hinein, um das Innere des Hauses sich zu besehen und darin ein kurzes Gebet zu verrichten. Ein greiser Klosterbruder aus einem nachbarlichen Konvente, der die Frühmesse gelesen hatte, gesellte sich hier dienstfertig zu den Fremdlingen, deren ganze äußere Erscheinung hohe Standespersonen verriet.

Der ehrwürdige Diener des Herrn erzählte ihnen, das erbaute Kirchlein sei das Werk einer auf der nahen Burg hausenden edlen Frau, die durch diese fromme Stiftung den ewigen Seelenfrieden eines jätlich geliebten und ihr schmerzlich entrissenen Gatten habe fördern wollen; auch habe sie sich hier eine Ruhestätte auserkoren und zwar in einer Seitenkapelle, zu der er die Fremdlinge hinführte.

Nach diesen Worten war Brzetislaw mit dem Klosterbruder in eine düstere Kapelle getreten, wo sein Auge ohne, mit einem vergoldeten Gitter geschlos-

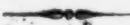
sene Wandnische entdeckte, worin sich ein verzieretes Kästchen von schwarzem Holze befand.

Der Klosterbruder nahm das Kästchen hervor, öffnete es durch einen geheimen Druck und zog daraus einen langen Zopf von geflochtenen schönen Haaren hervor, den eine weiße, hier und da mit rothen Flecken gefärbte Felsbinde zusammenhielt.

»Seht hier, ihr edlen Herren und Männer,« sprach der fromme Mann zu den Besuchern der Kirche, »seht hier den gepferten Haarschmuck der gott-ergebenen Stifterin dieses heiligen Tempels, die damit allen eiteln Freuden des wüsten Lebens Valet gesagt hat; und hier dieser gestickte Streif ist die blutbespritzte Felsbinde ihres unglücklichen Vatters, den unbekannte Mörder erschlugen. Nach seinem Namen heißt dieses Gotteshaus die Zderadskirche. Gott der Allmächtige nehme die Seele des gottlos hingeschlachteten Duldens in seinen heiligen Schutz und lasse dereinst zur Stunde des großen Gerichts auch dem Mörder Gnade angedeihen.«

Diese Klärung hatte den greisen Klostermann bei diesen Worten ergriffen und mit bebender Hand legte er die vorgewiesenen Gegenstände wieder in ihr enges Behältniß.

Mit Entsetzen verließ Brzetislaw den heiligen Ort der Mahnung und die Furie des bösen Bewußtseins hatte sich seiner bemächtigt.



## Werkensteins Gründung.

Sage.

Dem edlen Ritter Lodegar im Lande Baiern hatte eine zufällige Vergessenheit, ein Fehler des Gedächtnisses, dieses wahren Götterfunken des Prometheus, die Ungnade seines Herrn, des Herzogs, dem er doch Jahre hindurch die treuesten und besten Dienste geleistet hatte, zugezogen. Als nämlich Herr Lodegar einst in eigener Verrichtung nach Augsburg reiste, gab ihm der Herzog ein eigenhändiges Schreiben mit, das irgendwo auf der Straße, die der Ritter zurückzulegen hatte, abzugeben war. Mit des Briefes Dringlichkeit unbekannt und in seinen persönlichen Verhandlungen vertieft, vergaß Herr Lodegar die Vollziehung des fürstlichen Befehls und das verhängnißvolle Papier fiel ihm erst nach seiner Ankunft zu Augsburg in die Hand. Vergebens war nun der schnellste Renner aufgeboten worden, das Vernachlässigte einzuholen; die Zeit war verstrichen und ein Verbannungsurtheil war die Strafe der an der hehren Mnemosyne begangenen Sünde.

Erbittert über des Herzogs allzustrengem Ausspruch und zu stolz, um Vinderung desselben zu ersuchen, die bei des Fürsten bekanntem Edelmuthe nicht unterblieben wäre, geborchte Lodegar dem harten Gebot und zog, nachdem er sein Hab und Gut veräußert hatte, mit schwerem Herzen und tropiger Stirne in Gesellschaft seines Weibes und seiner zwei Söhne von dannen.

Leopold der Erlauchte trug damals den Herzogthum des schönen, glücklichen Landes Oststeierreich, dieser starken Ostmark und reichen Fruchtbau des

deutschen Landes. Der hohe Ruhm dieses Fürsten war der Magnet, der den verbannten Eodegar bewog, seine Zufluchtsstätte in der festen Neustadt und in der heilspendenden Badens Nähe, gleichsam im Angesichte des österreichischen Montblanc, in einer einsamen Gebirgsschlucht zu suchen. In stiller abgeschiedener Oede erhob sich hier auf erkauftem Wald- und Thalgrunde eine ländliche Hütte, in welcher Herr Eodegar in philosophischer Ruhe einige Jahre mit der Uebarmachung des wilden Bodens und mit der zeitgemäßen Erziehung seiner Zwillingssöhne Winfried und Hartmuth zubrachte.

Dieses Brüderpaar war die ganze Nachkommenschaft Eodegars und der treuen Hilberge. Die schon bei der Knaben Geburt sich launenhaft bewiesene Natur blieb auch in der Folge sich getreu, indem sie diesen Sprößlingen Einer Stunde das Siegel der auffallendsten Gemüths- und Leibesverschiedenheit aufdrückte. Von schwächlich schlankem, mittelgroßem Gliederbau war Winfried und dabei eines offenen Gemüthes voll Frömmigkeit und Menschenliebe; der stämmige, riesenhafte Hartmuth aber gleich mit seinem brausenden Sinne den unbändigen Wildfängen, auf welchen die Jünglinge sich in den ritterlichen Künsten üben mußten.

Als die Rittersöhne das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatten, war nach des Vaters Entschluß der Zeitpunkt eingetroffen, der eine Veränderung ihrer Lage herbeiführen sollte. Eodegar führte sie eines Tages deshalb in eine labyrinthische Berggegend, die vom Wohnhause etwas entfernt im wilden Forste lag und sprach dort zu ihnen, nachdem er sich auf einen daliegenden großen Stein gesetzt hatte.

»Vaterpflicht gebietet mir, Euch in die Welt zu schicken; darum sollt ihr auch morgen mit dem Aufgange der Sonne, von treuen Knechten begleitet, von dannen ziehen und mit den erworbenen Sporen heim kommen. Euch ist bekannt, daß nach dem Rechte der Erstgeburt jener von Euch, der zuerst das Licht der Welt erblickt hat, bestimmt ist, unsern Stamm fortzupflanzen, daß mir aber die Kenntniß meines Erstgeborenen durch die Unachtsamkeit der Geburtshelfer und Wochenwärtnerinnen versagt wurde. Es ist Euch ferner nicht unbekannt, daß kein Vergehen entehrender Art, keine böse Schuld, sondern eine verzeihliche Abwesenheit der Gedächtniskräfte mich dem väterlichen Boden entrissen und hierher, in das Land der Gastfreiheit und Milde versetzt hat. Hier bin ich auch gesonnen, eine himmelanstrebende Burg zu bauen, die einem rühmlichen Stamme zur Wiege und noch in später Zukunft zur Zierde dienen möge. Wer jedoch von Euch über Burg, Land und Leute gebieten, wer das neue Heldengeschlecht gründen soll, werde nicht ich, sondern ihr selbst entscheiden. Das Licht eures Kopfes, euer Gedächtniß mag das Dunkel eurer Geburtstunde erhellen und was mich aus den Hallen meiner Vorfahren vertrieb, möge einen von euch zum Grundpfeiler einer zahlreichen Nachkommenschaft erheben. Wie aus Moder und Verwesung blühendes Leben, so erwachse aus der Schwäche meines Geistes die Stärke des eurigen; auch erblicke die späte Nachwelt in der neuen Stammburg ein ewiges Erinnerungsmahl der heiligen Lehre: Herrendienst geht vor jedem Dienst.«

Er entdeckte den horchenden Jünglingen nun, daß der Stein, worauf er saß, einen Schatz bedecken

werde, der bestimmt sei zum Baue des neuen Schloßes und der jenem zu Theil werden solle, der den bezeichneten Stein nach einer dreijährigen Abwesenheit auffinden und erkennen würde. Das richtende Felsstück werde jedoch an einen anderen Ort hingewälzt werden und solle dort, wo es gefunden wird, dem kaiserlichen Bau zum Grundsteine dienen. Er erwähnte die Erstaunten demnach, sich des Steines Gestalt tief in das Gedächtniß einzuprägen und dessen kleinste Merkmale zu erforschen; schwer sei zwar die Probe, aber groß der Lohn. Endlich schloß er mit den Worten: »Traut aber dem Scheine nicht und auch den Worten der Menschen weniger als ihren Handlungen.«

Schlaflos verstrich den sinnenden und halbbedäubten Jünglingen die erste Hälfte der Nacht, die auf diese Eröffnung folgte. Der arglose, edle Winfried vergegenwärtigte sich so viel als möglich die Form und Umrisse des Steines, wiederholte die Lehre des Vaters und verfiel in einen sanften Schlummer, nachdem er seine Zukunft dem Lenker der Natur überlassen hatte. Kaum bemerkte Hartmuth aber den Schlaf seines Bruders, so faßte er von Leidenschaft und Ehrsucht getrieben, den verwegenen und unedlen Entschluß, sich hinaus in den Wald zu schleichen, um den entscheidenden Stein an allen Seiten und Ecken mit der Spitze seines Schwertes zu bezeichnen, damit es ihm einst leicht sei, den Sieg davon zu tragen. Nachdem die böse That vollbracht war, begab er sich behutsam zurück und durchwachte an der Seite des betrogenen Winfried die übrige Zeit der Nacht. Wenn aber das Sprichwort wahr ist, daß jener, der sich mit dem Betrage verblindet,



mehr verlassen ist, als wenn er allein geblieben wäre, so laßt uns für den truglosen Winfried die Hoffnung nicht verlieren; denn über die Unschuld wacht ein höherer Geist, der jeden Dämon der Hinterlist zurücktreibt.

Als der Vater am frühen Morgen die Zwillingebrüder mit thränendem Blick verließ, waren seine letzten Worte: »Lebet wohl, gedenket meiner Lehre, und merkt den Stein.«

Wir übergeben, als nicht zur Sache gehörend, die dreijährige Fahrt der ritterlichen Jünglinge mit ihren Gefahren und Abenteuern und lassen sie, ausgeschmückt mit Weltkenntniß und mit den wohlverdienten Sporen begabt, von der Landstraße ablenken, wie sie nach vollendeter Zeit den offenen Armen der harrenden Eltern zusprengten. Wir überschlagen ebenfalls die Scene dieser Zusammenkunft mit ihren Freuden und Wonnen und berichten den unsern Zweck mehr befördernden Umstand, daß die Ankömmlinge die Nähe der elterlichen Wohnung mit Stein- und Ziegelhaufen, mit gefällten Stämmen und Eisenwerk, kurz mit allen, zu einem stattlichen Bau erforderlichen Materialien und Veräuschaften umthürmt fanden, so daß alles dermaßen bereit lag, um stündlich an die Arbeit selbst Hand anlegen zu können.

Der erste Morgen nach Winfrieds und Hartmuths Heimkehr war zur Auffuchung des bedeutungsvollen Steines bestimmt worden. Mit dem ersten Strahlen des Ostens standen die Edhne vor dem Vater, der sie mit der Weisung entließ: »Weht, sucht die Stelle und den Grundstein, damit er uns Vertriebenen ein sicheres Schutzbach gewähre, und

bedenket die Wahrheit des Sages wohl, daß man oft in der Ferne das Glück findet, welches man in der Heimath vergebens gesucht hat.«

Sie gingen; Harttrub mit zuversichtlichem kühnem Schritt, Winfried in stiller Ergebung.

»Ich habe Dich verstanden, Vater« — sprach der Erste mit wachsendem Stolze zu sich — »ja wohl blüht in der Ferne das Glück, darum werde ich nicht so blödsinnig sein, es in der Nähe unserer Bauernhütte zu suchen. Auf steiler felsiger Höhe, wo Adler nisten und der Sturm im ewigen Rasen die Föhren entwurzelt, dort muß die stolze Burg gegen Himmel steigen und beherrschend die weite Gegend überschauen.« — Wie ein geübter Bergsteiger erstieg er nun mit verwegennem Muthe die schroffen Felsenspitzen und durchbrach nachspähend das festeste Waldgesträuch.

Winfried war unfern des stillen Waterhauses sinnend stehen geblieben, und sprach vor sich hin: »Traut den Worten des Menschen weniger als seinen Handlungen« — sagte der Vater beim Abschiede und fügte dieser Klugheitslehre heute noch die Bemerkung hinzu: »man finde oft in der Ferne das Glück, welches man vergebens in der Heimath gesucht hat. Dieser Lehren eingedenk, will ich seinen Handlungen mehr als seinen Worten trauen und aus dem hier herumliegenden Bau- und Werkzeuge auf die Nähe des schatzbedeckenden Steinens und folglich auch auf die Absicht des in dieser Gegend Statt zu findenden Burgbaues schließen. Es spricht ja selbst der zweite Sag für diese Vermuthung. Wehl mag das unstäte Glück uns oft

auf fremder Erde lächeln, nachdem man seine Gunst auf vaterländischem Boden fruchtlos gesucht hat; bevor man es aber dort erlangen will, muß man es hier suchen und darum will ich auch das meine zuerst in der Nähe und dann erst in der Ferne zu erreichen trachten.«

Sein prüfendes Auge erforschte nun die Lage der Gegend umher und bestete sich alsbald an einem Gebirgsvorsprunge, der unsern von ihm das dichtbewachsene, von drei Seiten eng mit Steinwänden und Waldböhen umschlossene Thal wie ein großer Söller beherrschte, dessen ganze Beschaffenheit, so viel er von unten bemerken konnte, gemacht schien, eine stattliche Weste zu tragen.

Bald stand der flinke, mit Hoffnung erfüllte Winfried auf der erspähten Berghöhe und ein süßer Freudenschauer durchbehte ihn, als er hier den wohlbekannten folgenschwangern Stein auf weichem Moos liegen sah.

Ein lautes Rufen und das Wehen der weißen, flatternden Feldbinde verkündete den harrenden Eltern, daß ihr Liebling Winfried den glücklichen Fund gethan und den Sieg durch kluge Ueberlegung und Beachtung der väterlichen Lehren errungen habe.

Als nun auch mit neidvollem Herzen Hart-  
ruh herbeigekommen war, sprach Herr Lodegar zu seinen Söhnen: »Gott hat entschieden! — Ihr Beide habt den Stein, aber in verschiedenem Ver-  
stande, gemerkt: Du, Winfried, mit frommen Gemüthe und im Vertrauen auf Gott; Du aber Hart-  
ruh, mit dem gottlosen Schwerte und im Bunde mit den Geistern der Unlauterkeit. Aber

Gott hat gerichtet. Stets weicht der Redlichkeit die heimliche Lücke und zum ewigen Denkmal dieser schönen Lehre werde das Schloß und nach ihm das Geschlecht, welches daraus eine Zierde deutscher Ritterschaft hervorgehen wird, Merenstein genannt.«



## Spuck- und Gespenstersaal.

»Rund um der Grüste  
Gähnende Klüfte  
Iren wir in dunkler Mitternacht;  
Schrecken verbreitend,  
Unglück bedeutend,  
Bis der rosige Morgen erwacht.«

»Sehr wahr,« sagt Wü h r l e n, »daß Hexen, Gespenster und alles Abenteuerliche im Grunde nur eine gestaltenvolle Ausfüllung der Einsamkeit in Hütten und Schlössern sind. Denn Manches glaubt man da, was sich an bevölkerten Wohnplätzen ohne Lächerlichkeit gar nicht erzählen läßt. In der Leere der Einsamkeit haben die größten Fantasiegestalten Raum-Gesellschaft, Gewühl verscheucht sie. Wie Kanonen die Gewitter, so treibt ein Haufen Soldaten die ganze Hexen- und Gespensterjunft, aber auch manche schöne Fantasie aus dem Lande.«

Wir bezwecken unter obigem Titel den Lesern einige dieser Fantasiegebilde vor die Augen zu stellen. Großwürdenträger der Geisterwelt, Meister Räbe.

zahl, die weiße Frau, der wilde Rodenstein u. s. w. werden unbeachtet bleiben, weil es sich nur um weniger bekannte Gegenstände handelt, bei welchen eine geschichtliche Erinnerung oder eine sittliche Lehre den Hintergrund einnimmt.

Diese Sagen werden theils zum ersten Male erzählt, oder nach älteren Quellen in einer neuen Einkleidung oder mit aufgefundenen Zusätzen bereichert auf eine veränderte Art vorgetragen.

I.

Der Gafarrabühl.

---

„Mondlicht schillert matt und todt,  
Geisterbleich im Morgenroth.  
Kotold, Nire, Zwerg und Aee,  
Die den Pilger lockt in's Weh,  
Auch du, falscher Fackelschein,  
Solst nicht mehr gefährlich sein!  
Aus ist euer Reich und Tanz,  
Vor des Tages Sonnenglanz.“

Unter den Alpen des Garganserlandes in der Schweiz bei dem Dorfe Mels befindet sich die Alp Gafarra; sie besteht aus mehreren Hügeln, von welchen einer der höchsten der Gafarrabühl genannt wird. Es ist der schweizerische Blockberg, der berühmteste Hexenplatz der Gegend.

Vor der Ausbreitung des Christenthums in diese Gegenden durch Pirmin im Jahre 731 feierten die heidnischen Landeshewohner auf diesem Berge zur Frühlingszeit ihre nächtlichen Feste, mit Musik, Tanz und Feuerbränden. Nach Ausrottung des Heidenthums versetzte der Aberglaube hierher den Tummelplatz des Höllenfürsten, der hier zu gewissen Zeiten des Jahres seine infernalischen Orgien gehalten haben soll.

Die Viehhirten und Jäger unterließen nie, an den Morgen, die auf diese nächtlichen Satansbälle folgten, sich auf den Bühl zu begeben, um die Dämonen, Gärten, Kopfzerden, Schleiher und an-

tere Gegenstände aufzuklauben, die dort im Grase liegen geblieben waren. Der Melser Geisbube Ottfried soll dort einst ein vergoldetes Armband gefunden haben, das er an seiner Wollkappe befestigte und noch viele Jahre später auf seiner Pickelhaube zur Schau trug, als er im Solde Frankreichs als Lanzenknecht den bekannten Mailänderkrieg mitmachte.

In dieser schon damals hochblühenden Stadt stand er eines Tages am Thore der Wohnung eines französischen Befehlshabers Wache. Eine stattliche Dame im gegenüber liegenden Hause, die ihn mit vieler Aufmerksamkeit eine Zeitlang betrachtet hatte, gab ihm einen Wink, sich zu ihr zu begeben. Er ging, sobald seine Stunde vorbei war, in ihr Haus, wo er von der Dame freundlich empfangen, reichlich bewirthet und gefragt wurde; wie er zu dem Armbande gekommen sei, welches sie ihrer besten Freundin, die sich in der Schweiz befände, beim Abschiede als Liebespfand gegeben habe.

Ottfried erzählte die Geschichte seines Fundes am Gafarrabühl und nach mehreren Fragen erfuhr die Mailänder Schöne auch, daß das Haus Schännis im Rufe der Unheimlichkeit stände. Dieses Haus hatte einer Alpe wegen Streit mit der Landsgemeinde bekommen und stand auf dem Punkte, zu verlieren. Die Eigentümerin jenes Hauses soll aber Mittel gefunden haben, mit Hülfe unheimlicher Mächte den Proceß zu gewinnen. Seit dieser Zeit soll man die Bewohnerinnen des Hauses Schännis regelmäßig auf schwarzen Rossen die Gafarrabälle besuchen gesehen haben.



Die Mailänderin erschrock nicht wenig über diese Erzählung. Sie versprach dem Schweizer eine ansehnliche Belohnung, wenn er ihr eidlich geloben wollte, das fromme Werk, das sie von ihm fordern würde, auszuüben.

Ottfried mußte kein guter Schweizer gewesen sein, wenn ihn die ausgesprochene Summe nicht dienstwillig gemacht hätte. Die Mailänderin nahm ihm den Armring ab, ließ ihn von einem Priester weihen und gab ihn dann dem Kriegermanne mit der Weisung zurück, das geweihte Stück auf dem Gafarrabühl in die Erde zu graben, um dem bösen Hexenwesen ein Ende zu machen.

Ottfried erhielt seinen Lohn und vollzog gewissenhaft den erhaltenen Auftrag. Von dieser Zeit an soll das Unwesen auch aufgehört haben.

## II.

### Der Alraun.

»Bilder, sündhaft, schwer und tief,  
Preßtet ihr die Brust, die schlief;  
Hebt euch nun, wie leicht und flink  
Rebel vor des Morgens Wink!  
Und du gräulich Nachgesicht,  
Das an Kern und Leben bricht,  
Sporn dein schwarzes Ross — denn traun!  
Darfst nicht Gottes Sonne schau'n.«

Unter den Erdgewächsen gibt es eine Wurzel, die man Mandragora (Mandragel) oder Alraun nennt. Sie ähnelt ihrer Form nach einem alten bärtigen Männchen und ist der Gegenstand eines uralten Aberglaubens, der sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat.

Die Rabbiner behaupten, die Hausgötzen des Laben sollen von dieser Pflanze gewesen sein und Porta berichtet in seinen Schriften, ein wälscher Wunderdoctor habe eine solche, in menschliche Bildung zugeschnittene und mit einem Hanfkörnlein befruchtete Mandragelröße in unheiliger Erde eingegraben und dadurch zu Wege gebracht, daß dieses Alraunmännlein auf alle Fragen mit Kopfnicken geantwortet habe. Der Geschichtschreiber Josephus nennt diese Wurzel Bantarab, von einem Thale im gelobten Lande, wo sie häufig wächst und führt auch an, daß sie im Dunkeln leuchte und um ihre übernatürliche Kraft ausüben zu können, von einem hungerigen Hund aus-

der Erde gerissen werden müsse. Es wurde damit sogar in der Vorzeit ein verbotener Handel getrieben und noch im Jahre 1630 wurden deshalb zu Ham-  
burg drei Weiber abgeurtheilt.

Den Namen dieses nickenden Wurzelmännchens leiten einige Wortforscher von den altgermanischen weisen Frauen, den Alrunen her, die ihre Benennung dem Worte Rune (Geheimniß) zu verdanken haben. Sie bringen dabel auch die Aurinia des Tacitus in Erinnerung. Neuere Spracherkklärer sind aber der Meinung, das Wort Alraun sei die Zusammensetzung von Alles und raunen, weil der Alraun seinem Befrager Alles in die Ohren raune.

Abgesehen von diesen gelehrten Spiegelfechtereien ist es eine gewisse Sache, daß viele dieser Wurzel-  
männchen bestanden haben und daß damit mancher-  
lei Unfug getrieben worden ist. Da sie auf alle Fragen Auskunft geben sollen, so ist es natürlich, daß ihre Thätigkeit meistens in Geldangelegenheiten in Anspruch genommen und es bald zum Sprich-  
wort wurde, von einem reichen Manne zu sagen, er habe ein Alräunchen.

Nach der Fabel des Aberglaubens soll die Wirksamkeit der Alraunen von dem Orte ihres Aufenthaltes abhängen, so daß ihre Kraft absterbt, wenn sie ihrem erwählten Wohnplatze entrückt werden.

---

Zur Zeit, als die alte Stadt Straßburg noch reichsfrei war und zum deutschen Lande gehörte, gab es dort in einem abseitigen Winkelgäßchen ein Haus von abenteuerlicher Bauart; bei einem Flächenraume

von zwölf Geviertklastern hatte es bis zum Giebel-  
bahne eine Höhe von dreißig Klastern, was ihm eine  
thurmsförmige Gestalt gab. Es stand im Rufe die  
Herberge eines Alrauns zu sein. Diese Sage hatte  
sich vorzüglich unter seinem letzten Bewohner allge-  
mein verbreitet.

Dieses war ein sonderbarer Mann, der sich  
Salomonius Wettermacher nannte. Er er-  
reichte sich mehr als hundertjähriges Alter und hatte  
drei Generationen in seinem Hause einsiedlerisch über-  
lebt. Die Quelle seines Einkommens war so unbe-  
kannt, wie sein Herkommen; auch nach seinem jäh-  
erfolgten Tode wurde der Schleier nicht weggezogen,  
der das ganze Dasein dieses Mannes bedeckt hat.  
Während seiner Lebenszeit hatte er jedoch der städti-  
schen Obrigkeit zu verschiedenen Zeiten sehr nam-  
hafte Geldbeträge zu frommen Stiftungen einge-  
händigt, die sein Andenken verewigt und der Sage  
eines goldspendenden Heilmännchens den Ursprung  
gegeben haben.

Mit Wettermacher's Hinscheiden kam die  
Stadt zum Besiz seines Hauses und von ihr erkaufte  
es ein Weib von abletem Namen. Ihre rothen, trü-  
fenden Augen — ihre Ragenliebe und ihr gesamntes  
Zimmergeräthe deuteten auf eine Blockbergsschwe-  
ster und Besenritterin hin. Frau Bocksbartin  
hatte ihre Base Irmentraut bei sich, mit der  
sie aber in stetem Haber und Zanke lebte. Beide  
waren gleich bössartig und gottesvergessen und die  
Ursache ihrer Zwietracht war keine andere als der  
schändliche Meid, den Irmentraut empfand,  
— weil sie nicht zur saubern Blockbergsgesellschaft

gehörte und die Vocksbart in sich unter mancherlei Vorwand weigerte, sie darin einzuführen.

Der Vorabend der berühmten Walpurgisnacht war herangekommen, und die Vocksbart in war voller Geschäftigkeit, um in vollständiger Herengalla die Lustfahrt antreten zu können. Irmentraut befand sich allein in der Stube des ersten Stockwerkes und sann mit kochender Galle im Herzen auf Mittel, wie sie diesen windigen Ritt entweder selbst mitmachen oder ihre Waise daran hindern könne. Da glaubte sie im alten halbmorschen Getöse der Wand in abgemessenen Schlägen ein Pochen zu vernehmen, wie man sich das Klopfen der Erdgeister im tiefen Schachte zu denken pflegt. Das konnte kein Nagen einer Maus und kein Piken eines Holzwurmes sein.

Sie untersuchte die Wand und fand einen kaum bemerkbaren Schuber und öffnete eine Mauernische, in deren Hintergrund ein heller Fleck sichtbar wurde, in dessen Mitte ein fingerlanges schwarzes Männchen hing, mit einem bärtigen Rinne und mit einem goldenen Kronlein auf der Stirne. Das ist Wettermacher's Alraunen, dachte bei diesem Anblicke Irmentraut und das soll Rath schaffen. Nachdem sie dem Männchen die gehörige Ehrfurcht und Reverenzen gemacht hatte, fing sie auch flugs ihre Fragen an.

Nach einer Unzahl Fragen, die der Alraun theils bejahend und theils verneinend mit dem Kopfe beantwortet hatte, konnte das Weib entnehmen, daß das Männchen dem bösen Treiben der Waise ganz entgegen sei und jede Gabe versage, so lange dasselbe dauern würde.

Auf die weitere Frage Irmentraut's, wie sie die Ausfahrt ihrer Waise in der künftigen Nacht verhindern könnte, schleuderte das Männchen mit seinen Armen herum und legte sie zuletzt kreuzweise auf seine Brust über einander. Diese Geberde verursachte nun eine neue Zwiesprache — welcher aber der Alraun ein baldiges Ende machte — weil er nach der fünften Frage unbeweglich blieb.

So viel glaubte aber Irmentraut herausspionirt zu haben, sie solle ihrer Waise die Straße verammeln, das heißt den Schornstein durch zwei Eisenstangen, die darin in Kreuzesform zu befestigen wären, so absperren, daß es ihr unmöglich sei, mit ihrer Ofengabel durchfahren zu können.

Unbemerkt bewerkstelligte sie am folgenden Tage diese Verrammung und begab sich zur Ruhe. Die Wollhartin warf sich in großem Staat und duftete von der höllischen Parfümerie. Dann ging es an eine Musterung der Besenstiele, Bratspieße und Ofengabeln, um ein passendes Steckopferd zu finden: und als diese Wahl getroffen war, fuhr sie mit der Schnelligkeit des Windes in der Feuerofen empör — aber nur, um mit zerschmettertem Schädel todt in die Küche zurück herabstürzen. Sie hatte sich an dem Eisenwerke den Kopf zerschlagen.

Die Folge dieses Ereignisses war eine gerichtliche Untersuchung, in welcher Irmentraut die Wahrheit gestand und mit einer mehrjährigen Gefangenschaft bestraft wurde. Von dem Alraun wurde nichts mehr vernommen und die Behörde fand seine Mauernische leer.

### III.

#### Der schwarze Mönch.

Und wie nun das Schiffein im Morgengebrauch  
Hinfährt die gefährliche Stelle,  
Entschreitet ein Mönch dem verwitterten Haus,  
Umstrahlt von gelbensüßiger Helle.  
Winkt warnend dem Kaiser, der Schiffer erblaßt,  
Erschrocken die Knie des Herrschers umfaßt  
Und ruft: »Herr! Gott mög' uns bewahren,  
»Euch drohen verborg'ne Gefahren!«

Weidmann.

Unweit vom kaiserlichen Schlosse Persendenz  
liegt mitten im schönen Donauströme eine kleine  
Sandinsel, von der sich die schwarzen Ueberreste  
eines gebrochenen Wartthurmes erheben, der schau-  
erlich kontrastirt mit dem blühenden Leben in Wald  
und Wasser, womit er umgeben ist.

Auf der höchsten Spitze dieser Warte erblickt  
man ein großes hölzernes Kreuz, das unsere from-  
men Vorfahren dort aufgestellt haben, um die an  
den gefährlichen Donaumirbel und Strudel Vorüber-  
schiffenden an Tod und Ewigkeit zu mahnen. Nach  
dem Glauben des Schiffervolkes und der umwohnen-  
den Landleute hauset in diesem alten Thurm der  
schwarze Mönch, ein treuer Warden vor jeder  
Gefahr und jedem bevorstehendem Unglücke.

Aventin erzählt (Ib. 5. cap. 3.); im Jahre  
1045 sei Kaiser Heinrich III. auf einer Reise nach  
Wien dort vorübergeschifft und gesonnen gewesen,

im Schlosse Persenbeug mit seiner glänzenden Begleitung zu übernachten. Als die Schiffe die Gegend dieser Warte erreicht hatten, sei darauf der Mönch erschienen, und habe warnend gegen den Kaiser die Hand gehoben.

Das Gefolge des Fürsten beschwor ihn, die gefährliche Donaugegend zu vermeiden und die Reise nach Persenbeug zu Land fortzusetzen. Nur ungern gab der muthige Herr diesen Bitten nach und ritt nach dem Schlosse, wo er jubelnd von seiner ihn dort schon erwartenden Gemahlin empfangen wurde.

Als er jedoch das Bургthor betrat, sah der Fürst abermals die schwarze Gestalt des Mönches mit ernstern drohenden Geberden vorüberschweben. Er hielt es jedoch nur für eine Vorspiegelung seiner Fantasie, weil die zahlreichen Anwesenden nichts gesehen zu haben versicherten.

Als der Abend herangekommen war, begab sich das kaiserliche Paar mit der ganzen Gesellschaft in den glänzend beleuchteten Rittersaal, wo ein reichliches Mahl aufgetragen und nach der damaligen Zeisitte wacker gezecht wurde. Heinrich war guter Laune und hatte eben einen Becher Wein geleert, als er den gespenstigen Wächter zum dritten Male vor sich stehen und ihm eifrig winken sah, ihm zu folgen.

Halb unwillig und halb im Scherze stand der Fürst auf, fest entschlossen, dem Spucke ein Ende zu machen; in schnellen Schritten entfernte sich der Mönch und führte seinen Verfolger aus dem Saale.

Raum hat der Kaiser diesen verlassen, so stürzt mit Donnergeträch die gothische Decke des Gemaches



herab, und zerschmettert den größten Theil der Gäste.  
Die ewige Vorsicht hatte den Gesalbten erhalten!

Der Glaube an den warnenden Wächter hat  
sich noch im Volke erhalten.

#### IV.

##### Die Kellnerin von Windeck.

Sieh, was steht auf Windeck's Thurme,  
Da noch kaum der Morgen graut?  
Gast erscheint es wie ein Ritter,  
Der ins Thal hernieder schaut?

Das ist Hugo's Geist, er lehret  
Auf die Trümmer oft zurück;  
Nach dem Rheine, nach dem Münster  
Wendet er den trüben Blick.

(H. Schreiber.)

An der badischen Bergstraße unweit der Stadt  
Bühl an die Seite des Schwarzwaldes erhebt sich  
das verödete Schloß Alt-Windeck, vom nahe-  
liegenden Dorfe Waldmatt auch das Waldmat-  
terschloß genannt.

Hier hauste nach der Volkssage vor mehreren  
Jahrhunderten Herr Hugo von Windeck, der  
eine Straßburgerin, eine der schönsten Frauen dieser  
Stadt, zur Frau hatte. Eine Tochter, die der Mut-  
ter an körperlichen Liebreiz nicht nachstand, war die  
einzige Frucht dieser Ehe.

Schweiz. L. Bdch.

Obgleich der Ritter seine Hausfrau liebte und schätzte, so war Frau Hiltrude doch nichts weniger als glücklich, denn schon seit vielen Jahren nagte ein heftiges Heimweh nach der geliebten Vaterstadt an ihrem Herzen und nichts vermochte Hugo's Abneigung gegen diese Stadt zu überwinden. Er war und blieb in dieser Beziehung gegen Hiltruden's stille Leiden gefühllos; sie durfte ihre Heimath nicht wiedersehen und nur von den Thürmen ihrer Burg sehnsuchtsvolle Blicke nach dem hohen, schönen Dome Straßburgs hinüberwerfen.

Hiltruden's leiblicher Zustand wurde immer bedenklicher und erreichte endlich einen so hohen Grad von Schwäche, daß Ritter Hugo auf allgemeine Zusprache nicht länger sich weigern konnte, der Leidenden zu gestatten, wenigstens auf einige Stunden sich nach Straßburg begeben zu dürfen, wo eines heiligen Tages wegen ein feierlicher Gottesdienst abgehalten werden sollte.

Die Knechte, die sie dahin begleiteten, erhielten von Hugo den Befehl, sie sobald, als es sich thun ließe, nach Windesheim zurückzubringen. Frau Hiltrude wurde auch richtig zurückgebracht, — aber als Leiche. Während der Messe war sie im Dome dahingeshieden.

Tief erschütterte den Ritter diese Trauerpost, die Neue nahm von seinem Herzen Besitz, kein Lächeln kam mehr über seine Züge und nach einigen Jahren war er Hiltruden in das Grab gefolgt. Aber er fand darin keine Ruhe — sein Schatten erscheint oft beim ersten Anbruch des Tages und blickt wehmüthig nach Erwin's Münster hinüber.

Kein besseres Loos traf seine Tochter, deren Erziehung vernachlässigt worden war. Ein ungewöhnlicher Geist war ein Hauptzug ihres Charakters, sie verzichtete auf jede Freude des geselligen Lebens und starb eines plötzlichen Todes ohne den Beistand der Kirche erhalten zu haben.

Ihr Geist soll so groß gewesen sein, daß sie kurz vor ihrem Tode noch einem alten müden, halbtodten Pilger sogar einen Labetrunk aus den reichbestellten Weinkellern der Burg versagte und darum wurde ihr Geist verurtheilt, den so sorgfältig im Leben bewachten Wein auch im Tode noch zu hüten.

Einst verfolgte ein rüstiger Jägermann ein flüchtiges Stück Hochwild bis zu den Trümmern der Burg, wo es sich plötzlich verlor. Es war ein heißer Tag; der Jäger trocknete sich den Schweiß von der Stirne und sagte halblaut vor sich hin: »Wer mir doch einen Trunk brächte aus dem verschütteten Keller da unten, wo noch so manches Faß mit altem köstlichen Wein liegen soll!«

Kaum waren diese Worte aus seinem Munde, da trat hinter einer mit Efeu überwachsenen Mauer eine wunderschöne Jungfrau hervor: sie war blendend weiß gekleidet mit einem breiten schwarzen Gürtel, woran ein Schlüsselbund hing und in der Hand trug sie einen silbernen Becher.

Ihre holdselige Gestalt machte, daß der Jäger sich schnell ein Herz faßte, auf die Jungfrau zuging, ihr den Becher abnahm und mit einem Zuge leerte. Der Wein floss aber wie Feuer durch seine Adern und eine wilde — wahnsinnige Liebe zu der Spenderrin desselben entbrannte in ihm. Als er sich ihr nähern wollte, verschwand sie hinter dem Gemäuer,

und vergebens waren alle seine Nachforschungen, weil ihm keine Spur zu finden.

Von dieser Stunde an war die Gemüthsruhe des jungen Mannes dahin. Wo er ging und stand, sah er die schöne Kellnerin vor sich, wie sie ihm zu-  
stüßte und den vollen Becher kredenzte. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend verweilte er bei Winda-  
eck's Ruinen, in der Hoffnung, sie werde sich ihm wieder zeigen. Doch sein Harren und Hoffen war vergebens.

Da ergriff ihn allmählig ein Siechthum und eines Tages fanden ihn schwarzwälder Holzhauer todt am Eingange der Burg. Es wurde behauptet, die gespenstige Hebe sei ihm in der letzten Stunde noch einmal erschienen, weil er weder leben noch sterben konnte und habe ihm einen Kuß gegeben, worauf er verschieden sei.

---

V.

Die rothe Frau zu Nigrig.

Von der schweizerischen Kantonstadt Freiburg führt ein Fußweg nach Altenrief. Bevor man die etwas steile und niedrige Schlucht betritt, gewahrt man zur Rechten einen großen Steinbruch von Sandstein, aus dem ein großer Theil der Stadt Freiburg erbaut worden ist. Bald erreicht man von hier aus das alte Schloß Nigrig (französisch Perraulles), das einst den Grafen von Glane gehörte.

Die alte Burg ist noch ziemlich gut erhalten, von ganz alterthümlicher Bauart und enthält manche Sehenswürdigkeiten.

Die größte Aufmerksamkeit verdient die gotbische Schloßkapelle der schönen Glasfenster wegen, welche sich noch allda befinden. Wenn die glänzenden Strahlen der Sonne sie beleuchten, so geben die verschiedenen Farben einen ganz bezaubernden Schimmer. Mehrere stattliche Ritter knien da, in reichverzierten Rüstungen, unter ihren Wappenschildern. Andere Scheiben stellen Gegenstände aus der biblischen Geschichte dar. Die Zeichnung und Ausführung ist beinahe bei allen meisterhaft und ihrem jetzigen Besitzer gereicht es zur Ehre, daß er sie nicht, wie es leider an zu vielen Orten geschehen und noch ge-

schlecht, mit Vandalensinn der Zerstörung Preis gibt.

Das Dertchen Pigrig besteht aus drei Weirhöfen und bildet von dunkler Tannenwaldung umgeben, eine Art von Weiler. Von seiner Höhe hat man eine bewunderungswürdige Aussicht in die Alpenwelt. Rechts sieht man den Siebelberg (Gibloux), den hoch emporragenden Mole son; ferner die Berra, die Schweinberge mit ihren verschiedenen Abstufungen und endlich links das Guggishorn ob Guggisberg. Tiefer und mannigfaltig abwechselnd in Farben und Ton, Landhäuser, Dörfer, Hügel, besonders die Scholla-del-Botten (Schubsoble) ob Treyvaur, Wiesen, Aecker, Laub- und Nadelhölzer, alles bunt untereinander, aber doch malerisch geordnet; und zu den Füßen den Sanenfluß, der schlängelförmig seine schäumenden Gluten dahertrollt, mit welchen sich die Wässer des wilden Nergenbaches und der sanften Glane friedsam vereinigen. Zu beiden Seiten des Flusses findet man einige Halbinseln mit üppigen, grünen Tristen und Auen, auf welchen einsame Wohnungen, mit Nußbäumen umgeben, stehen, in denen man gerne hausen möchte, um ein idyllisches Leben zu führen.

Unter den Bewohnern von Pigrig hat sich eine schaurige Sage von einer im Schlosse spuckenden rothen Frau erhalten, die also lautet:

»Jeden Quatemberabend rumort gar fürchterlich, so bald die Betglocke im Schlosse Pigrig geläutet wird, bis Mitternacht, ein erschreckliches Gespenst im vergitterten Thurmgemache. Oft sieht man es ganz roth gekleidet, in Weibertracht, am

hen Fenster mit feuersprühenden Augen jammervoll heulend, als der Uhu im nächtlichen Walde.

Sobald die Mitternacht herannahet, öffnet sich die Schloßthüre. Da schreitet stöhnend und seufzend eine rothe Frau, so nennt man sie, langsam die Treppen hinab, schwere Ketten nach sich schleppend, einen Dolch in der Brust, aus welcher Blut fließt; und so wandelt sie bis zum Gewölbe unter der Kapelle, wo sie mit entsetzlichem Getöse verschwindet. Den Leuten ist die Erscheinung freilich nicht sichtbar, sondern bloß einigen, die unter einem gewissen Zeichen sind.«

Die historische Grundlage dieser mit allen Fiktionen einer wohlkonditionirten Schauer Geschichte abgestatteten Sage, dürfte folgende sein:

Der deutsche König Lothar soll wegen seiner Ansprüche auf die Burgundische Grafschaft viel Unruhen und Unheil im Lande erregt haben und die Herren von Glane, Peter und Philipp, Eöhne des Herrn Ulrich von Glane, i. 1126 mit dem Grafen Wilhelm von Burgund zu Peterlingen, wo sie eben von einem Heereszuge rasteten, durch ihre eigenen Leute in ihren Betten auf eine grausame Weise ermordet worden sein.

Nach verübter Schandthat habe sich einer der Thäter aufgemacht nach dem Schlosse Pignat, um auch seine Herrin zu erdolchen, in der Hoffnung, das Eigenthum seiner Herrschaft anzueignen.

Die gräßliche Unthat sei dem Bösewicht zwar gelungen, er erreichte aber seinen schändlichen Zweck nicht, weil Herr Peter von Glane mehrere Eöhne

hinterlassen hatte, die unter dem Schutze Konrads von Zähringen, Verwalter des Landes, wieder zu ihrem Eigenthum gelangten.

Unbekannt ist übrigens der Sage nach die Ursache, warum der Geist der gemordeten Burgfrau vierteljährig auf dieser Jammerwelt herumwandeln muß.

---



## Kleine Chronik.

### I.

#### Bärbchen von Offenheim.

(Nach der Elsassens Chronik.)

---

Wenn euch ein Schelm beim Mantel hält,  
Und bleibt ihm nicht gern zugesellt,  
So müßt ihr, Unlust zu vermeiden  
Den Zipfel flugs herunter schneiden.

(Kirchhof in seinem »Wendunmuth« 1563.)

In dem freundlichen Lichtenbergischen Städtchen Offenheim wurde in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ein Mädchen geboren, das bestimmt war, in seinem Vaterlande eine traurige Rolle zu spielen.

Nach einigen Nachrichten soll der Vater ein Bäcker gewesen und ihre Geburt so schnell erfolgt sein, daß sie in der Backstube, wo ihre arbeitsame Mutter eben mit häuslichen Verrichtungen beschäftigt war, das Licht des Tages erblickt hat.

Die erste Wiege des Kindes war ein Backtrog und die erste Stunde seines Daseins war Ursache, daß der älteste Gefelle des Hauses fortgejagt wurde, weil er sich den unfeinen Scherz erlaubte, die Wärterin damit zu necken, daß er sich anstellte, das neugeborne Mägdlein mit dem Brote in den glühenden Ofen schieben zu wollen. Dem Vater empförrte dieser schlechte Spaß, der ihn hinterbracht wurde und er verabschiedete deshalb den rohen Poffentreißer.

Dieser schnallte kalten Mutes seinen Bündel, strich ruhig den ausländigen Lohn ein und verließ mit den Worten: »Wollt ihr das Kind nicht backen lassen, nun, so wird sie einst gebraten werden«, die Schwelle seines Dienstherrn.

Dieser unchristliche Abschiedsgruß wurde, wie er es verdiente, anfangs und auch in der Folge durch eine lange Reihe von Jahren für den Ausspruch eines feindseligen ungebildeten Gemüthes gehalten und wäre auch ganz in Vergessenheit gekommen, wenn nicht spätere Ereignisse ihm den Anstrich einer prophetischen Voraussagung gegeben hätten.

Nach einem Zeitraume von zwanzig Jahren finden wir Bärbelchen oder in der Elsasser Volkssprache Bärbel, als die allvermögende Gattin des schwachen Grafen Jakob von Lichtenberg wieder.

Sie bewohnt das Herrenhaus ihrer Vaterstadt, ist von einer glänzenden Dienerschaft umgeben und schwelgt in den üppigsten Genüssen aller Art. Durch ihre blendende Schönheit hatte sie den schwachen Grafen so zu bezaubern gewußt, daß sie ihn tyrannisch beherrschte, aber zu des Landes und ihrem eigenen Unhele machte sie von ihrem Einflusse einen

sehr verderblichen Gebrauch. Alle Stellen waren durch verwandte, oder ihrem Interesse ganz ergebene Personen besetzt und ein bleierner Druck ruhte auf dem sonst so glücklichen Ländchen.

Viele Gemeinden schickten Abgeordnete zum Landesheerrn mit Vorstellungen über die Bedrückungen und mit Bitten um Schutz und Abhülfe. Der gütige Graf hörte sie huldvoll an und versprach Gerechtigkeit. Warbel und ihre Helfershelfer wußten keinen guten Willen aber zu brechen und schilderten ihm die Beschwerdeführer als unrubige Köpfe und als Aufwiegler des zufriedenen Volkes. Und so blieb alles beim Alten und Warbel und ihr Anhang fuhr fort, am Marke des Landes zu zehren.

Die Einwohner von Budweiler konnten endlich das Unwesen nicht länger ertragen, sie trafen sich zusammen und beschloßen, statt Bitten Gewalt anzuwenden. Männer und Weiber, Groß und Klein griff zu den Waffen und da diese nicht in hinreichender Menge vorhanden waren, so wurden Stecken, Kerze, Heugabeln, Bratspieße, kurz Alles zu Hülfe genommen, was einem Wehrstücke gleich sah.

Sie überfielen die Bedruckerin des Landes und trieben sie mit allen ihren Helfershelfern aus dem Herrschlosse.

Das aufgebrauchte Volk brachte es sogar dahin, daß der Graf Jakob von Lichtenberg seine Warbel nach Hagenau verbannen mußte, weil ihr Leben sonsthalben in Gefahr schwebte. Hier lebte sie in Freigiebigkeit und Verschwendung wie zuvor und der Graf schmachtete noch immer in ihren Fesseln.

Sein Tod machte aber der gottlosen Herrlich-

Zeit ein kurzes Ende. Hundert klagende Stimmen erhoben sich über das übelberüchtigte Warbel von Offenheim. Das Gericht mußte endlich einschreiten und verurtheilte sie als Hexe und Zauberin, die dem Grafen durch höllische Künste von sich abhängig gemacht habe, zum Scheiterhaufen.

Bei ihrer Hinrichtung erzählte sich das erbitterte Volk die Worte jenes Gefellen ihres Vaters und setzte in seiner Mitleidslosigkeit hinzu, daß sie nun wirklich hier auf Erden und dort in der Küche des Teufels gebraten werde.

Inwieweit das

1864

18

## II.

### Die erblichen Bannerherren von Zug.

Unter den schweizerischen Edeln, welche in der berühmten Schlacht bei Bellinz sich hervorthaten, wo 600 Schweizer von 18,000 Italiänern, die in Diensten des Herzogs von Mailand standen, überfallen wurden, befand sich Herr Peter Leopold von Collin und seine zwei ältesten Söhne, Rudolf und Hansly. Peter von Collin trug das Banner des Standes Zug; er hatte seinem Vaterlande schon früher gute Dienste geleistet, war Gesandter bei Kaiser Sigmund und einer der Schiedsrichter in dem blutigen Streite zwischen dem Abte von St. Gallen und den Appenzellern gewesen.

In obiger Schlacht sank er tödtlich verwundet zu Boden und lebte nur so lange, bis er seinen Söhnen das ihm anvertraute vaterländische Banner mit der Weisung eingehändigt hatte, es nur mit dem letzten Hauche ihres Lebens von sich zu geben.

Rudolf nahm das seiner Tapferkeit anvertraute Banner in Empfang, focht wie sein gefallener Vater mit Löwenmuth und unterlag ebenfalls den Streichen der zwanzigfach überlegenen Feinde. Er hatte jedoch sterbend den Trost, das verwailte Banner seinem Bruder Hansly übergeben zu können und es in dessen starker Faust noch einmal hoch in der Luft wehen zu sehen, bevor er seinen Helldengeist aufgab.

Mit Lebensgefahr war Hånsly von Collin bis zu seinem gesunkenen Bruder gedrungen, um die Fahne übernehmen zu können. Der Feind schrieb sich schon den Sieg zu und war nur bemüht, das Banner als Trophäe zu erhalten. Alles drang daher auf Hånsly ein, um es ihm zu entreißen.

Längerer Widerstand wäre von diesem Tothte gewesen; er schleuderte die Fahnenstange, nachdem er das Banner davon abgenommen hatte, von sich, wand es, um es den Blicken des Feindes zu entziehen, sich um den mit Blut und Wunden bedeckten Leib und verkroch sich, schon halbtodt vor Schwäche und Blutverlust, in einem nahen Erdgraben in der Hoffnung, eine Gelegenheit zu ersehen, das Banner einem Landmanne überantworten zu können.

Sein Wunsch ging in Erfüllung. Der wackere Hanns Landwing vernahm den schwachen Ruf des Sterbenden und übernahm die blutgefärbte Fahne. Hånsly von Collin verschied bald darauf, seinen dankenden Blick gegen den Himmel gewendet.

Landwing brachte mit 92 übrig gebliebenen Männern von Zug das Banner und die Kunde von dem Heldentode der drei Collins ins Vaterland.

Aus Dankbarkeit übergab der Stand Zug dem dritten noch lebenden jüngsten Bruder, Hanns von Collin, das von dem Herzblute der Seinigen rothgefärbte Banner und zwar in seiner — und aller seiner Nachkommen Aufbewahrung. Es wurde diesem Banner später noch ein Anderes zugesügt, das Zug vom Papst Julius II. erhielt.

Ueber vier Jahrhunderte beweiset man aus Urkunden die Reihe und Folge der Bannerherrscher dieses

Geschlechtes und zwar ununterbrochen, wenn man die dreizehn Jahre (von 1733 — 1746) ausnimmt, wo dieses Amt auf einen Herrn von Landwing kam. Die Herrn von Collin besaßen auch eine seidene Schlinge, welche die Bannerherrschaft stets im Felde trugen und die ebenfalls aus jener Schlacht, in welcher die Eidgenossen 391, der Feind 1360 Mann (worunter 400 Reiter), verloren haben, mit ihrem Ahnenblute gefärbt ist.



### III.

## Der Placker im XIV. Jahrhundert.

---

In dem XIV. Jahrhundert hatten Nürnberg's Bürger mit dem benachbarten Landadel manchen schweren Kampf. Unter den Plackern (so wurden damals in Franken die Raubritter genannt) dieses Jahrhunderts zeichnete sich vorzüglich Eppel ein (Apollonius) von Gailingen aus. Er stammte aus dem alten ausgestorbenen Geschlechte der Gailingen von Illesheim ab, das eine Stunde von Windheim liegt und jetzt dem Herrn von Werlichingen gehört.

Das Stammhaus, wovon die Familie den Namen hatte, war Gailing, ein festes Schloß, eine Meile von Rothenburg an der Tauber. Außer mehreren Gütern hatte er auch einen Sitz zu Trompsel, welcher Ort nach Muggendorf gepfarrt war. Von hier aus unternahm Eppel Streifzüge gegen Nürnberg und machte den Straßenräuber.

Er hatte viele fränkische Edelleute zu Gehälfen, deren Namen in dem Nürnberg'schen Achtbuche verzeichnet stehen. Sie nahmen die Bürger auf den Straßen gefangen und schleppten sie im Kerker, aus denen sie sich mit vielem Gelde loskaufen mußten. Wo sie hinkamen, plünderten, sengten und brennten sie. Eppel war besonders Nürnberg's abgefagter Feind. Er wagte sich sogar öfters in die Stadt, öfete die Einwohner und trieb allerlei Possen. Hier ein Beispiel:



Vor dem alten Wechsel (dem Gebäude, worin Gold und Silber probirt, Geldsorten ausgewechselt wurden etc.) stand vormals ein silbernes Vogelhaus, dessen Abbildung noch vorhanden ist. Der Boden und die Stängchen war darin von Holz, das übrige aber, der Draht u. s. w. war von Silber.

In diesem Vogelhaus wurden viele Kleinodien, nämlich 3 Ketten, 3 Armbänder, ein Kästchen mit 18 Ringen, ein Diamant von 100 fl. an Werth, eine Akrasse, ein Halsband und anderer Schmuck verwahrt. Das Ganze schätzte man auf 6000 fl. Rhehnisch.

Dieses silberne Vogelhaus raubte nun Eppel ein eines Tages und ritt mit demselben davon. Erst im Jahre 1442 (1508) wurde es dem Magistrat wieder von dem (späteren) schwäbischen Bunde eingehändigt, welcher es in einer eisernen Kiste, worin noch mehre Kleinodien sich befanden, gefunden hatte, als derselbe das Schloß Abensberg (auch Klein-Amberg genannt) zerstörte. Der Magistrat ließ es auf das Rathhaus bringen, wo es in der Steuerstube unterhalb der Kanzlei den Schaulustigen gezeigt wurde.

Nachdem Eppel ein sein Plackerhandwerk 40 bis 50 Jahre getrieben hatte, wurde er endlich im Jahre 1381 zu Postbauer nebst Dietrich und Herrman, den Bernhelmern und 4 Knechten niedergeworfen, gefangen genommen, nach Burgthann und von da nach Neumarkt in der Oberpfalz abgeführt.

Hier machte man ihm auf die eingegangenen Klagen der vier Städte: Nürnberg, Rothenburg, Weissenburg und Windsheim einen sehr

kurzen Prozeß; er und die beiden Bernheimer wurden als Straßenräuber mit dem Rade, die vier Knechte aber mit dem Schwerte hingerichtet.

Mit Eppelstein's \*) Tode endigte sich aber die Plackerei nicht. Da vielmehr die Befehdungen immer mehr zunahmen und nur das Faustrecht galt, trat Nürnberg im Jahre 1384 dem (ältern) schwäbischen Bunde bei. Hiedurch gerieth diese Stadt aber mit dem Bisthume zu Würzburg und dem Burggrafen Friedrich, Kurfürsten von Brandenburg, in einen Krieg.

---

\*) In der Antiquitätenkammer des schönen Schlosses Heiskitz in Nieder-Oesterreich, das dem Freiherrn von Dietrich gehört, befindet sich sonderbarer Weise die volle Rüstung dieses fränkischen Haudritters. Wie mag sie dahin gekommen sein?

#### IV.

### Ritter Blaubart's Nordburg.

---

An dem blühenden Gestade des Flusses Erdre im französischen Departement der Nieder-Loire führt ein wildverwachsener, nur dem Umwohner noch bekannter Waldpfad nach einem einsamen wüsten Trümmerhaufen, der wie ein riesenbakter, vom Blig zerschmetterter Sarkophag auf weit sichtbarer Felsenhöhe lagert und dem Beschauer eine untergegangene Sagenwelt mit all' ihren Schrecken und Wundern zeigt. Nur mit der angestrengtesten Mühe durchbricht man das dornige Dickicht, welches allenthalben die romantischen Reste des verfallenen Schlosses la Verrière umwuchert. Die Ruinen sind durch ihre Verwitterung und Moosbedeckung kaum von den Massen der Felsen, welche die alte Burg trugen, zu unterscheiden.

Dieses Steingerölle ist, der dort allgemein verbreiteten Meinung nach, der letzte Ueberrest von Ritter Blaubart's verruchtem Mordschlosse, um dessen Ruinen noch jetzt sieben Trauerweiden ihr Thränenhaupt erheben sollen, zum Andenken an die sieben Weiber, welche dieses Ungeheuer mordete, und von denen es in Gortex's Romanze heißt:

„Blaubart's alle sieben Weiber  
hingen wie Gewehre da.“

Die ursprünglich französische Sage von Ritter Blaubart und seinen Weibern ist vielfältig bearbeitet worden und wer kennt sie nicht aus Got-

ter's schöner Romanze, Bretz's herrlicher Oper, aus dem vielgesehenen Ballette, aus Tieff's Volksmärchen oder aus Perrault's musterhaften Kindermärchen. Der berühmte Blaubart ist aber keine so ganz fabelhafte Person, wie man glauben dürfte.

**Agidius** (Gilles) von Riez, der unter der Regierung Johannes V. Herzogs von Bretagne lebte, welcher von Karl VII., dem er so mächtige Hilfe bei Wiedereroberung seines Reiches von den Engländern leistete, zum Marschall von Frankreich erhoben ward, gilt allgemein für den Held von des Grafen Perrault's Märchen. Er war Lehensherr von Ingrande, Chantre, Machecoul, Bourgneuf, Pornic, Prince u. a. m. und ward zu Nantes vor Gericht gezogen, weil man bemerkt hatte, daß mehrer Kinder, welche seine Schreckensburg betreten hatten, nicht wieder zum Vorschein gekommen waren. »Er hatte,« erzählt d'Argentré in der Geschichte von Bretagne, »durch seine beiden Diener Henriot und Ponton mehrer kleine Kinder umbringen lassen, um mit ihrem Blute Teufelsbeschwörungen zu schreiben; eine Tollheit, welche auch andere zu verschiedenen Zeiten begingen, um mit diesem Mittel in der Erde verborgene Schätze zu heben.« — Bekanntlich sind dergleichen empörende Gräueltaten nicht bloß in den sogenannten finstern Zeiten aus Begierde nach Schätzen mancher Art verübt worden.

Agidius bekannte vor Gericht seine schrecklichen Verbrechen und ward verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden; aber der Herzog von Bretagne ließ ihn, ehe der Scheiterhaufen angezündet ward, erdroffeln. Diese Hinrichtung geschah den

25. Dezember 1440 auf der Magdalenenwiese bei Nantes.

Das Nähere darüber enthält eine Handschrift, die im Archiv der Präfectur dieser Stadt liegt und die Nicer, der neueste, aus Augenschein beurtheilende Beschreiber jener Gegend, durchlaufen, aber leider nichts daraus mitgetheilt hat, denn es dürfte ein höchst merkwürdiger Beitrag zur Charakteristik einer Zeit sein.

---

V.

Die Zerstörung der Burg Gardun.

---

Die hohe wietläufige Felsenburg Gardun im Lande Graubündten war vor mehreren Jahrhunderten der Schrecken aller Leute des Thales Schams und der ganzen Umgegend, denn in wilder Eigenmacht mißhandelte der freiherrliche Vogt, der hier seinen Sitz hatte, das Volk in finsterner Lücke und schonte in seinen wilden Gebieten kein Recht und kein Menschenleben.

In den Feldern und Aeckern, selbst in den Gärten der Bauern ließ er sein Vieh zu jeder Jahreszeit weiden, unbekümmert um den dadurch verursachten Schaden. Solches that er auch einem Bewohner des genannten Thales, Johannes Chaldar, eines redlichen und friedlichen Mannes, der eine zahlreiche Familie zu erhalten hatte.

Als derselbe einst im Uebermaße des Grimmes zwei Kasse des Burgvogtes, die seine hoffnungsvollen Saaten zerstörten, getödtet hatte, ward er auf des grausamen Drängers Befehl mit schweren Ketten gefesselt und in's tiefste Verließ der Burg Gardun gestossen.

Da schwächete der Arme in Kummer und Krankheit durch Jahresfrist, bis ihn seine Verwandten mit so ungeheuren Opfern und Geschenken erlöseten, daß der Wohlstand dieser Familie ganz verschwunden war.

Als hierauf nach einiger Zeit der Burgvogt eines Tages an der Hütte Chaldars vorüber ging, trat

er im frechen Uebermuthe hinein, wo er den Hausvater mit den Seinigen eben bei dem Mittagssmale fand.

Der Vogt wünschte den Essenden mit böhnischer Miene einen guten Appetit und da ihn niemand einer Antwort würdigte, so trat er näher zum Tische und spie in das Essen.

Empört fuhr aber Chaldar auf, faßte mit gewaltiger Faust den Uebermüthigen und zwang ihn, die besudelte Speise zu genießen, indem er rief: »Jetzt friß den Brei, den du gewürzt hast.«

Man kann sich denken, mit welchem wüthenthranneten Gemüthe der Vogt nach dieser erlittenen Schmach aus Chaldars Hütte gegen Gardun stürzte, um seine Knechte aufzubieten, dem ganzen Hause des Landmanns Tod und Verderben drohend.

Chaldar und die Seinigen erkannten die Gefahr, in der sie schwebten, jeder Verzug konnte ihnen den Untergang bringen. Sie machten daher ihren Nachbarn die Sache bekannt; alles strömte zusammen und der Sturm ging durch's ganze Thal, wo jeder eine Schmach zu rächen hatte.

Die Stärke von Gardun wurde hierauf unter Blut und Flammen vernichtet.

---

## VI.

### Die Burgfrau von Arnstein.

Im Dorfe Maisenmark, in Nieder-Oesterreich, das am Fuße des ruinbekrönten Arnsteinberges liegt, und in der ganzen umliegenden Gegend lebt im Munde des Volkes folgende Kunde von einer einflügeligen Gebieterin des Bergschlosses Arnstein.

Konrad von Arnstein lebte zwischen den Jahren 1290 — 1330 auf dieser vormals sehr stattlichen Burg und hatte Kunigunde von Pohlheim zur Hausfrau, die während seiner Abwesenheit ein Knäblein gebat, das unglücklicher Weise eine Mißgestalt hatte, indem es an Gesicht und Körper einem Hunde glich. Aus Furcht vor ihrem Gatten, befahl sie ihrer Kammerfrau das mißgestaltete Kind in dem am Fuße des Burgberges vorbeischießenden Loschgrabenbache zu ertränken. Durch ein Ungefähr erfuhr der heimgekommene Ritter die böse That und stellte bei einem Gastgelage die Frage, welche Strafe eine Mutter verdiene, die ihr Kind ermordet habe. Die unglückliche Kunigunde soll hierauf, um jeden Verdacht einer ähnlichen Schuld von sich abzuhalten, geantwortet haben: »man soll eine solche unnatürliche Mutter in ein Faß voll spitziger Nägel einschließen und den Schloßberg hinabrollen.«

Der jornentbrannte Ritter erwiderte ihr nun, sie hätte ihr eignes Urtheil gefällt und er war so grausam es wörtlich an ihr vollziehen zu lassen.

Nach einigen Jahren aber erwachte in ihm die Reue und er suchte den Geist seiner so unmenslich



getödteten Gattin durch die Erbauung einer Kapelle am Fuße des Burgberges zu versöhnen, wo bloß für die Ruhe ihrer Seele gebetet wurde.

Diese grauenvolle Sage wird zwar durch keine glaubwürdige Urkunde bewährt; sehr auffallend ist aber der Umstand, daß sich in der Pfarrkirche des Dorfes Alland, das eine halbe Stunde von Kaisenmarkt entfernt ist, ein Grabstein erhalten hat, an welchem eine auf dem Rücken liegende hundähnliche Figur mit einem Kreuz auf dem Bauche zu erkennen ist und wovon im Dorfe die mündliche Überlieferung fortlebt, dieser Stein gehöre einem Sprößling der alten und reichen Familie der Arnsteine an, der in Hundesgestalt geboren wurde und den die Mutter habe wollen ersäufen lassen.

---

## VII.

### Der Gottesgerichtskampf.

#### Historische Scene.

— Gottes Urtheil steht den Kampf zu schlichten  
Hoch über allen menschlichen Gerichten.

(Louise Brahm ann)

Vor dem Richterstuhle des Grafen Robert von Alençon erschienen seine zwei mächtigen Vassallen: der Ritter Johann von Carouge und Ritter Jakob le Gris. Der erste brachte die Klage vor, es sei in seiner Abwesenheit Jakob le Gris auf seiner Burg zu Argenteuil erschienen, wo er von der Hausfrau als ein Jugendfreund und Waffenbruder ihres Vaters gastfreundlich aufgenommen wurde. Er habe die Dame aber in einen abseits von der Burg gelegenen Wartthurm zu locken gewußt und sich hier in seiner zügellosen Leidenschaft eine Gräueltbat erlaubt, welche die Ehre des Klägers geschändet. Gleich nach verübter Freveltthat habe sich Jakob le Gris wieder auf sein Ross geworfen und sei davon gesprungen.

Jakob le Gris läugnerte mit lächelnder Miene die ganze That und berief sich in Betreff der Wahrheit seiner behaupteten Unschuld auf das Zeugniß des Gerichts- und Lehenberrn selbst; er bewies unwiderlegbar, daß er am Morgen, an welchem er die ihm angebildete Schandthat nach seines Anklägers

Aussage begangen haben sollte, sich noch um 4 Uhr im Schlosse Alenson befand, indem er um diese Stunde mit seinem Leibdiener zu einem Jagdritte sich entfernt hatte, um neun Uhr aber desselben Morgens bei dem Lever des Grafen, wie gewöhnlich erschienen sei.

Der Graf von Alenson bestätigte dem beleidigten Gatten hoch und feierlich die Wahrheit aller dieser Umstände und stellte dem Kläger vor, es sei eine Unmöglichkeit, daß ein Mensch in dem kurzen Zeitraum von fünfzehn Stunden 23 Meilen zurücklegen und die That, deren der Ritter beschuldigt wurden, mit allen zeitfordernden Nebenumständen begeben könne; der Dame müsse daher die ganze Geschichte geträumt haben, wie man solche Reissviele in den Chroniken in Menge verzeichnet findet. Der Graf entließ den Kläger und Beklagten mit dem Befehl, diesen Gegenstand nicht ferner zu berühren.

Johann von Carouge wüthete. An seinem heiligsten Leben angegriffen, verrathen, auf die schmächtigste Weise verrathen von einem Nichtswürdigen, der in der gleichnerischen Maske des Freundes sich einstellt in sein friedliches Haus, um als Mörder ihm zu entfliehen! Und dieser Mörder seines Glückes, seines Friedens, seiner Ehre, dieser dreimal verfluchte Mörder, sollte sein dreimal verwirktes Leben triumphirend rückgekauft haben? Sollte rein dastehen, reiner wie er? Er schwur sich bei den Thränen der beleidigten Gattin, den Frevel zu rächen und sei es auf Gefahr seines eigenen Lebens.

Das Parlament in Paris nahm des Ritters Klage wieder auf. Die Verhandlungen dehnten sich

in die Länge, endlich entschied der oberste Gerichtshof für einen Zweikampf. — Der große St. Katharinenplatz in Paris war zum Kampfplatz bestimmt. Der Tag der Entscheidung graute. Ganz Paris war auf den Beinen. Achzend unter ihrer Last, brugten sich die für das Publikum aufgeschlagenen Schaugerüste. Der König, die Herzoge von Burgund, Bourbon Berry und alle übrigen Kronvasallen wohnten in eigenen abgesondertem Logen dem ernststen Gottesgerichte bei. Auf einer Seite des Platzes erhob sich grauenvoll ein Galgen; ihm ganz nahe stand der Henker, in scharlachrothem Mantel gekleidet, bereit den Körper des Besiegten zu empfangen, um ihn an den Schandpfahl zu hängen. Nicht ferne von dem Galgen gewahrte man einen Scheiterhaufen, worauf die Dame Carouge lebendig verbrannt werden sollte, wenn ihr Gatte im Kampf unterliegen würde.

Der Zug nahte. — Alle Pulse klocten. — Keine Stimme flüsterte. — Jedes Antlitz schien entfärbt. — Ein Wagen, schwarz aufgeschlagen, mit schwarzen Kissen bespannt, trug die Dame dem Schreckensplatz entgegen, wo sie Zeuge des Kampfes sein mußte. Dem Wagen folgte der Gräfin weibliche Dienerschaft, welche, so wie die Gräfin selbst, schwarz gekleidet war. In voller Rüstung schritten die beiden Kämpfer nach, deren jeder wieder zwei eigene Schildknappen zum Gefolge hatte, welche die Streitrosse am Zügel nachführten.

Jedes Auge hing mit leidsvoll an den von Schmach und Kummer gebleichten Zügen der Dame. Welcher Strom der schmerzlichsten Empfindungen mochte

den Busen der Unglücklichen durchfluthen, die ihre Ehrenrettung an den Erfolg eines Kampfes gebunden sah, welcher, wenn ihr guter Engel schief, sie doppelt verderben mußte. Aber die Mithalichkeit eines unglücklichen Ausgangs schien sie nicht zu denken. Klar, wie des Himmels Sterne durch zerrissenes Nachtgewölke schauen, sah ihr Blick aus den umnachteten Tiefen ihrer Seele. Stark war sie in ihrem Gottvertrauen, stark im Bewußtsein ihres Rechtes.

Johann von Carouge nabte nun dem Wagen seiner Frau, sie zum letzten Male fragend, ob sie bei einer Aussage beharre, für welche er sein Leben hinzuopfern bereit sei.

Die Dame reichte ihm die Hand zum Kusse und antwortete mit fester Stimme, indem ein leichtes Roth die blasser Wange überslog und der Blick sich an des Himmels Decke heftete, als riefte sie Gott zum Zeugen hernieder: »er werde so sicher im Gotteskampfe siegen als ihre Aussage vor Welt und Gewissen der Wahrheit-getreu sei.«

Das Zeichen zum Kampfe erklang, die Ritter stiegen zu ihren Rossen und sprengten, wie zwei Gewitter zusammenprallen, mit eingelegter Lanze wüthend auf einander los. Die Waffe Carouge's splitterte entzwei. Beide Ritter blieben sattelfest. Nun, von den Pferden gestiegen, schritten sie zum Schwertkampf. Rasselnd, wie der Hagel sich zwischen die Fruchthalme wirft, slog hernieder Schlag auf Schlag und Wlig auf Wlig entlud das wildgepeitschte Erz. Da blinkt mit Eins Le Gris Schwert hoch über des Helmes Busch hinaus; ein raschge-

führender Schlag — und aus Carouge's Schenkel  
bricht dampfend hervor ein warmer reicher Spring-  
quell. Die unglückliche Gräfin bebt zusammen; —  
des Verwundeten Freunden sinkt der Muth. — E-  
aber, den Alles schon verloren gibt, wirft sich in eine  
gedankenschnellen glücklichen Wendung mit der gan-  
zen Riesenwuth des ehernen Leibes auf seinen Geg-  
ner hin. Der weicht — wankt, — stürzt — und  
Carouge's Stahl fährt jenem erdrödtend durch die  
Brust in's tiefste Leben ein! — Ein allgemeines  
lauter Schrei des Beifalls erdröhnt dem Sieger  
und während sich der Scharfrichter des Leichnam  
Jacob's le Gris bemächtigt, werfen sich Jo-  
hann von Carouge und seine Gattin dem Könige  
zu Füßen, der den glücklichen Sieger in Huld reich-  
lich belohnt und dessen Sohn zum Hofjunker ernennet.  
Ein feierliches Dankgebet in der Kirche beschloß die-  
sen merkwürdigen Rechtsfall, dessen Wahrheit Froi-  
sard verbürgt!

---

## Schwänke.

### I.

#### Die gespenstigen Briefe.

Das Reich der Spuckerei und des Gespensterglaubens ist unermesslich. An einem andern Orte habe ich die unheimlichen Wesen alphabetisch aufgezählt \*), dabei aber vergessen, auch gespenstiges Papier oder gespenstische Briefe anzuführen. Ich glaube diese Lücke hier ergänzen zu sollen.

Eine Dame, mein Gewährsmann behauptet, sie sei eine Französin gewesen, liebte ihren Gatten über Alles und war ihm stets mit ganzer Liebe ergeben; er selbst erwiderte ihre Zärtlichkeit mit gleichem Feuer und verließ sie nur, als, nach einer schmerzlichen Krankheit, ihre Seele den geliebten Körper verlassen hatte.

— Den Tag nach ihrer Beerdigung empfing der Mann einen Brief und erkennt sogleich die Handschrift seiner angebeteten Gattin — zitternd, außer

\*) In der novellistischen Humorette: das Wahnungs-  
glocklein zu Neupfist.

sich vor Schmerz und Ueberraschung, erbricht er das Siegel — der Brief ist richtig von ihr geschrieben und unterzeichnet. Sie spricht von den schmerzhaften Stunden ihres Todes, so wie von der schrecklichen Nacht, welche er nach ihrer Beerdigung zugebracht hat und bittet endlich mit den zärtlichsten Ausdrücken sich über ihrem Verlust zu trösten.

Der Mann, der nie ein Geisterscher gewesen war, kann nicht umhin, in seinem Glauben wankend zu werden; er strengt aber umsonst seine ganze Verunft an, sich die Sache auf eine natürliche Art zu erklären.

Einige Tage nachher empfängt er noch einen Brief abermals von der ihm gut bekannten Hand seiner gestorbenen Frau, in welchem sie ihre Ansichten und ihre Wünsche mittheilt, die sie über seine neue Lebensweise hat.

Diese Briefe wiederholten sich von Zeit zu Zeit und waren immer den Begebenheiten angemessen, in denen er sich gerade befand.

Herr von B\* bewohnte das Landgut, welches die theuren Ueberreste seiner Gattin bewahrte; er beschloß nun, es zu verlassen und zu verkaufen, aber in dem nämlichen Augenblicke erhielt er einen Brief mit den innigsten Klagen und Vorwürfen darüber: daß er sich von dem Grabe zu entfernen gedenke, welches dereinst seine eigenen Ueberreste bewahren sollte.

Er war nahe daran, den Verstand zu verlieren. — Endlich schien der Briefwechsel aufgehört zu haben; ein Jahr war verflossen und Herr B\* beabsichtigte, sich wieder zu verheirathen. Seine Nachbarn sprachen schon davon, aber an demselben Abend,



da er sich vorgenommen hatte, der Dame seines Herzens die entscheidenden Anträge zu machen, kommt wieder ein Brief, welcher voll von kränkenden Vorwürfen ist, die sein Herz zerreißten und welche ihn bestimmen, sein Vorhaben gänzlich aufzugeben. Endlich, in seiner letzten Krankheit, die seinen Tod herbei führte, wird ein Brief von derselben Hand ihm überreicht, er liest: »Deine Stunde, mein geliebter Gatte, ist gekommen; bald sind wir vereinigt, ich erwarte Dich!«

Doch wir wollen den Schleier lüften und sagen, daß diese Briefe von der Verstorbenen in den letzten Lebenstagen geschrieben und treuen Freunden anvertraut waren, welche den Inhalt kannten und sie, je nachdem die Umstände, welche man vorher geahnt hatte, es erheischten, absandten.

— Viele Damen haben diese höchst sonderbare Voraussicht der Verstorbenen sehr bewundert und darin eine ungewöhnliche Liebe finden wollen. Was die Männer darüber denken mögen, wäre zu wissen interessanter.

---

## II.

### Der verkehrte Kopf.

Schwan! und Sage.

Die Lebensart, einem den Kopf zurecht setzen, ist sehr alt und im ganzen deutschen Reich gang und gäbe; ihr Ursprung aber dürfte nur Wenigen bekannt, und eine dießfällige Mittheilung daher nicht überflüssig sein.

Der Viehhüter des ehemaligen reichen und schönen Frauenmünsters zu Ober-Weimar, Kunz Nimmerstatt, gehörte zu den sogenannten unruhigen Köpfen. Obgleich er kaum das 25te Lebensjahr überschritten hatte, so war er dennoch schon Längenknecht im sächsischen Heere, Valenbruder in einem schlesischen Kloster und wirthschaftlicher Schaffer auf einem Gute in der Lausitz gewesen; er hatte aber seines unverträglichen anmaßlichen Benehmens und eines bei jeder Gelegenheit an den Tag gelegten Geistes der Unzufriedenheit wegen allenthalben den Laufpaß erhalten, so daß ihm am Ende, um sein Leben zu fristen, nichts übrig blieb, als bei dem Gesindvogte des Klosters zu Ober-Weimar als Viehhirt Dienst zu nehmen.

Eines Tages saß er umringt von den weiden Herden an den freundlichen Ufern der Ilm im kühnenden Schatten eines hohen Gebüsches tief in Gedanken versunken und sah dem Spiele des Wassers und den darin dann und wann auftauchen-

den Fischlein zu. Unwillkürlich entfuhr seinen Lippen dabei der Wunsch: »Ach, wenn ich doch auch ein so munteres Fischlein wäre!«

»Dann würdest du gefangen, gesotten oder gebraten und verzehrt werden,« sprach eine Stimme an seiner Seite und als Kunz sich umsah, erblickte er ein reizendes, etwas phantastisch gekleidetes und mit Wassergras bekränztcs Fischer mädchen, das ihm mit schalkhaften Blicken betrachtete.

»Immer besser, selbst verzehrt und zusammengebissen zu werden,« versetzte ihr der etwas betretene Kunz, »als nichts zum beißen und zum verzehren zu haben; denn du mußt wissen, holde Unbekannte, daß mein Herr Vogt mich schier zu den Luft- oder Astralmenschen zu zählen scheint, die keiner irdischen Kost bedürftig sind, so schmale Wissen läßt er mir zukommen. Ich kann daher nur meinen Wunsch, ein Fisch zu sein, wiederholen.«

»Ich bin Erlinde,« sprach die Mädchengestalt weiter, »die Nixe der Ilm, und besitze die Macht, deinen Wunsch zu erfüllen und dich zum Bewohner meines Wellenreichs zu machen. — Aber bedenke dich wohl!«

»Es bedarf keines weiteren Bedenkens,« antwortet Kunz, der die Sache wohl für Spaß hielt, »ich erbitte mir nur, daß mit mir ein Mädchen vom nahen Dorfe Füllersrode, Rätchen Schön oder passender Schön-Rätchen genannt, mit verwandelt werde; denn ich habe dieser holden Dirne mein Herz und mein Leben gewidmet und will nicht wortbrüchig sein.«

»Ei, du Unmensch, du Selbstsüchtler!« fiel ihm Erlinde in die Rede, »wie kannst du dein

Mädchen so schön zu verhandeln? Weißt du, daß Mädchen die zu Liebe ihre Menschheit aufzugeben bereit ist?

»Ich zweifle nicht,« entgegnete Kunz, »daß sie mir überall aus Liebe folgen wird, in den Lüften wie in dem Gewässer; und sollte sie Anstand nehmen dieses zu thun, so wäre sie ihren Schwüren untreu und würde schon darum verdienen, als Fisch in der Ilm herumzuschwimmen.«

»Du bist mir ein sauberer Geselle,« nahm Erlinde wieder das Wort, »einen solchen können wir nicht einmal im Wasser brauchen; bleibe du nur auf Erden, empfangе aber von der Ilmnixe ein kleines Andenken als Lohn für deine an den Tag gelegte unedle Gesinnung.«

Sie berührte nach diesen Worten seinen Kopf mit dem Weidenstab, den sie in der Hand hielt und verschwand im Flußbette.

Kunz, der sich nach ihr umgesehen hatte, konnte das Antlig nicht mehr vorwärts wenden; es stand und blieb fort und fort zu seinem größten Schrecken auf dem Rücken stehen.

In Ober-Weimar entstand ein großer Zusammenlauf, als Kunz mit abgewendetem Gesichte, worin Gram und Verzweiflung zu lesen war, heimkehrte.

Die ganze Körperschaft der Aerzte und Doktoren beriet sich über die Mittel und Wege, dieses verkehrte Haupt zurecht zu richten. Die medizinischen Akademien in London, Paris, Bologna, Salamanka und Upsala wurden einvernommen, Wahrsager und Kräuterfrauen befragt, Mechanische Künstler zu Rathe gezogen, fromme Gelübde gethan,

kurz, die ganze menschliche Gesellschaft nahm Theil an diesem sonderbarsten aller sonderbarer Naturspiele.

Als letzter Versuch, dieses verkehrte Angesicht umzuwenden, wurde endlich von einem Vereine edler Menschenfreunde eine Preissumme von 6000 Thalern zusammengeschossen, die jener Person übergeben werden sollte, den es gelingen würde, Kunz's Kopf seine natürliche Stellung wieder zu geben.

Man kann sich leicht denken, welche Regsamkeit, welches Spintifiren und Rasiniren sich nun aller Geister bemächtigte. Tausendweise kamen den Preisrichtern die Abhandlungen über die aufgestellte Frage zu; doch alles war eitel Spreu und Stroh. Was aber alle Gelehrten der Welt nicht vermochten, das bewirkte ein schlichtes Dorfmadchen; diesem war es beschieden, das reiche Goldkörnchen zu heben.

Kunz hatte nämlich seiner Herzensgeliebten den wahren Hergang seines Unglücks, was er gegen Jedermann sorgfältig verschwiegen hatte, entdeckt.

Als Schön-Räthchen von dem festgesetzten hohen Preise von 6000 Thalern Kunde bekam, entschloß sie sich, darum ebenfalls zu konkurriren und ihr Väschen Mutterwisß sagte ihr, daß Erlinde ihrem Kunz wohl den Kopf eben so wieder werde zurecht richten können, wie sie ihn zu verdrängen vermochte.

Flugs begab sie sich daher an den Ilmfluß, warf sich dort auf die Knie und bat die gnädige Wasserfel um Gnade und Abhülfe.

Drausend hob sich die Fluth, auf deren Oberfläche Schaum und Bläschen sichtbar wurden und

eine sanftklingende Weiberstimme gab ihr die Weisung, Runzen im Schlafe aufzuschrecken, sich auf der seinem verkehrten Gesichte entgegengesetzten Seite hinzustellen und ihm hastig die Worte in die Ohren zu rufen: »Lieber Runz erwache! ich habe die 6000 Thaler gewonnen!«

Schön-Räbchen küßte aus Dankbarkeit den Ufersand des Flusses und warf Kuschbändchen in das Ilmbett hinab. Dann sprang sie auf und that buchstäblich, was ihr die wohlthätige Erlinde gerathen hatte.

Runz genas wirklich, das heißt, der Kopf ward ihm zurecht gesetzt; Räbchen erhielt die ausgesprochene Summe und wurde seine glückliche Hausfrau.

Diese Sage ist den poetischen Federn nicht entgangen; ich kenne davon eine Bearbeitung von Heinrich Böring, woraus ich mir zur Wissenschaft der Männer die Schlußbemerkung anzuführen erlaube:

„Manch' Weiblein hielt's seitdem erlaubt,  
Dass sie, wenn's ihr beliebt,  
Auch ohne Noth des Mannes Haupt  
Etwas zurecht schiebt;  
Drum gilt von wilder Ehefehde  
Der Ausdruck noch als Sprüchwortsbred.“



# I n h a l t.

## Erzählungen und Sagen.

|                                                                           | Seite |
|---------------------------------------------------------------------------|-------|
| Der Thurm des Troubadours (Erzählung) . . . . .                           | 1     |
| Die kühne Springerin (eine novellistische Skizze,<br>1600—1601) . . . . . | 31    |
| Das Wahnungsglückchen zu Neufist (novellistische<br>Humoreske) . . . . .  | 55    |
| Der Sturz vom Pferde (eine geschichtliche Skizze)                         | 82    |
| Werkensteins Gründung (Sage) . . . . .                                    | 101   |

## Spuck- und Gespensteraal . . . . . 109

|                                         |     |
|-----------------------------------------|-----|
| I. Der Gasarrabüht . . . . .            | 111 |
| II. Der Altraun . . . . .               | 114 |
| III. Der schwarze Mönch . . . . .       | 119 |
| IV. Die Kellnerin von Windeck . . . . . | 121 |
| V. Die rothe Frau zu Pizriß . . . . .   | 126 |

## Kleine Chronik.

|                                                                        |     |
|------------------------------------------------------------------------|-----|
| I. Bärdbchen von Offenheim (nach der Eüsaffischen<br>Chronik). . . . . | 130 |
|------------------------------------------------------------------------|-----|

|                                                              | Seite |
|--------------------------------------------------------------|-------|
| II. Die erblichen Bannerherren von Zug . . . . .             | 133   |
| III. Der Plader im XIV. Jahrhundert . . . . .                | 136   |
| IV. Ritter Blaubart's Nordburg . . . . .                     | 139   |
| V. Die Zerstörung der Burg Jardun . . . . .                  | 142   |
| VI. Die Burgfrau von Arnstein . . . . .                      | 144   |
| • VII. Der Gottesgerichtskampf (historische Scene) . . . . . | 118   |

### Schwänke.

|                                                     |     |
|-----------------------------------------------------|-----|
| I. Die gespenstigen Briefe . . . . .                | 131 |
| II. Der verkehrte Kopf (Schwank und Sage) . . . . . | 131 |

---







Adrianus 1617

E. 1617

THE ADAMITE MONASTERY

# Schwerfstein.

Erzählungen und Sagen;  
**Spuck- und Gespensteraal; kleine  
Chroniken und Schwänke**

von

**K e n s i s.**

**Zweiter Band.**

**Enthält:**

Die vier greisen Amazonen.  
Der Hetter am Kreuze.  
Der Mädchenräuber.  
Die Jungfrau am Karner.

Der gespenstige Hund.  
Der Nigremonters Schach.  
Die Geisterschenke in der  
Hofenburg.  
Die unheimliche Scherstube.

Veronika von Tresswitz.  
Die Schadenburg.  
Mitter Luibet, der Kinder-  
schreck.  
Die blutige Mitterwoche.  
Das Buckelstathben.  
Das Turnier im Zimmer.  
Die silbernen Köpfe.  
Der Krieg um den weißen  
Schuh.  
Die Deputirten von Casentino.

**W i e n.**

Bei Mich. Vechnner, Universitäts-Buchhändler.

**1840.**



# Erzählungen und Sagen.

---

## Die vier greisen Amazonen.

Nach Thatfachen erzählt.

Verschmäht das Brod nicht, das Gott euch reicht,  
Und wär's in den schärfsten Eßig geweicht.

### I.

Im ersten Jahre dieses Jahrhunderts hatte sich zur Zeit der jährlichen Messe in dem uralten, zwischen Stadtbergen und Büren liegenden, sehr freundlichen Grenzstädtchen W i n n e n b e r g, im westphälischen Bisthume Paderborn, eine wandernde Schauspielergesellschaft eingefunden, um auf dem dort sich befindlichen Stadttheater eine Reihe von Vorstellungen zu geben.

Wir bitten den Muses der edlen Schauspielkunst die Sünde ab, daß wir diese morsche Bretterbude, diese baufällige Scheune ein Theater nennen. Für abgerichtete Affen, Hunde, Büren und andere dergleichen Kunstbestien, oder für Marktschreier und ihre ehemaligen Hanswürste möchte

diese Lokalität noch hingehen; aber als Versammlungsort eines städtischen oder kleinstädtischen Publikums und als Tummelplatz einer herumziehenden Schaar darstellender Kunstjünger mußte man Zeter rufen; denn die zu derselben Zeit in einem Keller des Palais royal zu Paris bestandenen, unterirdischen, berühmten Petites variétés waren dagegen wahre Palläste.

In einem der abseitigsten und schmutzigsten Winkel der Stadt, wo kaum ein beladener Schiebkarren, geschweige ein Wagen vorfahren konnte, lag diese Bretterbude, eine wahre Parodie eines Tempels Ithaliens.

Das Äußere derselben stand tief unter jeder Meßhütte; das Innere war noch armseliger und bei trübem Wetter unterließ kein Schaulustiger, sich mit einem Regenschirme zu versehen. An Logen war nicht zu denken und das Parterre lief so schräg aufwärts, daß die hintersten Zuschauer mit den Köpfen an die Decke gestoßen hätten, wenn eine solche vorhanden gewesen wäre, und damit man nicht in dem Parterre hinabrusche, waren am Fußboden in gemessenen Zwischenräumen Leisten geschlagen; wodurch es einer Hühnerleiter sehr ähnlich war. Die Bretter und Balken zeigten sich in ihrem lieben Naturschmucke. Die Bühne selbst glich einem Marionettentheater, so daß die spielenden Personen Riesen zu sein schienen, die nur die Arme ausstrecken durften, um die Sonne und den Mond vom Himmel herabzunehmen.

Indessen hatte dieß elende Theater vor manchen unserer großen Schauspielhäuser doch einen Vorzug. — man verstand darin jedes Wort.

Dieses konnte man deutlich aus der aufwerksamen Miene eines alten Mütterchens entnehmen, das einen der hintersten Plätze einnahm und die Späße des böhmischen Eulenspiegels, Hans Klachels von Przelauca, der sich von der damaligen Pragerbühne bis hierher, in dieses Winkelstädtchen Westphalens Bahn gebrochen hatte, unbeweglich wie eine Pilosäule anhörte.

Dieses Weibchen und noch zwei ihm zunächst sich befindliche Gestalten, und zwar eine schmutzblutjunge Dirne und ein riesiger, knochenfester und stark behaarter Mann, sind die einzigen Personen, von welchen wir aus dem zahlreich versammelten Publikum Notiz zu nehmen haben.

Die Alte war eine siebenzigjährige, nicht unheimittelte Bauerswitwe, aus dem nachbarlichen waldeckischen Dorfe Schmilinkhausen, Namens Rothburga Fistel, die nach Binnenberg gekommen war, um für sich und ihre Enkelin auf dem Jahrmarkte verschiedenes Linnenzeug und mehre Kleidungsstücke zu kaufen, wozu der nächste Morgen bestimmt war.

Diese Enkelin, Elisabeth (Elisabeth Margaretha) war die junge Dirne, die sich im Schauspielhause neben der Großmutter befand.

Dieses Mädchen trug ganz das Gepräge seines westphälischen Vaterlandes; herrliche rothe Wangen und eine milchweiße Farbe schminkten sein von hellbraunen reichen Locken üppig umschattetes Gesicht; sein Körper strahlte von Gesundheit und Fülle.

— 4 —

Man konnte das liebe Kind jedem Maler, dem es um die Darstellung einer Nationalschönheit des Landes zu thun war, unbedenklich als Modell annehmen und eine solche Sulbin mag es auch gewesen sein, die den Sänger des *Metzelsuppenliedes* \*) in der Strophe vom edlen Euerkraute die Worte eingab:

„Wenn solch ein Fleischchen, weiß und mild,  
Im Kraute liegt, das ist ein Bild  
Wie Venus in den Rosen.“

So erschien Lisgretche auch den präsenden Blicken ihres stämmigen Nachbarn in der Breiterbude, der Matthias Weber hieß und die reiche Tracht eines Kleebauers von Harselingen trug.

Dieser Man stand in der ersten Blüte seines Alters und sein feuriges Auge verlieh dem Menschenkenner einen Grad von Unternehmungsgeist und Denkkraft, der mit seinem ländlichen Anzuge nicht übereinstimmte.

Auf eine etwas ungestüme Art hatte sich Matthias Weber, als die Vorstellung sich ihrem Ende nahte, zu der alten Frau und ihrer Enkelin gedrängt und mit dieser ein Gespräch angeknüpft, womit Frau Rothburga aber durchaus nicht einverstanden war.

Sie mochte Lisgretchen aber mit dem

---

\*) Ludwig Uhland.



dürren Arme noch so empfindlich in die Selte stoßen und noch so grimmige Blicke auf den zudringlichen Sprecher werfen, es war vergebens; Lisgretche entzog ihm ihr horchendes Ohr nicht und Mathias unterließ nicht, seiner aufmerksamen Zuhörerin dasjenige zuzusüstern, was er ihr zu sagen hatte.

Frau Nothburga saß wie auf Nesseln und fühlte sich gleichsam neu belebt, als endlich der zerlumpfte alte Teppich, der die Stelle des Vorhanges vertrat, niederrollte und das Ende des Stückes verändete.

Mit jugendlicher Hast ergriff sie den Arm ihrer Enkelin, zog sie das Parterre hinab der Ausgangsthüre zu und hoffte hier im Gedränge der austretenden Volksmenge dem ungebetenem Gesellschafter entweichen zu können.

Mathias war ihnen jedoch auf dem Fuße gefolgt und bot sich dem eilenden Frauenpaar zum Begleiter bis in die Herberge an, wo sie übernachten sollten. Graumütterchen verbat sich zwar diese unwillkommene Begleitung mit glatten Worten, allein Mathias nahm wenig Rücksicht auf diese Ablehnung, denn er hatte sich Lisgretchen zugesellt, die sich bei der ganzen Sache leidend verhielt und dadurch nicht undeutlich zu erkennen gab, daß ihr die Bedenlichkeiten ihrer Großmutter nicht ganz befielen.

Brummend ging die Alte des Weges; so viel konnte Lisgretche entnehmen, daß sie sich auf eine verbe Strafpredigt gefaßt zu machen habe, wenn sie ihr Nachtquartier erreicht haben würde. Da

Dieses häusliche Gewitter nun einmal nicht mehr abgeleitet werden konnte, so beschloß die Dirne, fortan dem stattlichen Gesellschaftler mehr Rede zu stehen.

Raum hatte sie sich aber zur Ausführung dieses Vorsatzes angeschickt, als sie darin durch einen Schreckenruf gestört ward, den ihre Großmutter mit bebenden Lippen ausstieß.

»Hilf Himmel!« rief diese, »mein Geld ist dahin! — hier aus dieser meiner festen Hängtasche ist es verschwunden. Weh mir! acht und vierzig blanke Thalerstücke! ich arme geschlagene alte Frau! bin ich darum nach W i n n e n b e r g zu Markte gekommen, um beraubt zu werden? — So ist es aber, wenn man mit verdächtigem Gesindel verkehrt, wenn man dem ersten Besten sein Ohr leiht, wenn —«

Diese letzten Worte wurden nicht ohne sprechende Seitenblicke auf M a t h i a s vorgebracht und die Alte war nahe daran, sich noch verständlicher zu machen und dadurch vielleicht einen argen Ausbruch zu veranlassen, als ihr E i s g r e t h e jammernd in die Rede fiel, weil des erlittenen Geldverlustes wegen nun auch ihre Marktbefahrung dahin war. Ade, ihr bunten Bänder! Ade, du glänzend weiße Stülphaube, du hellblauer Rock, du silberbesetztes Streifmieder, und all das Glitter- und Glatterzeug, womit sie am andern Tage die Mädchen ihres heimatlichen Dörfchens und der ganzen Umgebung so sehr ärgern wollte.

Die Klagen flossen der bekümmerten Dirne stromweise aus dem Munde und da sich damit noch

ein Thränenfluß aus ihren blauen Augen vermischte, so fand sich Matthias bewogen, tröstend einzutreten.

»Ihr habt es zwar um mich nicht verdient,« sprach er zur niedergeschlagenen, kopfschüttelnden Alten, »daß ich Euch mit Rath und That unter die Arme greife, um Euch zu eurem Gelde zu verhelfen. Diesem Mädchen zu Lieb aber will ich Christenpflicht an Euch ausüben und eure vorigen Stichelreden überhört haben. Ja, ich will sogar euer unartiges Thun mit Wohlthun vergelten.«

Nach diesen Worten zog er Frau Rothburgens schwarzen Geldbeutel aus seinem rothtuchenen, goldgestickten Brustluge hervor, übergab ihr das Verlorene geglaubt mit der Bemerkung, der Beutel sei in der Theaterbude auf dem Fußboden gelegen und dort von ihm aufgefunden worden.

»Ihr könnt daraus entnehmen,« so schloß er seine Rede, »daß Ihr keinen Langerer und Hungerer vor Euch habt, dem eine Hand voll Silber ein Labfal ist. Ich schenke Euch noch obendrein die Danksagung, die Ihr abzustatten obnebin wenig geneigt sein dürft, wie mir das Stillschweigen eures sonst sehr vorlauten Redwerkes und das scheue Umberklagen eurer grauen Neugelein es gar vernehmlich zu verstehen geben.«

»So lauter und wahr, wie euer Fund, ist auch mein Dank,« entgegnete Rothburge mit scharf bezeichnetem Tone, »habt Ihr den Geldbeutel wirklich vom Fußboden aufgeklaut, so seid Ihr ein Schwarzkünstler, oder mit dem Bissen im Munde

und habt ihn früher an diesen Plag hinpraktizirt; es muß Euch daher auch ein Leichtes sein, in meinem Innern zu lesen, und dort den Euch gebührenden Dank wegzustippen. Ha, ha! das ist mir eine saubere Nächstenliebe!«

Lis grethe, hoch erfreut über das Wiedergefundene, unterbrach die Rede ihrer Großmutter und meinte, es sei gar nicht fein von ihr, den redlichen Finder des Geldes so schnelle abzulohnen; das reime sich auch mit ihrer oft vorgebrachten Lehre nicht, daß man ein freundliches Wort mit drei solchen Worten und eine empfangene Gutthat mit dreimal drei Gutthaten aufwiegen müsse.

»Ein Laut der Erkenntlichkeit von euren kirschrothen Lippen gesprochen,« sagte Mathias zu Lis grethen, »ist mir werther, als ein stundenlanger Dank aus dem Zahnhaufe eurer Großmutter.«

Inzwischen hatten die streitenden Parteien die Nachtherberge Rothburgens und Lis grethens erreicht. Die ergrimnte alte Frau zog hier das Mädchen rasch nach sich in die Hausflur und warf ihrem Gegner die Thüre vor der Nase zu.

Diesem war die Trennung so unerwartet gekommen, daß es ihm nicht mehr möglich war, mit der Dicht ein Wörtchen zu sprechen; es gelang ihm jedoch, bevor sie von ihrer Großmutter fortgerissen wurde, ein Ende ihres seidenen Haistuches zu ergreifen, es an sich zu reißen und als Erinnerungsgelichen seines Winnebergischen Theaterabenteuers davon zu tragen.

## II.

Raum befand sich das alte Mütterchen mit seiner Enkelin in der sichern, stillen Kammer der Nachtherberge, so erfolgte von Seite der Ersten eine ernste, wohlgemeinte Sittenpredigt über den Leichtsinn der unerfahrenen Jugend und über die Unvorsichtigkeit, einem unbekannten Manne von sehr verdächtigem Aussehen so ganz unbedenklich Rede und Antwort zu stehen. Auch blieb die Alte fest und steif bei der Behauptung, der Mann sei ein Erzgäuner und habe den Geldbeutel durch einen Kunstgriff aus ihrer Tasche zu spielen gewußt.

Lis grethe bestritt mit Lebhaftigkeit den letzten Punkt und verwies die Großmutter auf die Doppelreihe von silbernen Knöpfen, welche von der Größe eines braunschweigischen Rößelguldens waren und den langen Leibrock des Unbekannten von oben bis zur Kniegegend schmückten, wodurch über die Wohlhabenheit des Mannes kein Zweifel obwalten könne. Auch wollte ihr nicht einleuchten, warum er ihr das gefundene Geld zurückgegeben habe, wenn er es sich hätte aneignen wollen.

»Nicht wundern würde es sie,« entgegnete die Alte, »wenn ein so geübter Taschenspieler den ganzen Hofraum seines Hauses mit Silberstücken gepflastert hätte; und das Geld habe er ihr in der gottlosen Absicht zurückgegeben, um durch das Aufgeben eines kleinen Raubes einen größeren begehen zu können, denn er habe es wohl auf die Unschuld und Seelenruhe Lis grethes angelegt.«

Wir brechen hier die weiteren Verhandlungen zwischen Nothburgen und dem Mädchen ab und bemerken nur, daß es der guten Alten nicht ganz gelang, Lisgrèthen von der Verworfenheit des stattlichen Mannes mit den Silberknöpfen zu überzeugen.

Nach einigen Tagen jedoch war von der Großmutter und der Enkelin die ganze Geschichte beinahe rein vergessen und sie wurde nur von Frau Nothburgen noch dann und wann auf das Tapet gebracht, um daran eine Klugheitslehre zu knüpfen.

Das Fistel'sche Haus gehörte zu den angesehensten des Dörfchens Schmiltzhausen, denn es bestand aus zwei mittelgroßen Gassenstuben und einem sehr geräumigen Gemache in einem Seitenflügel, das zur Aufnahme der Gäste bestimmt war und dessen Fenster auf eine reichbegrabte Wiese hinauszugingen.

Die Genossenschaft dieses Hauses bestand aus unserm siebenzig Jahre zählenden Großmütterchen, ihrem Sohne Jobst Fistel, Lisgrèthen's Vater, aus der alten Muhme Kordula, Nothburgen's 72jähriger Schwester, aus einem dritten 78 Jahre alten Weibchen in der Person der sogenannten krummen Engelradnickerin (von ihrem Geburtsorte im Milnster'schen den Namen tragend), einer Jugendfreundin Nothburgen's und einer halb tauben, 83 Jahre auf sich habenden, das Gnadenbrot essenden Hausmaad, durch welche ein seltenes vierblättriges Kleeblatt von vier Greisinnen, die zusammen 303 Lebensjahre zählten, vollzählig wurde.

Drei Monate nach dem im ersten Abschnitte erzählten Ereignisse in Winnenberg sehen wir diese vier alten Frauen und Lisagrethe spät Abends noch beschäftigt, sämmtliche Betten aus den zwei Vorderstuben in das Prunkzimmer hinüber zu schaffen, weil der folgende Tag bestimmt war, die Gassenseite des Hauses vom Grunde aus zu säubern und der bevorstehenden Dorfkirchweh wegen aufzuputzen.

Als die Schmilinkhauser Thurmuhre die neunte Stunde meldete, war das eifrige Frauenvolk mit seiner Arbeit zu Ende und legte sich auch bald darauf, nachdem auch Jobst Fistel nach seiner unlöblichen Gewohnheit sich aus dem Krüge mit einem tüchtig eingenommenen Nachtrunke eingesunden hatte, zu Bette.

Um die Mitternachtszeit erwachte Frau Rothburga durch ein anhaltendes, halb pochendes und halb kragendes Getöse, welches sich zwischen den Fenstern vernehmen ließ. Sie weckte ihre Schlafnachbarinnen und beriet sich mit ihnen über die Ursache des sonderbaren Geräusches.

Die Engelradnicklerin meinte, es werde ein Mäuschen sein, das sich, gelockt durch den Geruch des Käses, der im Schreine an der Fensterwand aufbewahrt werde, durchbeißen wolle; sie bekräftigte ihre Meinung mit einigen erlebten Mäusanekdoten, wodurch sie den unglaublich feinen Geruchssinn der Mäuse und die ungemeine Kraft, welche diese Thierchen in ihren kleinen Zähnen besitzen, näher beleuchtete.

Frau Rothburgens Schwester, Kordula, bestritt mit Heftigkeit diese Auslegung des Ge-

thies und behauptete, daß ein halbhundert Mäuse nicht im Stande wären, ein so lautes Hammern und Poltern zu verursachen. »Es ist Meister Hämmertling selbst,« stotterte die abergläubische Alte hervor, »der uns arme alte Weiber heimführen will. Weh uns! — Schon seit geraumer Zeit habe ich im Holzwerke unsers vordern Schlafgemachs die Todtenuhr picken hören, aber ich schwieg, weil ich taube Ohren bei euch zu finden gewohnt bin.«

»Hört doch, wie der Sturmwind heult und der Regen herabschüttet!« sprach die alte Hausmagd, »das ist eine wahre Diebsnacht, ganz geeignet zum gewaltsamen Einbruche. — Ich sage euch, Räuber, säuſte und nicht Klapperheins Knochenfinger arbeiten sich durch die Mauer, — Laßt uns Lärm schlagen, um Hülfe schreien, die ganze Nachbarschaft aufrufen!«

Frau Rothburge gebot Stille und Behutsamkeit. Die Nacht war stockfinster, der brausende Regenschurm war so heftig, daß kein Ruf um Hülfe in die entlegenen Nachbarhäuser bringen konnte. Die alten Frauen waren daher auf sich selbst beschränkt, weil Jobst so weintrunken war, daß man ihn selbst hätte davontragen können, ohne daß er es gewahrt geworden wäre.

Das klopfende Geräusch nahm fortwährend zu; schon zerbröckelte sich das lose Mauerwerk unter dem einen Fenster und einzelne Steinchen fielen auf den Fußboden. Die vier alten Weiberchen und Lisbeth waren aufgestanden, sie warfen sich in einige Kleidungsstücke, ergriffen Messer und Gabeln zu



ihrer Vertheidigung und zogen sich in einen Winkel des Zimmers zurück, wo das entschlossene Großmütterchen den Uebrigen Muth einsprach und ihnen Verhaltungsbeefhle gab.

Inzwischen war in der Lehmwand unter dem einen Fenster ein so großes Loch geschlagen worden, daß ein Mann durchkriechen konnte; auch standen binnen einer Minute drei Männer im Zimmer. Als der dritte eingedrungen war, enthüllte der erste eine Diebsleuchte und schickte sich an, damit das Terrain der nächtlichen Unternehmung zu besichtigen und zu untersuchen.

Diesen Augenblick hatte Frau Rothburge abgewartet, um während auf den Laternenträger loszustürzen, ihm das Licht aus der Hand zu schlagen und ihm mit ihren Händen jämmerlich das Gesicht zu zerkratzen.

Die Engelradnicklerin und die Hausmagd fielen über den zweiten Räuber her; diesen warf die Erste nieder, fühlte aber durch den Stiefel einen scharfen Zahn, der sein Bein zerbiß und ihn am Aufstehen hinderte.

Frau Kordula hatte sich tief gebückt zum dritten Nachtritter hingeschlichen, war ihm rückwärts unter die Füße gekommen und verursachte so seinen Sturz.

Lisgretthe wagte sich trotz ihrer neunzehn Jahre und voller Leibeskraft nicht aus ihrem Verstecke hervor und Hobst Fiskel schnarchte ruhig in seinem Bette, so daß den vier alten Mütterchen allein die Gefahr und die Ehre des Kampfes überlassen blieb.

Bestürzt über den unerwarteten und ernstlichen Widerstand, dachten die eingedrungenen sauberen Helden alsbald auf den Rückzug, sie konnten aber das Loch nicht sobald wieder finden, durch welches sie gekommen waren.

Da die Fenster mit Eisengittern versehen waren, so hatte der Eine schon den großen Kachelofen eingestossen, um sich in den Schornstein zu verkriechen, als ein Zweiter den Ausgang wieder fand. Sie versäumten daher nicht, sich den Nägeln der wackeren westphälischen Amazonen zu entziehen.

Als der geschlagene Feind sich zurückgezogen hatte, wurde Licht herbeigebracht, um die Wandlücke und den Wahlplatz besehen zu können. Bei jener fanden die Siegerinnen ein liegengebliebenes Brecheisen und auf diesem die Laterne und ein seidenes Tuch, welches die Grossmutter beim ersten Anblick für jenes erkannte, das Lisgretchen in Winneberg von dem zudringlichen, verdächtigen Manne entrisSEN worden war.

Zu welchen erspreßlichen Lehren und Ermahnungen diese Entdeckung der guten Frau Gelegenheit gab, wird hier übergangen und wir bemerken nur, daß Lisgretche nun nicht länger zweifelte, daß die bewussten silbernen Knöpfe, die ihr so sehr in die Augen gestochen hatten, doch nur ein Blendwerk gewesen waren und in der That einen Räuberrock geziert hatten.

### III.

Zwei Jahre nach diesem Vorfalle fuhr Lisette mit ihrem Vater, Jobst Fistel, von Schmilinkhausen nach der großen, altberühmten Rheinstadt Köln, um dort eine Erbschaftssache zu schlichten.

Ein unruhiges Volksgewühl herrschte dort in den Straßen, als sie diese ehemalige freie Reichsstadt erreicht hatten und von allen Ecken und Enden des hundertjährigen Häuserlabyrinths strömte das Volk dem schauerlichen Richtplatze zu, wo die leidige Guillotine eines Opfers wartete.

Feyer, hieß es allgemein, der furchtbare Räuberhauptling, der diebische Ueberall und Nirgends, ist trotz seines unsichtbar machenden Zauberhütchens, seiner mauerdurchbrechenden Wünschelruthe, seiner flieh- und kugelfest machenden Salbe und aller sonstigen Gaunergeheimnisse, der Gerechtigkeit in die Hände gefallen und soll in einer Stunde sein Lasterleben durch die Hand des Richters verlieren.

Die zwei Schmilinkhauser Reisenden beschloßen, ihr Fuhrwerk halten zu lassen, um den Unglücklichen, von dem sie in ihrem stillen Dörfchen seit einigen Jahren so Vieles und so Abenteuerliches gehört hatten, auf seinem letzten Gange von Angesicht kennen zu lernen.

In der Zwischenzeit vernahmen sie von einem kölnischen ehrsamem Bürgermann, der sich in derselben Absicht zu ihnen gesellt hatte, daß Feyer einer

der verwegensten Räuber sei, welche das Nachspiel des unseligen Revolutionskrieges in den Rheingegenden aufführten \*).

In sieben Jahren, von seinem 18ten bis zum 25sten, unternahm er eben so viele Diebstähle, als die vier westphälischen Amazonen, die den erzählten räuberischen Einbruch abgeschlagen hatten, zusammen Jahre zählten, nämlich 303, wovon ihm 181 glückten.

Der Hauptschauplatz seiner verbrecherischen Thätigkeit war Westphalen, wo er als das Haupt einer ihm ergebenen Bande die unglaublichsten Dinge ausführte. Zu Nieder-Selheim bei Marburg ließ er das Haus eines reichen Bauern von seinen Leuten gegen das heftige Militär förmlich mit Feuergewehren vertheidigen. Erst als er seinen Raub gehörig eingepackt hatte, zog er sich unter Gefang und stetem Feuer zurück. — In Neuwied überumpelte er nächstlicher Weile die Hauptwache, um einige seiner gefangenen Gefährten zu befreien, was ihm auch gelungen wäre, wenn diese nicht so betrunken gewesen wären, daß sie ihm nicht folgen konnten. — In Nieder-Breisling, einem Dorfe bei Neuwied, nahm er den Nachtwächter gefangen und an dessen Statt ließ er einen Räuber durch den Ort gehen und die Stunden blasen. Als er seinen Raub vollendet hatte, ließ er den Gefangenen los. — In der Gegend von Trefeld plünderte er die Einsiedelei eines Eremiten, der als bemittelt bekannt

---

\*) Diese Einzelheiten werden altentwässrig erzählt.

war und da während des Raubes ein anhaltender Regen eintrat, so zog Feger, um sich davor zu schützen, eine Kutte des Einsiedlers an und betrat so am hellen Tage die Stadt Trefeld.

Feger war Soldat in holländischen und österreichischen Diensten gewesen und jedesmal desertirt. Das Glück begleitete ihn allenthalben, aber die unerbittliche Nemesis unterließ auch hier nicht, ihr strenges Amt auszuüben. Ein unbedeutender Umstand führte seine Verhaftung herbei.

Im Anfange des Jahres 1802 war Feger aus Josephstadt in Böhmen, wo er 13 Tage Soldat gewesen war, entwischt und nach Frankfurt am Main gekommen, wo er mehre seiner Diebsgenossen fand, die kurz vorher auf dem nahen Gute der Frau von Willich einige schöne Schießwaffen gestohlen hatten, wovon sie ihrem wiedergefundenen Anführer ein Paar treffliche Pistolen schenkten.

Einige Tage später wurde Feger in den Gärten bei Frankfurt, wo er auf der Lauer lag, als Vagabund angehalten und wäre bloß über die Stadtgränze gebracht worden, wenn die Pistolen nicht erkannt worden wären. Er wurde daher der heftigen Justiz übergeben, die ihn bis zur weiteren Untersuchung in einem alten Thurm verwahrte.

Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, aus diesem Gefängnisse zu entkommen, aber seine Stunde war gekommen, seine Thatkraft gelähmt; er wollte nicht entfliehen.

Der öffentliche Ankläger im Nord-Departement, Herr Reil, sah ihn auf einer Geschäftsreise in die-

sem Thurme und erkannte ihn; Feger wurde nun mit dem berücktigten Schinderhannes auf einem Karren nach Mainz und von dort nach Köln gebracht, wo sein Proceß eingeleitet und er zum Tode verurtheilt wurde.

Bei der Untersuchung benahm er sich mit Anstand und Ruhe und zeigte, wohl eine vernachlässigte Erziehung und böse Gesellschaft auch von der Natur mit guten Eigenschaften begabte Menschen bringen können.

Jeder Leser wird wohl schon den Gedanken gehegt haben, daß dieser Feger und der Mann mit den silbernen Knöpfen, den wir schon mit seinem wahren Namen als Matthias Weber kennen, eine und dieselbe Person war. Auch erschrock Lisgrethe nicht wenig, als sie in dem vorbeifahrenden Verbrecher den jubringlichen Theaternachbar erblickte.

Sie konnte nicht umhin, den Himmel in ihrem Innern dafür zu danken, daß sie mit diesem Manne in keine näheren Verhältnisse gerathen war. Auch der Voraussicht und Lebenserfahrung ihrer guten Großmutter ließ sie nun volle Gerechtigkeit widerfahren.

Der unter dem Gaunernamen Feger bekannte Weber hatte während der Untersuchung nicht ohne Laune seinen Einbruch im Fiskel'schen Hause erzählt und beigelegt, daß er sich noch schäme, damals von vier uralten Mütterchen mit zweien seiner verlässlichsten Spießgesellen so schmähhch in die Flucht geschlagen worden zu sein.

Er bekannte ferner, daß Lisgrethe's Bekanntschaft zu Winnenberg in ihm anfangs den

Entschluß erzeugt hatte, sein Sündenleben aufzugeben und sich, wenn es ihm gelingen sollte, sie zum Weibe zu erhalten, in einer fremden Gegend häuslich niederzulassen; die schöne Behandlung der alten Frau aber, der er erst bei dem Austritte aus der Breterbude den Beutel aus der Tasche entwendet hatte, hätte seine Galle aufgerüttelt, ihm das Vergebliche seines guten Vorhabens aufgedeckt und den löblichen Vorfaß in der Geburt erstickt.

Er zeigte vor dem Specialgerichte, daß über ihn zu sprechen hatte, so aufrichtige Reue, daß vielen der Anwesenden ein Mitleiden anwandelte; seinen Verteidiger erfaßte sogar einmal ein Zittern. Als Weher dieses bemerkte, sagte er: »Es müsse wohl sehr schlecht um den Patienten stehen, weil der Doktor Angst zu haben scheint.«

---

## Der Helfer am Kreuze. \*)

Eine wahre Geschichte deutscher Vorzeit.

---

Nicht mehr beschaut mein Blick Nürnberg's wundersam gestaltete vier Thorthürme, die von Georg Ungers Meisterhand (1552 — 1557) die Gestalt aufgerichteter, mit der Mündung den deutschen Boden küssender Geldstücke erhielten, und eine der seltsamsten Zierden der alten ehrwürdigen Reichsstadt sind; aber noch schwelgt meine Seele in der Fülle altdeutscher Herrlichkeit, womit diese Wiege der Wissenschaften und des vaterländischen Kunststrebens noch in dem gegenwärtigen beweinenenswerthen Verfall prangt.

Jahrhunderte kamen und vergingen und Nürnberg behauptete trotz der ewigen Befehdungen der Ritter, trotz der Gräuelt thaten des dreißigjährigen Krieges, der steten Neckereien neidischer Nachbarkürfürsten, der immerwährenden Reichskriege und aller Stürme der neuesten Zeit, nicht nur bis vor wenigen Jahren seine Selbstständigkeit, sondern es erhob auch seinen Namen durch sorgsame Pflege der

---

\*) Diese Erzählung ist im J. 1823 mit dem Accessit des von der Redaktion der Wiener Zeitschrift u. für den besten prosaischen Aufsatz ausgesetzten Preises betheilt worden.



Künste des Friedens so sehr, daß es zum Sprich-  
worte wurde, zu sagen: Nürnberger Hand  
geht durch alle Lande.

Der Bewohner Nürnberg's schönster Ruhm  
ist es aber, daß die Geschichte dieser merkwürdigen  
Stadt nur durch den einzigen Volksaufbruch, der  
baselbst um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts  
und dazu noch von Außen angeregt, ausbrach, einen  
verdunkelnden Schatten erhält. Weder vor noch  
nachher haben die Bürger dieser festen Reichsburg  
sich je zu einer Empörung anreizen lassen. In die-  
sen unseligen Zeitraum fällt die nachstehende, in den  
Hauptmomenten wahre Begebenheit, wie noch vor-  
handene Urkunden sie berichten. Möge sie den nur  
zu sehr gesunkenen Glauben einer waltenden Vorse-  
hung befestigen und den frommen ritterlichen Sinn  
unserer Vorfahren neu erwecken.

## I.

Hennike von Wischbach und Zwinke  
Hasen von Hasenburg standen auf der Burg  
Heideck als Edellknechte im Waffendienst. Wel-  
che trachteten früh nach den Sporen und mit den-  
selben nach der Gunst des Grafen Konrad von  
Heideck.

Welche Jünglinge waren adelige Nürnber-  
ger aus den erstern Häusern der Stadt, denn  
das Geschlecht der Wischbach war sogar im Bes-  
itze der dritten Burghut des kaiserl. Schlosses auf  
der altherühmten Reichsveste. Außer dem Stamm-

adel hatten sie jedoch nichts gemein; Hennike Wilschbach war ein herzloser Wildfang und lockerer Geselle; Zwinke Hasen aber ein stiller fleißiger Junge, von frommem Gemüthe und den Armen ein liebevoller Helfer. Beide liebten die heldselige Gräfin Emma, die einzige Tochter ihres Dienst- und einstigen Lebensherrn.

Den Engelsgebilden glich das Fräulein, wie Meister Dürer und Veit Stoss sie wunderbar hervorjauberten und wie man sie noch in den Kirchen zu unserer lieben Frau, zu St. Lorenz und St. Sebaldus anstaunet.

Doch verschieden, wie die Seelen der beiden Verliebten, war auch die Wirkung, welche die Liebe in ihnen hervorbrachte. Hennike suchte laute Freude und betäubendes Getöse, Zwinke hingegen weidete sich an stiller Gefühlslust. Wenn die holde Emma jenem freundlich zugenickt hatte, dann gab es im Gesindhose überströmende Pokale, die der Bonnetrunkene den Knechten freigebig kredenzen ließ, wurde dem bescheidenen Zwinke aber von der Angebeteten ein trautes Börtchen zugefistert, dann lockte Edens stummes Entzücken ihn in sein einsames Kämmerchen, wo er mit seligem Gemüthe die Schläge seiner pochenden Brust behorchte.

Man wird zu wissen begehren, wer der Glückliche war, zu den sich das Herz der zarten Jungfrau neigte. Emma selbst würde aber damals diese Frage kaum zu beantworten gewußt haben. Ihr gefiel des Einen Kühner, wie des Andern sanfter Blick — zwei Strahlen, wovon der erste schnell, aber unsicher, der zweite langsamer aber desto ge-

wisset zündet. Wenn der ungestüme Hennike, um sie zu sehen, einen Knecht zu Boden rannte, fühlte sie sich geschmeichelt und wenn Zwinke, sie unerwartet begnend, beinahe selbst dahinsank, dann war sie gerührt. Als ihr Vater den Ersten einst sein blühendes Schwert, den Andern seinen schützenden Panzer nannte, frug ihn die Tochter um den Sinn dieser Rede. »Mit dem Schwerte, belehrte sie der Graf, gebe ich dem Feinde zu Leide und lange nach fremdem Leben, mit dem Panzer aber beschütze ich den eigenen Leib und erhalte das eigene Dasein. Hennike brauset wie ein Donnerschlag in die Reihe der Gegner hinein, Zwinke steht wider des Feindes Donnerschläge fest, wie ein Fels.«

Nach dieser Erklärung versank die züchtige Dienerin in tiefes Nachsinnen und dachte still in sich hinein, der schützende Brustharnisch ist doch ein edleres Waffenstück, als das blutlichende Schwert.

## II.

Als Graf von Heideck eines Tages zu einem Besuche nach Wendelstein an der Schwarzaß ausgezogen war, saß Emma an einem stürmischen Abende mit ihrer Wärterin, der treuen Wihberta, im Schlafgemache am klirrenden Fenster, das nur mühsam der Gewalt des tobenden Windes widerstand. Immer schwärzer werdend, näherte sich das Abendgewitter, schauerlich war der Anblick, wie die unferne Felsenburg Stauff von Wetterleuchten feuertoth gefärbt wurde und die still-

fließende Talach in der weiten dunklen Fläche der Nachtlandschaft das Bild einer blassen gespenstigen Riesenschlange darstellte.

Sonderbar kontrastirte mit dem Stauen der Natur des Burgvolks froher Gesang, der von dem Gesindhose heraufschante. »Mir wird unheimlich auf unserer abgelegenen Frauenwarte,« begann die etwas geisterscheue Wibberta, »kommt Fräulein, laßt uns zu den Mägden in die Spinnstube hinabsteigen und dort verweilen, bis sich das Wettertoben verjagen haben wird.«

Emma folgte dem Rathe und ergriff die Spinndel. Als sie im sogenannten Knappengang, wo die Edelknechte ihre Gemächer hatten, angelangt waren, tönten ihnen von verschiedenen Seiten singende Stimmen entgegen. »Hier gibt's zu hören,« flüsterte Wibberta und zog die jagende Emma näher zu einer Thüre, hinter der Zwinke also sang:

»Blau blüht ein Blümlein,  
Das heißt Vergiftnichtmein  
Und denk' an mich!  
Stirbt Blum' und Hoffnung gleich,  
Ich bin an Liebe reich.  
Denn die stirbt nicht bei mir,  
Das glaube mir!«

Des Jünglings zum Herzen sprechende Stimme, die sanfte, rührende Weise des Gesanges, noch mehr aber die gefühlvollen und verständigen Worte erregten im bewegten Busen der erröthenden Jungfrau Anklänge, die dem Inhalte des Liedchens nur zu sehr entsprachen. Doch diesmal war es nicht an der Zeit, den aufkeimenden Empfindungen länger

hör zu geben, denn die neugierige Wihberta unterte die zögernde Emma auf, nun auch an Winko's Thüre horschend zu treten, aus der eine andere Arie in rascher muthwilliger Melodie vordrang:

»Laßt und der süßen Bonne pflegen  
Wozu die Lieb' und ladet ein;  
So lang sich Jugendkräfte regen  
Und uns're Sinne feurig seyn,  
Daß ja kein Tag vorüber fliehe,  
Der nicht der Liebe Lust genieße u. s. w.«

»Ei, du böses Weibkind!« rief Wihberta, als Winko seinen Aufmunterungs- und Freudenlied hatte, »vor dir werde ich unsere Burgmädchen zu warnen wissen. Ach! Da lob' ich mir Winko's liebe Blümelein und Vögelein!«

Die gute geschwägige Alte ahnete nicht, daß Winko's blau blühendes Blümelein — Vergißmeinet — bereits in Emma's Herzenbeet keimende Wurzel gefaßt hatte. Was seit Monaten im Inneren ihrer Seele, wie im bewußtlosen Dasein verborren lag, hatte ein stürmischer Abend, der das Herz zu ungewöhnlichen Gefühlen stimmte und ein Vollenliedchen, das zur Schäferstunde des Herzens erklang, mit Bligeschnelle zum vollen Leben weckt.

### III.

Nur wenige Tage vergingen und Winko entdeckte, daß ihn der begeisterte, stillentzündete Mann erwideter Liebe erwartete und zu auffallend die Veränderung, welche diese Wahrnehmung in ihm hervorbrachte. Schwerthallen, II. Bd. 4.

in ihm hervorbrachte, um nicht allgemeines Aufsehen zu erregen. Seine stille Zurückgezogenheit war zur offensten Heiterkeit und die Art, womit er schweigend seine Dienstpflicht erfüllt hatte, zum ungeduldigsten Eifer geworden. Hat aber die Liebe den Blick des Luchsen, so hat die Eifersucht Spürkraft und Maulwurfsgehr. Dem lauernden Hennike war die lächelnde Stirne und das auflebende Auge seines Nebenbuhlers nicht entgangen und er fand nur zu bald, daß Emma's redende Blicke die Stirnfalten Zwinke's geglättet und das verlöschende Feuer seiner Augen neu entzündet hatten. Als bald faßte er auch wuthentbrannt und verderbensinnend den Entschluß, dem Grafen von Heideck diese aufsprossende Liebe zu verrathen und sie dadurch im Keime zu ersticken. Die Gelegenheit ergriff er sobald als möglich und Ritter Heideck fand nur zu bald, daß Hennike's Ohrenbläselei sich auf Wahrheit gründe; denn das Betragen der Liebenden war so unverholen und in die Augen fallend, daß nur ein Blinder über den Zustand ihrer Empfindungen in Zweifel bleiben konnte. Der Graf beschied den verrathenen Zwinke alsbald zu sich, stellte ihn zur Rede über sein unredliches Beginnen und befahl ihm kraft seines Herrenrechtes und seiner Vaterpflicht von Emma abzulassen die nimmermehr die Seine werden könne.

Der durch diese unerwartete Anrede aus der Paradiese der Liebe in den Hüllenschlund der Hoffnungslosigkeit gestürzte Jüngling antwortete mit brühender Stimme: »Euer Geboth ist hart, Herr, ab nicht kleiner mein Gehorsam; nur hättet ihr in eurer Herzengüte dem Sterbenden nicht jedes Aufkommen

so unbedingt absprechen sollen. Ach! zeigt ihm nur einen blassen Hoffnungsstrahl, damit die hinschwindende Seele sich darin noch im letzten Kampfe sonnen könne; erbarmet euch meines Zustandes und zeigt mir Berge, die ich für Emma's Besitz ebnen, nennet mir Ströme, die ich für sie ableiten soll. Nur so unbedingt schließt mir das Thor meines Erdenhimmels nicht!> —

>Deine Bitte sei dir gewährt,< sprach nach einigem Besinnen der Graf, >ich will dir eine Bedingung setzen; von deren Erfüllung Emma's Besitz abhängen soll. — Wohl! Ihre Hand werde dir zu Theil, wenn es dir einst gelingt, mir in einer drohenden Gefahr das Leben zu erhalten.<

Zwinko wollte ihm dankbar zu Füßen fallen, aber der Ritter ließ es, zu sprechen fortsahrend, nicht zu: >Noch hast du die ganze Bedingung nicht vernommen. In unserem kriegerischen Zeitalter kann es an lauernden Gefahren und Drangsalen nicht mangeln, darum muß die gefährliche Lage, aus der du mich retten sollst, mir ganz unbekannt seyn; denn im entgegengesetzten Falle könnte ich mich auch mit Anderer Beihülfe daraus befreien.<

Und abermals wollte der auflebende Jüngling vor dem Vater der Geliebten niedersinken, aber auch jetzt hielt dieser ihn davon ab, indem er noch hinzusetzte: >Da jedoch auf Erden alles wandelbar ist und der Mensch nur zu oft von den Geistern der Finsterniß versucht wird, so könntest auch du in einer unseligen Verirrung absichtlich über mein Haupt ein Gewitter herbeiziehen, um dadurch Gelegenheit zu

haben, mich zu schützen. Ich fordere daher, daß du mein Lebensretter werdest, ohne daß es auch dir bewußt sei; was du nöthigen Falls durch den heiligsten Eidschwur bezeugern sollst.«

Das bisher in süßer Erwartung glänzende Antlig des Edelknechts verdunkelte sich hier zur traurigen Miene des Kammers und der Trostlosigkeit. denn die Möglichkeit, ein fremdes Leben zu retten, ohne daß weder dem Retter noch dem Geretteten eine Gefahr bekannt sei, ist so entfernt, daß alle Hoffnung aus Zwinko's Seele verschwinden mußte. »Dein Wille, Herr, geschehe!« sprach er himmelwärts blickend und entfernte sich tief gebeugt.

Und des Herrn Wille geschah. Was kein menschlicher Geist berechnen, keine irdische Gewalt erzwingen kann, vermag ja Er in Wirklichkeit zu rufen.

#### IV.

Zwinko vermied von nun an gewissenhaft und so viel der Wohlstand es gestattete, jedes Zusammenreffen mit Emma und beide wurden die Mätyrer einer still brennenden, aber desto verzehrender Liebesglut. Auch ahneten sie in Heniken, der so an den Qualen seiner Opfer labte, nicht den Verräther ihrer Liebe.

Da inzwischen die gewöhnliche Urlaubszeit her angekommen war, die der gütige Graf von Hedeck seinen Dienstleuten und besonders den Knapen und Edelknechten alljährig zu vergönnen pflegte,



ihre Verwandten zu besuchen, so beschloßen auch Zwinko und Hennike davon Gebrauch zu machen; jener um Trost und Stärke zu erringen, sein Mißgeschick männlich zu tragen, dieser, um sich einige Wochen lang in Saub und Kraus herumzutreiben.

Um sein schon längst gemachtes Versprechen zu lösen, begab Zwinko sich zu seinem Obeime mütterlicher Seite, dem würdigen hochgeachteten Ritter Herauf von Seckendorf, der erst vor Kurzem von des Kaisers Majestät zum Amtmanne der Burg in Nürnberg und zum Zeidelmeister und Oberichter zu Feucht ernannt worden war und durch dessen Zuthun Zwinko in die damals blühende und ehrenvolle Armbrustschützen-Gilde der Zeidler aufgenommen zu werden hoffte.

Zur besseren Verständigung des Lesers werde hier bemerkt, daß damals die edle Vienenzucht in den unermesslichen und zu den lächerlichen Kronjägern gehörenden Wäldern um Nürnberg sehr stark betrieben wurde und daß das Oberhaupt des Reiches davon bedeutende Einkünfte zog. Diese beniauriche Gegend wurde deswegen der Vienengarten des heil. röm. Reiches genannt. Die Leute aber, welche sich mit der Vienenzucht beschäftigten, hießen Zeidler\*) und mußten bei Reichskriegen als Armbrustschützen zum kaiserlichen Banner stoßen. Ihr Richter und Obermann war der Zeidelmeister, der zu Feucht ein kaiserlich befreites Gericht hielt.

\*) Von Zeideln, oder Hontagschneiden.

Nachdem Zwinko sich durch den herkömmlichen Meisterschuß (indem er einen aus Holz geschnittenen Bienenspreißer, fünfzig Schritte fern, mit dem Bolzen durchbohrte) als trefflicher Schütze gezeigt hatte, wurde er mit den üblichen Höflichkeiten in den Honigorden aufgenommen.

Als Ausnahmgeschenk erhielt er von seinem Oheim Her auf von Seckendorf eine, für jene geldarme Zeit sehr ansehnliche Gabe, über deren Verwendung der fromme Zwinko nicht lange unentschlossen blieb.

Am Kreuzwege zwischen Unter-Eindelbach und der Steinacher-Wiese, auf einem kleinen grünbewachsenen Hügel stand ein schmuckloses hölzernes Gedächtnismal, von den gottesfürchtigen Landleuten der Helfer am Kreuze genannt. Dieses einfache Monument hatte ein alter Zeibelmann bei einer unerklärlichen allgemeinen Auswanderung seiner Bienenschwärme, wodurch ihm und den Seinigen Elend und Hunger bevorstand, dem Retter im Himmel errichtet, als er nach einem demüthigen Gebethe, das er auf diesem Plage kniend verrichtet hatte, bei seiner Rückkehr die verlassen Zellen der Bienstöcke von dem geschäftigen Honigspinnenden Völkchen wimmelnd wieder fand. Seitdem war der Helfer am Kreuze allen Zeibern und Bauern ein heiliger Wallfahrtsort geworden, dem Opferfeuer und Votivlichter brannten und den duftende Blumenkränze schmückten.

Zwinko's Frömmigkeit und ein tröstend inniges Vertrauen auf die Allmacht bewog ihn,

von roher Hand aus schlichtem Waldholze gezimmerte Kreuz durch einen berühmten Steinmeßmeister Nürnberg's aus kostbarem Marmelsteine ausführen und mit goldener Schrift darauf die Worte setzen zu lassen: Der die Welt gerettet hat und erhält, wacht auch über den Wurm. —

Nachdem der betrübte Jüngling sich durch diese gottselige Handlung allenthalben Lob und Liebe erworben hatte, machte er sich neugestärkt wieder nach Heideck auf.

## V.

Mittlerweile trieb sich der lockere Hennike in den Zechstuben und Frauenhäusern Nürnberg's herum. Diese Winkel der Zügellosigkeit waren zur Zeit schon mit unruhigen Köpfen und Aufwieglern angefüllt, welche die Unzufriedenheit des Volkes nährten, die Spaltung zwischen den Zünften und dem Magistrate erweiterten und unerfahrene junge Hitzköpfe und das lose Gesindel für ihren bösen Zweck zu gewinnen suchten. Hennike fiel diesen Aufrührerpredigern desto leichter in die Klauen, weil die ganze Familie der Wischbach sich auf die Seite der murrenden Bürgerschaft neigte.

Als er eines Abends vor dem Portale an der Fleischbank stand, worauf sich ein steinerner, über 29 Centner schwerer Ochse in liegender Stellung befindet und den Sinn der ihm unverständlichen lateinischen Aufschrift enträthseln zu können wünschte, trat ein hämisch blinzelter, bürgerlich gekleideter Mann von vorgerückten Jahren zu ihm. Hennike

hatte ihn einige Tage zuvor in der Bärenschnecke an der Pegnitz kennen gelernt, wo er allemal seines langen, grauen Bartes und seiner bocksartigen Augen wegen, Meister Geißbart genannt wurde.

Nach der ersten Begrüßung fuhr Geißbart also zu sprechen fort: »Jene lateinischen Buchstaben mögen Euch unverständlich sein, Junker, wie ich es aus euern fragenden Zügen leicht entnehmen kann; ich will eure Neugierde stillen und die Ueberschrift in einem Reime verdeutschten; sie lautet:«

»Verkünde laut der Fleischer Zier,  
Nachdem Du es gelesen;  
Den fett'gen Ochsen siehst Du hier,  
Der niemals Kalb gewesen« \*).

»Wiglos und ohne Bedeutung scheint der Satz zu sein, aber man irrt. Folget mir, Junker, und ich werde Euch den fetten Ochsen und die Mittel und Wege, ihn mager zu machen, offenbaren.«

---

\*) Omnia habent ortus suaque incrementa, sed ecce!  
Nunquam, quem cernis, bos fuit hic — vitulus.

Dieses Distichon übersehte der Herausgeber des Nummen Advoakaten (einer Wochenschrift vom Jahre 1750):

Es ist sonst Alles klein, was kommt vom Mutterschoos;  
Nur dieser Ochse allein, war von Beginn an — groß.

Eine andere alte Uebersetzung lautet:

Ob was vollkommen wird, muß es mit Weis genessen,  
Und gleichwohl ist der Ochse alhier kein Kalb gewesen.

Nach diesen Worten zog Meister Geißbart den Forschenden mit sich fort und sie kamen nach einer halbstündigen Wanderung im Raukenthal (heut zu Tage Frauengäßchen genannt) an, wo sie ein Haus betraten, aus welchem ihnen von ferne schon Sing und Sang entgegenkündete. In den larmenden Stuben fanden sie eine zahlreiche Versammlung lustiger Mädchen und zechender Männer von jedem Alter. Geißbart wurde mit Becherklang und vom Pfeiferstuhl (Musik-Tribun) mit Hörner-ruf empfangen. Er erwiderte den Gruß dankend und ließ sich und dem Hennike volle Gläser reichen. »Verschließt die Thüren,« rief er sodann, »damit der Fresshunn nicht entfliehe und der Ver-rath uns nicht beschleiche. Dann ein frohes Liedchen von südllichen Lippen, bevor das ernste Geschäft des gemeinen Stadtwohles seine Stimme erhebe.«

Als der Gesang verstummte, begann ein wilder, bacchantischer Tanz. Daß Hennike einer der unbändigsten Läger und Trinker war, wird man leicht glauben, wenn man seine Gemüthsart und die Absicht der Verschwornen kennt, ihm Wein-, tanz- und liebeberauscht den grauenvollsten Bruderschwur abzulocken. Den Häuptern der Unzufriedenen war nämlich bekannt worden, daß der Kaiser den Grafen von Heideck zum Vermittlungs-Commissär ernannt hatte, um die Zwistigkeiten beizulegen, die schon Jahrelang zwischen der Stadtobrigkeit und der Bürgerschaft bestanden und nun einen blutigen Ausbruch zu nebuen drohten. Hennike war ihnen als ein Edelfnecht des Grafen dabei ein gar herrlicher Gang. Seine Anwerbung gelang ihnen nur allzu-

wohl; denn mit ausgelassenem Spott leistete der Treulose den verlangten Eid und schloß mit der Versicherung, er wolle dem feisten Ochsen (worunter die Stadtregierer gemeint waren) die vier Füße wie einem Kalbe zusammenbinden, ihn so in die Schlachtbank tragen und der Ochse solle auf diese Art nach der Hand zum Kalbe werden.

Ein allgemeines Zusauchzen war die Antwort und schon tagte der Morgen, als die verderbenschwangere Gesellschaft sich trennte.

## VI.

Schon lange gährte Groll und Haß in den Innungen und Zunftversammlungen der Bürgerschaft gegen die patrizischen Familien, die sich des Stadtrathes ganz zu bemächtigen gewußt hatten. Die Ältesten des Rathes ahneten seit Monaten schon Unheil und riefen zur Nachgiebigkeit, um dem Ausbruche des Uebels zuvorzukommen. Es ist nun aber das Loos der Klugheit, daß ihre mahnende Stimme als ungebetener Rath unbeachtet bleibt und nachher erst, wenn es zu spät ist, als weiser Prophezenspruch anerkannt wird. Darum schrieb die Mehrheit der Magistratsglieder den auf Zeitkenntniß und Erfahrung gegründeten Rath der Väter der Stadt nur dem griesgrämigen, stets Besorgniß hegenden Alter zu.

Die Kaiserwahl Karls IV. war der Funke, der das Feuer der Empörung in lichte Flammen setzte. Der Stadtrath hatte sich für den Monarchen erklärt und öffnete ihm (1347) freiwillig die Thore,

als er von Regensburg mit einem Heere heranrückte. Anderer Gesinnung war jedoch die mit ihrer Obrigkeit stets in Streit begriffene gemeine Bürgerschaft, die auch mit sich selbst uneins war, indem einige Zünfte für den Grafen Günther von Schwarzburg, andere für den Markgrafen Ludwig von Brandenburg und eine dritte Partei für den ältesten Sohn Kaiser Ludwigs des Baiern gestimmt war.

Unter den eifrigsten Aufwiegleren zeichnete sich der wohlhabende Viertelmann Hanns Pfauentrutt aus, der seines gemessenen stolzen Ganges und der Majestät seiner ganzen Person wegen diesen Zunahmen erhalten hatte. Nach ihm that der uns bereits bekannte Geißbart, Zunftmeister der Plattner (Haubenschmiede) sich durch Kühnheit und Unternehmungsgeist hervor. Er hatte sich in kurzer Zeit zum Oberhaupte aller Genossen seines damals sehr bedeutenden Handwerkes erhoben und seine Anhänger nannten sich nach ihm die Geißbärte.

Als nun Kaiser Karl nach Böhmen gezogen war, wo er vollauf zu thun hatte, ernannte er, um die Ruhe und Einigkeit, die stündlich zu verschwinden drohten, zu erhalten, den Grafen von Heideck zum außerordentlichen Vergleichs- Bevollmächtigten. Während nun deshalb die nöthigen Verhandlungen gepflogen wurden, hielten die mißvergnügten Bürger in dem Kreuzgange des Dominikanerklosters, dessen Mönche mit ihnen einverstanden waren, revolutionäre Zusammenkünfte, in welchen unter Pfauentrutts und Geißbarts Anleitung der einseitige und sehr geheim zu haltende Entschluß gefaßt

und beschworen wurde, das Rathhaus am Mittwoch nach Pfingsten (1349) zu stürmen und alle Mitglieder des Rathes ohne Ausnahme zu erschlagen.

Dieser blutbesprenkende Rathschluß der Verschworenen wurde dem Grafen durch einen menschlich fühlenden Ordensbruder des gedachten Conventes hinterbracht und Heideck unterließ nicht den Magistrat zu warnen und ihm den Rath zu ertheilen, sich in Sicherheit zu begeben. Allein nur sechs Rathsberrern gaben der Warnung Gehör, die übrigen erwarteten in einer unseligen Verblendung, oder von falschem Muth zurückgehalten, den Ausbruch des Ungeheuers.

Der verhängnißvolle Tag erschien. Mit dem ersten Leuchten des Morgens versammelten sich die Zünfte, vom zuströmenden Pöbel furchtbar verstärkt auf den verabredeten Platz, erstürmten das Rathhaus, vernichteten alle vorhandenen Urkunden, Bücher und Papiere und gaben die öffentlichen Gelder der Plünderung Preis.

Jetzt erst flüchteten sich die Rathsglieder so gut sie konnten, aber leider für die Meisten zu spät; denn viele wurden ergriffen und grausam ermordet. Die entkommenen Flüchtlinge fanden in Burg Heideck und in den übrigen festen Schlössern des Grafen Schutz und Aufenthalt.

Am folgenden Tage setzten die Auführer einen neuen Rath ein und ertheilten die ersten Stellen den Häuptlingen der Empörung. Um den Zünften zu schmeicheln, überließen diese neuen Regenten jeder derselben eine eigene Trinkstube und gaben



ihnen auch die Erlaubniß, öffentliche Aufzüge und Tänze zu halten. Auch fassten sie den unsinnigen Beschluß, die Stadt um eine Stunde im Umfang dergestalt zu erweitern, daß Poppenreut und Ziegelstein in die Ringmauern gezogen und die Burg der Mittelpunkt der vergrößerten Stadt werde.

## VII.

In dieser Lage der Sache war dem kaiserlichen Kommissär viel daran gelegen, durch einen vertrauten Kundschafter verlässliche Nachricht über die wahre Beschaffenheit der Dinge zu erhalten. Er versammelte seine vertrautesten Leute deshalb um sich, und bedeutete denselben, daß es Gefahr zu bestehen, aber auch Ehre einzuerndten gäbe. Wer sich diese durch jene erwerben wollte, möge sich verkleidet nach Nürnberg begeben und sichere Kunde einholen.

Zwinko und Hennike waren, freilich in entgegengesetzter Absicht, die Ersten, die sich zum gewagten Zuge hervordrängten und den Grafen wetteifernd um den Vorzug baten. Dieser erklärte, der listige und verschlagene Hennike sei zu Aufträgen dieser Art tauglicher, als der offene, gerade Hasen. »Unser Nürnberg« setzte er noch hinzu, »ist in diesem Augenblicke eine Wolfegrube und Hyänenhöhle, wo Lamm und Leu verloren wären, und nur Meister Reinecke durchkommen kann. Darum betrete der schlaue Hennike diese schlüpfri-ge Bahn, dir, wackerer Hasen, wird auf festem Felde noch manche Ehrenwunde zu verdienen übrig bleiben.«

Ein triumphirendes, teuflisches Lächeln umzog hier Hennike's Mund, das jedermann der Freude zuschrieb, vom Grafen gewählt worden zu seyn. Nur Hasen fühlte sich davon krampfhast ergriffen und eine leise ferne Ahnung stieg in ihm empor.

Hennike ging und verrietß seinen edlen Herrn. Es war ihm bekannt, daß der Graf in wichtigen Angelegenheiten an einem gewissen Tage nach Rosßkall reiten und nur geringe Bedeckung bei sich haben würde. Dieses meldete der Verräther dem Geißbart und lehrte nach empfangenem reichlichen Judaslohne nach Heideck zurück.

Die Häupter der Empörung hatten dem Grafen Tod und Untergang geschworen, weil er fortwährend den Gliedern des alten Stadtrathes mit allen seinen Kräften beistand und die neue Ordnung als rebellisch verwarf. Man rüstete nun eine Schaar von 200 Mann aus, wozu die verwegenste Leute ausgesucht wurden. Diese verbargen sich am bestimmten Tage an verschiedenen Orten hinter Anhöhen und Gebüsch, bei welchen der Graf von Heideck vorüber reiten mußte.

Als nun die Pferde gesattelt im Burghofe harrten, und der Graf sich mit Hennike, Zwinko Hasen und noch einigen Knechten aufsetzen wollte, erinnerte der frommgesinnte Zwinko seinen Herrn, es sei ja heute der Johannisstag. Der Graf belobte des Knappen Aufmerksamkeit und befahl dem Kellermeister vor dem Ausritte noch einen Pokal mit Wein herbeizubringen, um nach damaliger Sitte, den St. Johannes Segen zu trin-

fen. Dieser Gebrauch entstand bekanntlich aus dem Aberglauben, daß man dadurch einen warmen und feuchten Sommer bewirken könne. Darum war auch dieser Tag ehemals der öffentlichen Freude gewidmet, die Jugend lief an demselben rottenweise herum, errichtete für geringe Geldgaben vor den Häusern Maienbäume, zündete Abends von Stumpfen Besen und andern unbrauchbaren Holzwerke Summeifeuer (Johannesfeuer) an und umtanzte die lodernde Flamme singend und lärmend.

Die Beobachtung dieser alten volkstümlichen Sitte war es, die dem edlen Grafen das Leben erhielt und den auf göttliche Milde vertrauenden Zwinke auf den Gipfel des Glückes erhob; denn wie durch ein halbes Wunder sah er sich dadurch in Stand gesetzt, die unerfüllbar lautende Bedingung zu lösen und wurde Heidecks Richter, ohne daß ihnen beiden auch nur das mindeste von einer bevorstehende Gefahr bekannt war.

Als Graf Heideck getrunken hatte, gab er dem Zwinke mit den Worten den Pokal: »Dir, dem frommen Mahner, steht es zu, mir den ersten Bescheid zu thun.« Hasen that, wie ihm befohlen und reichte den Wein sodann dem nebenstehenden Henrike. »Trink auch du,« sagte er, »Waffenbruder, es ist vielleicht unser letzter Trunk!«

»Wie meinst Du das?« frug Heideck.

»Ich meine,« antwortete Zwinke, »daß der Mensch nicht Herr über eine Minute ist und daß Gott auch dem stärksten Riesen durch seinen eigenen Hauch tödten kann. Wie würde es wohl um uns

morgen stehen, Herr, wenn die Schälke von Nürnberg und ergreifen sollten.»

Raum war diese zufällige Bemerkung den Lippen Zwinke's entschlüpft, als Hennike erblaste und derraassen zu jitttern anfang, daß der Wecher seinen Händen entsank. So erblickt der Verrath überall Schreckgestalten, die den schwarzen Schleier lüften, der seine böllische Larve bedeckt und wird sein eigener Verräther. Diese auffallende Erscheinung erregte Verdacht, der Ritter ließ den Wobenden entwaffnen und drohte ihm mit der Folter, wenn er die Ursache seines plöghlichen Schreckens nicht sogleich entdecken würde. Der Treulose gestand hierauf Alles und wurde in ein tiefes Verließ geworfen.

Nun ließ der Graf in größter Eile alle seine Leute und Vasallen aufbiethen und ertheilte die nöthigen Befehle, um den auflauernden Söldlingen der Nürnberger den Rückweg nach der Stadt abzuschneiden. Er selbst begab sich mit einer außerlesenen Begleitung auf den Weg nach Rosstall, wie es festgesetzt war und befahl an Ort und Stelle, daß ihm durch Hennike verrathene Zeichen, auf welches die Versteckten hervorbrechen sollten, zu geben. Wie erschracken diese aber, als sie sich selbst von allen Seiten angegriffen, umrungen und gefangen sahen. Heideck hielt um ein im Geist der Zeit gegründetes, dem Frevel angemessenes, kurzes offenes Gericht und ließ die sämtlichen Gefangenen auf dem Eichelberge (Eyberge) an der Straße nach Rosstall an Bäumen aufknüpfen.

# VIII.

Erst nachdem dieses vollbracht war, umarmte der gerührte Vater Emma's den einstweilen in stillen Entzücken schwebenden Zinko: »Eine höhere Macht hat Dich zu meinem Eidam bestimmt, rief Heideck aus, »Du hast erfüllt, was der menschlichen Kraft kaum möglich war. Heil Dir mein Sohn — den der Himmel beschützt, Heil mir, dessen Schutzgeist du bist und dreifaches Heil meiner Tochter, welcher der wunderbare Rettungengel zu Theil wird!« Zinko aber legte mit Demuth die Hand auf's Herz und dachte dankpreisend an den Helfer am Kreuze.

Wie auf Sturmeschwüngen flogen sie nun dem heimischen Herde zu, wo Emma, die sich in den Willen des Herrn ergeben hatte, ihre heimlichen Thränen an der treuen Wihberta mütterlichem Busen vergoß. Ungewöhnliche Bangigkeit erfüllte die besorgte Tochter und Liebende, welche den Vater und den Geliebten mit der aufgebotenen zahlreichen Mannschaft in einem blutigen Kampfe begriffen glaubte. Da tönte von der hohen Warte das meldende Thürmerhorn und ein Blick aus dem Fenster zeigte der Staunenden eine ungebeure, sich lang dehnende Staubwolke, aus welcher hier und da die siegverkündende Feldbinden ihres Hauses hervorflatterten. Näher kommend mit Bligeschnelle hallten dann jubelnde Stimmen und schmetternde Trompeten heran und ein kühner Reiter jagte auf funkenschlagendem Flügelfrosse aus dem Haufen hervor, daß des Renner's Hufe kaum den Vergeweg berührten. Zinko's Hasen war es, der Bothe glücklicher Liebe.

Emma glaubte zu träumen und der herein-  
stürzende Geliebte fand sie in halber Betäubung.  
Er wollte sprechen, aber die holde Scheu unschuld-  
iger Liebe, das Uebermaß seiner Wonne, versagte  
ihm Worte und in marternder Ungewißheit schwebte  
die erwartungsvolle Emma, bis der Vater eintrat  
und die selige Gewißheit verkündete.

Auch in Nürnberg kam Alles wieder in die  
alte Ordnung. Die Stadt ergab sich dem Kaiser  
Karl IV. Pfauentritt, Geißhart und noch  
fünf wurden mit dem Schwerte hingerichtet, die  
übrigen aber des Landes verwiesen. Der Magistrat  
ging triumphirend aus dem Kampfe und behielt die  
Alleinherrschaft durch Jahrhunderte, bis endlich  
Nürnberg aufhörte, eine freie deutsche Stadt zu seyn.

---

## Der Mädchenräuber.

Wahre Begebenheit.

Der rohen, ungezähmten Stärke  
Gelingen selten gute Werke.

### I.

In der rauhesten Gegend des alten Hochstiftes Münster im Lande Westphalen, dem Ursitze des furchtbaren Vehmgerichts, wo schwarze, noch von keinem menschlichen Fuße betretene Felsenklüfte und ungelichtete Waldstrecken mit einander abwechseln, zeigt auf einer dichtverwachsenen Höhe ein kaum bemerkbares Steingerölle den Ort an, wo zu Kaiser Otto des III. Zeiten das Stammhaus der Grafen von Waldeck stand.

Kragbeersträucher, Hagebutten und wilde Rosen wuchern jetzt in üppigster Fülle um die zerbröckelten Mauern des alten Ritterhauses und überziehen es wie ein beblumter Teppich, beinahe ganz. Molche und Ottern nisten ungestört in der Trümmer. Wildniß und in den feuchten, einst reich mit feurigen Weinen angefüllten Kellern, brütet die häßliche Feuerkröte über ihren eisigen Eiern.

Raum wagt es ein Wanderer, dieser abschreckenden Stätte sich zu nähern und hat er seine Scheu und die Beschwerden des pfadlosen Kletterns überwunden, so wird ihm die Kunde, daß hier einst eine Feste, die Wiege eines mächtigen Hauses und

der Schauplatz denkwürdiger menschlicher Freuden und Leiden, ihr starkes Gemäuer erhob, wie ein Märchen klingen.

Man denke sich die Burg Waldeck aber nicht als ein vielhürmiges aus weiten Hallen und hohen Prunksälen zusammengesetztes Gebäude, dessen Innere von Gold und Marmor ströfte; Burg Waldeck trug ganz das Gepräge eines ritterlichen Felsenstzes des zehnten Jahrhunderts.

Alle Gemächer klein und winklich, sechs bis sieben Fuß dicke Mauern, kleine Fenster, enge niedere Thüren, rohe ungeschmückte Wände, von einem Zimmer — wann man die Mauellöcher so nennen will — in das andere Trepp' auf Trepp' ab; im ganzen Hause kein Plan, kein Zusammenhang, ein Anbau an den Andern ohne alle Symmetrie, ohne alle Bequemlichkeit und das Ganze im Styl eines düstern Kerkers.

Man begreift nicht, wie in diesen kleinen, kaum mannhohen Gemächern, die riesigen Ritter und markigen Knechte, beinahe stets zu Ernst- und Lustkämpfen im schweren Harnisch und Panzer, haufen konnten.

Hier erblickte Graf Werner, der einzige Sohn des Grafen Lucher von Waldeck, eines der ersten Dynasten Nordthüringens, das Tagelicht.

Das Leben dieses ritterlichen Mannes ist höchst bedeutsam in mehrerlei Hinsicht und bietet Stoff zu einem bänderreichen Romane dar; wir müssen uns aber begnügen, nur in einigen Umrissen die



romantischen und geschichtlich auf uns gekommenen Ereignisse zu schildern, die ihm den übelklingenden Namen des Mädchenräubers verschafft haben.

## II.

Werner's Vater, der Graf Luther von Waldeck \*) war Einer der vertrautesten Freunde des Markgrafen Eckard I. von Meissen und Thüringen, zu seiner Zeit eines der mächtigsten und tapfersten Fürsten Deutschlands und Schwiegersohn des berühmten Sachsen-Herzogs Hermann Billung.

Der Markgraf Eckard hatte außer dreien Söhnen, nämlich Herrman, Eckard II. und Günther, auch eine Tochter Schwanehild genannt, die zu den schönsten und lieblichsten Fürstentöchtern ihrer Tage gehörte. Diese reizende fürstliche Jungfrau war von hohem und schlankem Wuchse und von helldem Angesichte, das ein Paar himmelblaue hellleuchtende Augen und ein reiches blondes Haar zum Uebilde deutscher Weiberschönheit erhob. Die herrliche Wellenlinie und die blendende Weiße ihres vollen Nackens wurde von allen, die das Glück hatten, sie zu sehen, mit dem Halse des königlichen Schwanes verglichen und paßte ganz zu ihrem bezeichnenden Namen Schwanehilde.

Seit Jahren schon begte der ehrgeizige Graf Luther von Waldeck im Innersten seines Bu-

\*) Der berühmte Dietmar aus Merseburg, in dessen Schriften von der erzählten Begebenheit auch gesprochen wird, stammte aus diesem Geschlechte.

sens den geheimen sehnlichen Wunsch, diese kostbare Blume der damaligen Mädchenwelt einst als die Gattin seines einzigen, von ihm heißgeliebten Sohnes begrüßen zu können, nie hatte er es aber gewagt, diesen Wunsch vor dem Markgrafen von Meissen laut werden zu lassen, wozu er eine günstige Gelegenheit abwarten wollte.

Bis sich diese finden würde, benötigte Graf Puthier die Zeit, um die nächste Umgebung des Markgrafen und dessen vertrauteste Freunde für seine Absichten zu gewinnen; auch nahm er jedesmal, wenn er zum Besuche nach Meissen kam, seinen Sohn mit, damit er sich der schönen Fürstentochter bemerklich machen und wo möglich ihre Neigung gewinnen könne.

Graf Werner war ein stattlicher junger Mann, von echt ritterlichem Aussehen, der jedoch, was seine Gesichtszüge betraf, keineswegs mit einem Aeneas oder Achilles verglichen werden konnte; was seinem Gesichte aber an Schönheit und Lieblichkeit der Züge abging, das ersetzte die hohe Vollendung seiner herrlichen Körpergestalt, die an Kraft und Ebenmaß ganz einem Rolandsbilde glich; nicht wie es sich noch steinern auf den Marktplätzen mancher alten Reichsstadt als Zeichen der strafenden Gerechtigkeit erhebt, sondern wie es in seiner Heldenschönheit von dem unsterblichen Dichter geschildert wird. Diese Rolandsgestalt war übrigens auch etwas von einem Rolandgeiste befeelt, wie es im Fortlaufe dieser Blätter an den Tag treten wird.

### III.

Bei einem großen schwelgerischen Bankette, das Markgraf Eckard eines Tages im hohen Fürstensaale des Schlosses zu Meissen seinen ritterlichen Freunden und höheren Vasallen gab, um sich mit ihnen über die verwirrten Angelegenheiten des deutschen Reiches zu besprechen und um ihnen die unerwartet erhaltene erfreuliche Kunde mitzutheilen, daß der von allen so heißgeliebte Kaiser und Oberlehnsherr Otto III. ihre Gegend bald mit seiner hohen Gegenwart verherrlichen würde, stieß der edle Nebensaft nach der Sitte der damaligen Zeit, in reichlichen Strömen.

Das gegenseitige Zutrinken der zechenden edlen Herren wollte kein Ende nehmen und die bekannte Nagelprobe mit ihrem bekräftigenden Verslein war mehr als ein Mal zu Ehren hochgeachteter Personen und des edlen Burg Herrn selbst versucht worden, als endlich nach Sitte und Gebühr der Wecher auch zum Wohlseyn der fürstlichen Hausfrau und ihrer holden Tochter, die sich beide aus dem Kreise der lärmenden Männer zurück gezogen hatten, geleert wurde.

Dabei wurde nun des baldigen Brautstandes der lieblichen Schwanenhilde erwähnt, und diese Gelegenheit ergriffen Graf Luther's anwesende Freunde, die Grafen Friedrich von Niedburg und Otto von Arnsherg, um den aufgeräumten Markgrafen zu mahnen, es werde bald an der Zeit seyn, sich einen wackeren Eidam zu wählen.

Markgraf Eckard machte hierauf halb trunken und gut gelaunt diesen Herren die scherzhafte Er-

innerung, in seinem Schloßgarten wachsen wohl du-  
sendweise tüchtige Kürbisse, aber keine Kürbisse,  
er müsse daher seine Freunde ersuchen, ihm einige  
tüchtige Ritter, aus welchen er seinen Tochtermann  
wählen könne, zu nennen.

Alle Anwesenden brachten nun den hoffnungs-  
vollen jungen Grafen Werner in Vorschlag und  
überhäuften ihn und den anwesenden Grafen Lu-  
ther von Waldeck, mit Lob und Ruhm.

Diese Einstimmigkeit besiegte den Markgrafen,  
der sich anfangs zwar dagegen etwas gesträubt hatte,  
und Schwanebild wurde von ihm feierlich mit  
Wernern, dem jungen Erbgrafen von Waldeck  
verlobt, ja, der Markgraf versicherte endlich sogar  
bei seiner Ehre, daß kein Anderer, als dieser sein  
Schwiegersohn werden solle.

Viele Männer von hohem Stande waren Zeu-  
gen dieses Versprechens und hochvergnügt hinter-  
brachte Graf Luther seinem Sohne, der die Prin-  
zessin leidenschaftlich liebte, den Muth aber noch  
nicht gehabt hatte, es ihr zu gestehen, diese  
frohe Botschaft.

#### IV.

Bei dem Besuche, den einige Wochen später  
Kaiser Otto IV. dem Markgrafen Eckard zu  
Weissen abstattete, lernte auch dieser erhabene Fürst,  
der damals noch unvermählt war, die reizende  
Schwanebild kennen und ertheilte ihren seltenen  
Vorlesungen bei ihrem Vater das verdiente Lob.

Markgraf Eckard, der seinem Kaiser auf das Innigste ergeben war, stellte sich, verleitet durch Ottos Lobreden, im Geiste die Wonne, dessen Schützervater zu seyn, so verführerisch vor, daß es ihn alsbald reute, dem Grafen Werner von Waldeck sein Wort gegeben zu haben und er beschloß, dieselb ihm obnehin im Taumel der Tafelfreude listig entlockte Versprechen rückgängig zu machen.

Als Werners Vater von dieser Sinnesänderung Eckards Nachricht erhielt, nahm er sich seiner Eides vor, alles anzuwenden, um die Absichten des Markgrafen zu hintertreiben.

Otto und Eckard zogen bald darauf nach Italien und die gefürstete Abtissin Mathilde zu Quedlinburg, des Kaisers Tante, wurde unter dessen zur Reichsverweserin Deutschlands bestellt, zu dieser hohen Frau wurde die Prinzessin Schwanebilde von ihrem Vater im Geheimen gebracht, um bis zu seiner Rückkunft verwahrt zu bleiben.

Graf Werner ruhte aber nicht, bis er den Aufenthaltsort seiner Geliebten, die ihm vom Markgrafen vor dessen Abreise nach Italien rund abgeschlagen worden war, auskundschaftet hatte.

Der bitterste Groll gegen den wortbrüchigen Markgrafen erfüllte seine Brust und da er Schwanebilde vermöge Eckards feierlicher Zusage, einmal als seine angelobte Braut betrachtete, so beschloß er, sie von Quedlinburg mit List zu entführen.

Eine gute Gelegenheit zur Ausführung dieses gewagten Entschlusses zeigte sich, als Frau Mathilde Schwerzlingen, II. Bsp.

sich nach Dornburg an der Elbe begab, wohin sie eine Versammlung der Reichsfürsten ausgesprochen hatte, um wichtige Landesangelegenheiten zu verhandeln und wodurch die Prinzessin, die in Quedlinburg blieb, sich ihrer mächtigen Beschützerin beraubt sah.

## V;

Die zur Ausführung der Gewaltthat bestimmte Nacht brach an und die schmalen, langen und hohen Gänge des Schlosses zu Quedlinburg entvölkerten sich mehr und mehr, wie sich seine stillen Bewohner zur Ruhe begaben.

Graf Werner von Waldeck und seine Getreuen standen wie verkappte Schnapphähne und lichtscheue Buschklepper auf der Lauer und beschauten prüfend die seltsamen Schattengestalten, die noch zuweilen hinter die bemalten Scheiben der Epispögenfenster auftrauchten und dann und wann wie Gespenster leicht vorüber huschten.

Mit dem Schläge der eilften Stunde war in den hohen und weiten Schlosshallen die stille schauerliche Oede der Nacht eingetreten und jetzt überstieg Graf Werner mit seinen auserlesenen Gefährten, alle leicht bewaffnet und bis zur Unkenntlichkeit verummumt, die klasterböhen, hier und da beschädigten Ringmauern des Gartens.

Im Inneren des Hauses betrat er das erste, ihm vorkommende Gemach und ließ sich von deren Bewohnerin, einem älternden Mädchen, dem unter

harter Drohung mit vorgehaltenem Dölsche Ruhe und Stillschweigen geboten wurde, das Zimmer Schwanehildens weissen. Hier bemächtigte er sich der erschrockenen und hilferufenden fürstlichen Jungfrau, verließ mit ihr das Schloß und kam glücklich mit der geliebten Beute auf Waldeck an.

## VI.

Raum waren die nächtlichen Dirnenräuber abgezogen, so widerhallten die Mauern des Hauses von dem Beh- und Rachegeschrei seiner Bewohner und ein Eilbote ward unverweilt abgeschickt, um Frau Mathilden von dem Vorfalle in Kenntniß zu setzen.

Diese fürstliche, nichts ahnende Dame erschrock auf das Heftigste, als sie die böse Kunde vernahm und sie bath mit Thränen in den Augen alle in Dornburg anwesende Fürsten, die Frechen ungesäumt zu verfolgen, sie gefangen zu nehmen und ihr die Prinzessin, die ihr vom Markgrafen anvertraut worden war, wieder zu bringen.

Sogleich schwangen sich viele Ritter mit ihren Reisigen auf die schnellsten Rosse und suchten auf die kürzesten Wege die Entführer einzuholen, bevor sie das Schloß Waldeck erreicht haben würden. Allein schon unterwegs erfuhren sie, daß die Verfolgten mit ihrer Beute bereits in der Burg angekommen wären und daß diese mit einer entschlossenen Mannschaft und sehr festen unersteiglichen Mauern versehen sei. — Sie kehrten also unverrichteter Dinge zurück.

Da Graf Luther von dieser unseligen und gewagten Unternehmung seines Sohnes nichts wußte und wegen den bösen Folgen, die daraus entstehen konnten, sehr beunruhigt war, so bezog er sich unverweilt mit den Rittersn Alsfried und Dietmar, zwei ansehnlichen Lehmannern des Markgrafen, nach Waldeck, um die Gesinnungen der geraubten Braut seines Sohnes zu erforschen und ihr die Freiheit zu erwirken.

Erlte sich zeigen, daß die Prinzessin Schwanenbilde gegen ihren Willen von Werner entführt worden sei und mit Gewalt von ihm auf Waldeck zurück behalten werde, so war Luther fest entschlossen, sie seinem verweanten Sohne selbst mit Gewalt zu entreißen und ihrer fürstlichen Beschützerin zu übergeben; im Gegentheile aber war er weit entfernt, das Fräulein gegen ihren Willen nach Quedlinburg zurück zu führen.

Schwanenbilde war Anfangs gegen ihren Entführer, der sich ihr erst in Waldeck's Mauern zu erkennen gab, seiner tollkühnen That wegen, sehr aufgebraucht; nach einigen Tagen des Nachdenkens aber legte sich nach und nach ihr Unmuth und sie beschloß auf Werner's dringende Bitten auf Waldeck zu bleiben, weil sie einmal als seine bestimmte Braut allgemein im Lande ausgerufen worden und sein Verderben unvermeidlich war, wenn sie ihn verlassen und die ihr zugefügte Gewaltthatigkeit zur Sprache bringen sollten. Er mußte ihr aber dagegen die feierlichste Versicherung geben, sie bis nach ihrer vollzogenen Verbindung so zu behandeln, wie



ein edler Mann es einer Fürstentochter und ehrbaren Jungfrau schuldig ist.

Graf Werner gab im höchsten Entzücken die verlangte Zusage, ließ seine hohe Braut von ehrsamten Matronen, die er dazu eigens herbei gerufen hatte, bedienen und betrat nie ihr Gemach, ohne vorher ihre Einwilligung erhalten zu haben.

Mit freudigem Erstaunen vernahm daher auch der besorgte Graf Luther, nachdem er bei Schwanehilde die unüberleale Handlung seines aufbrausenden Sohnes nach Mäßigkeit durch die Heftigkeit seiner leidenschaftlichen Liebe zu entschuldigen gesucht und sich die Bekanntmachung ihres Entschlusses erbeten hatte, ihren Ausspruch: sie wolle lieber in Waldeck bleiben, als nach Quedlinburg zurückkehren.

Die Abgeordneten verfügten sich daher wieder dahin zurück und meldeten der Aebtissin Mathilde den schlechten Erfolg ihrer Sendung.

Diese aufgebrachte fürstliche Frau machte nun die Sache bei dem zu Dornburg versammelten deutschen Fürstenrathe anhängig, der auch alsogleich über die Maßregeln berathschlugte, die zur Befreiung der geraubten Prinzessin und zur Bestrafung ihres verwegenen Räubers und seiner Konsorten zu ergreifen wären.

Das Ergebniß dieser Verathung war der Ausspruch, es solle ein Gerichtstag in Magdeburg ausgeschrieben und der Graf Werner von Waldeck mit allen seinen Helfersbelfern dahin vorgeladen und ihm bedeutet werden, sich mit der frevelhaft

geraubten Prinzessin dort auf eine für die Frauenräuber schmerzliche Weise einzufinden, oder gewärtig zu sein, in die doppelte Reichsacht erklärt zu werden.

Eine außerordentliche Volksmenge war in der Zwischenzeit nach Magdeburg geströmt, um den Erfolg dieser ersten Vorladung und das seltene Schauspiel abzuwarten, das dadurch verursacht werden würde.

Von den Bitten Schwanebilds, den Befehlen seines Vaters und den Vorstellungen seiner Freunde besiegt, beschloß Graf Werner nach langem Schwanken sich in sein hartes unvermeidliches Geschick zu fügen und sich der demüthigenden Formlichkeit, die ihm von der Fürstenversammlung vorgeschrieben worden war, zu unterwerfen.

## VII.

An dem festgesetzten Tage saß der versammelte hohe Rath unter dem Vorfige der ehrwürdigen Reichsverweserin auf dem großen Marktplatz zu Magdeburg öffentlich und feierlich zu Gericht.

Diese große ansehnliche Stadt wimmelte von schaulustigen Menschen, die aus allen umliegenden Gauen sich eingefunden hatten. Der hohe Standesherr, wie der gemeine Landmann, fürstliche Frauen, wie niedrige Mägde, Alt und Jung, Alles hegte dieselben Gefühle der Neugierde und einer theilnehmenden bangen Erwartung.

Und in der That rechtfertigte der sonderbare Zug, der sich dem weiten Gerichtsplatze zur bestimm-

ten Stunde in feierlichen langsamen Schritten näherte vollkommen die gespannte Erwartung dieser tausendköpfigen gaffenden Menge

Die städtischen Frohnknechte gingen in ihrer ernsten, halbgrauen und halbrothen Kittstracht mit blinkenden Hellebarden bewaffnet, voran, um dem Zuge zwischen der drängenden Volksmasse Bahn zu machen; dann kamen die obrigkeitlichen Zinkenbläser und Stoßpfeifer mit gedämpften Instrumenten, die noch überdies mit Stroh umwunden waren, der Rathspauker mit Reissigbündeln statt der Schlägel und die Funfttrommler, deren kurze Rungen (Trommeln) mit Rühhäuten überzogen waren.

Ihnen folgten mehre mit Ochsen und Eseln als unedlen Zugthieren bespannte Küstwagen, welche die mit schwarzem Tuche bedeckten Waffen aller Edlen enthielten, die dem Grafen Werner in seiner unermittelichen Unternehmung Beistand geleistet hatten.

Vier barfuß einher schreitende waldbedätsche Reissige trugen auf ungehobelten Holzschilden Werners Helm und Schild, sein Brustharnisch, sein Schwert, seine Sporne und Eisenhandschuhe; Alles mit schwarzem Flor behängt und auf Heu und Stroh gelagert.

Diesen vier gräulich waldbedätschen Dienstmännern folgte paarweise eine Schaar ebenfalls unbeschuhter Häßender; kräftige hohe Männergestalten von adeliger Haltung und mit kühnen Blicken, deren ganze imposante Persönlichkeit gegen das armselige Geand, womit sie bekleidet waren, grell abstach. Es waren Werners Freunde und Mithelfer an der räuberischen Frevelthat.

Nach ihnen erschien Graf Werner und die Prinzessin Schwanhilde.

Werner war ganz wie seine Vornänner gekleidet, in bloßen Füßen mit einer, um die Lenden mit einem Stricke zusammengeschnürten groben Rutte von grauer Farbe, sein mit Asche bestreutes Haupt war entblößt und wild umflatterten die langen schwarzen Locken ein Gesicht, das einen heftigen Seelenkampf verrieth, einen Kampf, dessen Ausbruch nur ein Blick Schwanhild's und ein dann und wann von ihren holden Lippen ihm zugesüßertes und besänftigendes Trostwort zurückzuhalten vermochte.

Diese holde Junafrau dagegen prangte in der Fülle ihrer hohen Lieblichkeit und Hobeit; sie war ätherlich aber sehr einfach gekleidet und der mit Gold und vielfärbigem Federschmuck prangende herrliche Zelter, den sie ritt, zeigte deutlich, daß man bestiegen gewesen war, den Glanz und den Reichtum, den sie selbst zu tragen verschmäht hatte, an diesem edlen Thiere zur Schau zu stellen.

Graf Werner führte den stolzen Zelter des Bräuleins am Zügel und an der rechten Seite dieses Rosses gingen sechs reich gekleidete markgräfliche Leibknechte im reichen Gewamse einher.

Als der abenteuerliche Zug vor der offenen Gerichtstafel stille hielt und der Augenblick nahe war, der die Geraubte von ihrem Entführer trennen sollte, schien auch Werner's erzwungene Ruhe und die Ergebenheit, womit er bisher sein beschämendes Geschick getragen hatte, dahin zu seyn.

Da die Prinzessin seinen innern Kampf wahrnahm, so beschwor sie ihn mit leiser, nur ihm vernehmbarer Stimme zum letzten Male sich zu fassen und ihr zu Liebeden Vermuthstich seines Mißgeschicks ganz zu leeren. Diese Aufforderung gab ihm auch die Kraft, seine schwierige demüthigende Aufgabe vollkommen zu lösen.

## VIII.

Als der Graf Werner dem Reichs- und Gerichts Herolde die gewöhnlichen und üblichen Vorfragen nach Gebühr beantwortet hatte, trat er, wie ihm befohlen wurde, vor, und übergab dem dazu bereisestehenden Grafen Friederich von Hohenstein und einigen adeligen Frauen knieend die geraubte hohe Jungfrau, die auch alsogleich nach Quedlinburg zurück gebracht wurde.

Als Werner sie scheiden sah, schien ihn auch seine Besonnenheit verlassen zu wollen; wild fing es in ihm zu toben an und mit dem lauten Rufe »gebt mir die Braut zurück!« wollte er ihr, Alles um sich vergessend, nachstürzen, als noch aus weiter Ferne ein zurückgeworfener bittender Blick der Scheidenden ihn wieder zu sich brachte.

Mit hochgehobenem Haupte und festem Tritte machte er nun einige Schritte vorwärts, um sich der großen Gerichtstafel zu nähern. Hier warf er einen stolzen Blick auf die daran sitzenden Fürsten und Herren und ließ sich dann, wie ihm vorgeschrieben worden war, auf die Kniee nieder, bath mit lauter Stimme um Schonung und Gnade, »weil, so sagte

er, mir dieses also vorgezeichnet ist — auch gelobe ich, so freches Unternehmen, nämlich, daß ich die mir zugesagte Braut eigenmächtig heimgebracht habe, nimmermehr zu wagen und in Zukunft wie ein ehr- und zuchtiliebenden Mann zu wandeln und zu leben.

Hierauf legten die anwesenden Herren und Fürsten, besonders sein Vater Graf Luther und sein ehrwürdiger Oheim, Herr Ditbmar von Merseburg für ihn bei der edlen Reichsverweserin Vorsprache ein und erbathen dem Reumüthigen Gnade und Vergebung.

Als ihm und seinen Helfershelfern diese zugesagt worden war, wurden ihnen auf Befehl der Reichsverweserin die ritterlichen Waffen zurück gegeben und Allen gestattet, das demüthige Busigewand, worin sie gekommen waren, abzulegen und im stolzen Kriegerschmucke von dannen zu ziehen.

## IX.

Graf Werner von Waldbec zog sich nach diesem schmerzlichen und demüthigenden Austritte auf seine Felsenburg Waldbec zurück und that das Gelübde, unvermählt zu bleiben, wenn ihm Schwasternehilde zur Gattin und Hausfrau nicht beschieden sein sollte.

Diese verlebte ihre Tage in stiller Zurückgezogenheit unter dem Schutze der ehrwürdigen hochbejahrten Frau Mathilde zu Quedlinburg, der Rückkehr ihres Vaters aus Italien harrend

Nach Jahresfrist starb diese welterfahrene Frau, die in den deutschen Reichsangelegenheiten ihrer Zeit, eine so wichtige Rolle gespielt hat; darum eilte der Markgraf Eard ohne Verzug aus dem fernen Welschland herbei. Bei seiner Rückkunft erneuerte er aber den Schwur, den er gethan hatte, als ihm die Nachricht des Raubes seiner Tochter zu Ohren gekommen war, daß er nimmermehr einwilligen werde, sie Wernern zum Weibe zu geben, wodurch jede Hoffnung schwand, die dieser bisher noch genährt hatte, Schwanehilde die Seine nennen zu können.

Allein auch die Prinzessin schlug standhaft jede andere Verbindung aus und so oft der Markgraf und ihre Brüder deshalb in sie drangen, gab sie die Antwort, ihr Vater sollte ibretwegen kein Wortbrüchtiger werden und das wäre er, wenn sie die Gattin eines andern Mannes als Werners von Waldeck würde, dem er sie feierlich zugesagt hatte.

Werner mußte in der That bis nach dem Tode des Markgrafen, durch eine Zeit von 40 ewig langen Jahren nach Schwanehilds Besitz schmachten, dann erst wurde sie seine Gattin. Sein Eheglück war aber von kurzer Dauer, denn sechs Jahre nach seiner Verheirathung im Jahre 1014 starb seine geliebte und kinderlos gebliebene Schwanehilde nach einer kurzen Krankheit.

## X.

Um seinen Schmerz im Getümmel der Welt zu überdäuben, zog der trauernde Witwer nach Schwa-

ne hilde n s Hinscheiden nach Polen, wo sein starker Arm der Sache des bedrängten, in der Zwischenzeit zur Regierung des deutschen Reichs gekommenen Kaisers Heinrich II. mit dem Beinamen des Frommen wider den kriegslustigen unruhigen Herzog Bolleslaw großen Vorschub leistete.

Nach zwey Feldzügen kehrte er halb getrübet in sein Vaterland zurück und setzte hier seine kriegerischen Uebungen in friedlichen Kampfspielen, woran es damals nicht mangelte, fort.

Auf einem großen Turnier zu Mühlhausen hatte unser mannhafte Graf Werner und der tapfere Albei von Spiegelberg, sein innigster Freund und einer seiner ersten Vasallen, die Trophäen des Tages errungen,

Bei dem üblichen feierlichen Bankette, das, wie es gewöhnlich nur am Abende dieses Tages im großen Saale des Rathhauses statt fand, lenkte Albei die Aufmerksamkeit seines neben ihm sitzenden Freundes, auf ein unweit von ihnen sich befindliches Fräulein mit dem ermunternden Beisage, Werner möge doch die wunderbolde Reinilde von Reichlingen sich näher ansehen, denn sie sey — wahrlich! die Königin aller anwesenden Schönen, und an Körpergestalt und Gesichtszügen eine Doppelgängerin der gestorbenen Frau Schwanebild. Sogar der Namen beider edlen Frauenbilder sey beinahe ein und derselbe — Schwanebild, Reinilde, der Schwan sey das Bild der Reinheit und ohne Reinheit ein Schwan nicht denkbar.



Die Mühen und Ehren des Tages, das Gewirbel der lärmenden Tafelmusik und das Feuer des reichlich genossenen edlen Rebensoftes, Alles hatte Werners Blut in eine heftige Wallung gesetzt. Albeis Rede wirkte daher mächtig auf ihn, seine Augen suchten das bisher von ihm unbemerkt gebliebene holde Fräulein von Weichlingen und ein flüchtiger Blick überzeugte ihn, daß die Bemerkung seines Freundes Albei nur zu richtig war.

Dieser Augenblick entschied auch über Graf Werners ganze Zukunft. Albeis arglose Anforderung war der Funke, woran sich ein Brand entzündete, der nur mit dem Leben seines Freundes und Lehnsherrn erlosch.

Eine heftige Leidenschaft für Reinilde von Weichlingen hatte sich Werners bemächtigt und ohne sich erst lange wie ein unhärtiger Seladon um die Gunst der jungen Gräfin zu bewerben, beschloß er gerade auf sein Ziel los zu gehen.

Er begab sich daher nach einigen Tagen schon nach Weichlingen, um bei Reinbildens Mutter, der verwitweten Gräfin, um die Hand des Fräuleins zu werden.

Er erhielt aber zu seinem großen Verdrusse von der Gräfin den Bescheid, daß Reinilde sich ohne Einwilligung ihres Oheims nicht vermählen dürfe, an diesen möge sich Graf Werner daher mit seinem Begehren wenden. Wenn es ihm gelänge, die Einwilligung dieses Herrn zu erbalten, so werde er ihr ein willkommener Schwiegersohn seyn.

Da Graf Werner dem alten Grafen von Weichlingen im Kriege gegen die Böhmen und Polen tapfere Dienste geleistet hatte, so begab er sich unverweilt nach dem kaiserlichen Hoflager und hielt um die Erbgräfin von Weichlingen an.

Alein der Obelin wollte zu Werner's Ver- fremden in diese Vermählung nicht willigen, weil er Reinholden's Hand und reiches Besitztum einem Andern zugebach hatte. Er suchte jedoch seine Ab- weisung nach Möglichkeit zu beschönigen, indem er vorschlugte, sein Wort wegen Reinholden's Be- sitz schon gegeben zu haben.

## XI.

Werner, erbittert über diese unerwartete Ab- weisung und entschlossen, das Fräulein trotz aller sich dagegen zeigenden Hindernisse heimzuführen, berieth sich nun mit seinen Freunden über die Maß- regeln, die zur Erreichung seines Zweckes zu treffen wären und es durften diese nicht viel Ueberredungs- kunst anwenden, um ihn dahin zu bringen, sie mit Gewalt zu nehmen.

Von seiner ersten Liebe her bekannt mit solchen Thaten begab er sich mit einer Schaar vertrauter Vasallen in einer finstern Nacht nach Weichlingen, erstieg glücklich die Burg und bemächtigte sich der jungen Gräfin (1014) auf eine gleiche gewaltthätige Art, wie er einst Schwanehilde entführt hatte.

Reinhilde eben so wenig wie damals Schwane- hilde von dieser Untenehmung benachrichtigt,

erheb ein lautes Geschrei, so daß die Bewohner der Burg erwachten und die Waffenknechte herbei gerufen wurden, um die Tochter ihrer Gebietherin zu retten.

Graf Werner versetzte aber dem Anführer der Burgreißigen, der sich ihm wacker entgegenstellte, als er die junge Gräfin eben fortschleppte, einen so fürchterlichen Hieb, daß der Getroffene bewußtlos zu Boden stürzte. Der Graf konnte daher seine Beute glücklich aus der Burg Weichlingen bringen.

Da aber eine von den Dienstmädchen der jungen Gräfin ihn gebethen hatte, sie auch mitzunehmen und nicht von ihrer geliebten Herrin zu trennen, so trug Graf Werner, als er sich mit seiner Beute außer der Burg in Sicherheit sah, dem treuen Albei von Spiegelberg auf, sich zum zweiten Male in die Burg zu begeben, um die jammernde Dirne zu holen.

Albei stürzte, ohne die Gefahr, der er sich aussetzte, zu erwägen, wieder in die Burg; hier wurde er aber von allen Seiten umrungen und sah sich genöthigt, den außerhalb der Mauern auf ihn harrenden Grafen Werner mit lauter Stimme zum Beistand herbei zu rufen.

Der Graf kam schnell herbei gestürzt, aber zu spät, der tapfere Albei sank von unzähligen Streichen getroffen zu Boden, ehe er gerettet werden konnte. Blutig rächte Werner nun seinen erschlagenen Freund, der auf sein Geheiß dem Verderben entgegen geeilt war. Drei Weichlinger wälzten sich neben Albei in ihrem Blute.

Während dieses Nachkampfes hatten die Burgleute Zeit gehabt, das Thor der Burg zu schließen, so daß Graf Werner gefangen war. Man fiel nun mit vereinter Kraft über ihn her, und ein Knappe brachte ihm eine sehr tiefe Wunde bei. Dafür aber spießte ihn Werner mit seiner mächtigen Lanze in höchster Wuth an die Wand und rief: keiner möge es noch wagen, ihm nahe zu kommen, wenn er dem Gespißten nicht Gesellschaft leisten wolle.

Schon waren seine Leute mit dem Fräulein auf dem Wege nach Waldeck und er sah keine Möglichkeit zu entkommen, weil die Thore der Burg nicht nur verschlossen, sondern auch von Bewaffneten bewacht waren.

Er stieg daher vom Pferde, und sprang auf die nächste Mauer, indem er aber auf deren Außenseite hinabklettern wollte, fiel ein lockerer großer Stein hinter ihm herab, der ihn so stark querschnitt, daß er viel Mühe hatte, Einige seiner Reifigen, die ihn erwarteten, zu erreichen. Diese konnten aber seine bedeutenden Wunden der nahen Gefahr wegen nur sehr nothdürftig verbinden und luden ihn auf ihre Schultern, um ihm forzuhelfen.

## XII.

Mühsam trugen ihn diese treuen Knechte bis in die Nähe der nachbarlichen, damals kaiserlichen Burg Wendelstein an der Unstrut, deren Ruinen noch auf dem Gipfel des Orlaßberges, eine Bierde der reizenden guldnen Au, herabschauen.

In dieser malerischen Gegend blicken das Städtchen Wiebe, das Kloster Rosleben, Wolmirstadt und zahllose Dörfer und Schlösser auf diese Schloßhöhe, von der man auch im röthlichen Schein des Abends mit hellleuchtendem Gewande des fernen Kiffhäuserberges schauerliche Reste sehen kann.

Hier wurde des Grafen schlecht verbundene Wunde aber so schmerzhaft und seine Lage so bedenklich, daß er in die Wohnung des kaiserlichen Aufiebers, eines zu dem Schlosse Wendelstein gehörigen Meierhofes, gebracht werden mußte, wo er mit einigen Knechten willig und gastfrei aufgenommen wurde. Die Uebrigen eilten mit Reihbilden davon, wendeten sich bald da bald dort hin, um vor Verfolgung sicher zu seyn und erreichten nach einer mühsamen Reise die Burg Baldbeck, wo man ängstlich der Ankunft des Burgberren entgegen sah.

Der Hofmeier Jobst, der den schwer verwundeten Grafen aufgenommen und erkannt hatte, verrieth dem Kaiser den Aufenthalt des Kranken.

Der sehr erzürnte Fürst beschloß den Grafen nach Merseburg, wo sich damals der Hof aufhielt, bringen und nach kurzem Gerichte Andern zum schreckenden Beispiele die ganze Schärfe der Geseze fühlen und hinrichten zu lassen.

Auf des Kaisers Befehl mußten sich die Grafen Bernhart von Askanien, Gunzelin von Meissen und Wilhelm von Weimar mit ihren Vasallen noch in der Nacht zu Wernern verfügen. Da dieser aber sehr leidend war, verbat er sich ihre Gegenwart an seinem Krankenbette. Man machte

ihm nun die Absicht ihrer Sendung, nämlich daß sie ihn nach Merseburg bringen müssen, bekannt.

Hierauf ließ der schwer Verwundete den Grafen Wilhelm von Weimar, der sein Freund war, grüßen, den Uebrigen aber wissen, daß sie ihn, so lange er ein Schwert oder einen Dolch heben könne, nicht lebendig fortführen würden.

Wilhelm von Weimar begab sich nun allein zu ihm, verband seine Wunden und ließ, da es unmöglich war, den Leidenden dem kaiserlichen Befehl zu Folge nach Merseburg zu bringen, ihn in das zunächst gelegene Dorf Allerstädt \*) tragen und daselbst in einem neu ummauerten Hause gut bewahren. Auch gab er Befehl zu seiner besten Pflege und verfügte sich hierauf zum Kaiser zurück.

Auch Herr Dithmar von Merseburg, Berners Oheim, wurde zum Kaiser gerufen und erfuhr mit großem Schmerz, was sein Nefte neuerdings verbrochen hatte.

Dieser ehrwürdige und bei dem Oberhaupte des deutschen Reiches in hohem Ansehen stehende Mann konnte indessen den erzürnten Fürsten nicht besänftigen. Die Sache wurde vom Kaiser den versammelten Fürsten vorgelegt und diese erließen den merkwür-

---

\*) Allerstädt liegt gegenüber von der Burg Wendelsheim an der Unstrut und hatte damals ein festes Schloß. Harnidus und Hirsfridus kommen schon im Jahre 1180 als Herren desselben vor. Im XV. Jahrhunderte besaßen diesen Ort die Herren von Witzleben.

digen Auspruch: »man solle sich aller Besitzungen des doppelten Frauenräubers bemächtigen, die Gräfinn Reinhilde von Reichlingen zurückfordern, alle Theilnehmer an der Gewalthut vorladen und wenn sie sich nicht stellen sollten, für vogelfrey erklären. Würde Graf Werner genesen und es fände sich, daß er die Gräfinn wider ihren Willen entführt hatte, so sollte er enthauptet werden; wäre es aber mit ihrer Einwilligung geschehen, so solle und müsse er sie zur Frau nehmen.«

Der letzte Zusatz bietet Stoff zu manchen Betrachtungen dar. Da es allgemein bekannt war, daß die junge Gräfinn wirklich mit Gewalt und gegen ihren Willen entführt worden war, so wäre der Zusatz eine leere Klausel gewesen, wenn nicht die mächtigen Freunde Werners diese Klausulirung in der Hoffnung durchgesetzt haben, sein Leben zu retten, weil man dem sanften Gemüthe des Fräuleins nicht zumuthete, einen sie so heiß liebenden tapfern Mann dem Tode zu überliefern.

Werner erlebte jedoch diese Untersuchung nicht, er starb schon am dritten Tage an seinen Wunden. Herr Dithmar sorgte für ein ehrenvolles Begräbniß und begleitete selbst Werners Leiche nach Waldeck, wo sie neben jener der einst so heiß geliebten Schwaneilde beigesetzt wurde.

Was aus der holden Reinhilde von Reichlingen geworden, darüber schweigen die Quellen, aus welchen diese geschichtliche Mittheilung geschöpft wurde.

---

## Die Jungfrau am Karner.

Novelle.

Kühler Nasen überschleiert  
Goraskam der Verweisung Spur,  
Auf des Moders Halle feiert  
Frühlingsfeste die Natur.

Calio.

### I.

Es war am Mittwoch vor der Herrenfastnacht des Jahres 1195; gerade drei Jahre später, als der unbesonnene Beleidiger Herzog Leopold des Tugendhaften in Palästina, der tapfere Brittenkönig Richard Löwenherz in einer Schenke \*) zu Erdburg, wo die heutige Vorstadt ist, gefangen genommen wurde, daß in der offenen Werkstätte des Waffenschmieds Volkmar Treulanger, bei dem Freisingerhofe \*\*) zu Wien, dessen Werkge-

\*) In der Chronik des Otto von St. Blasien wird die Hütte, worin die Gefangenschaft geschah, diversorium (Kneipe) genannt.

\*\*) Auf dessen Grund im Jahre 1773 das große Trattner'sche Haus am Graben erbaut wurde. Der Freisingerhof wurde im zwölften Jahrhunderte von dem Bischofe Otto von Freisingen angelegt, welcher ein Bruder des Herzogs Heinrich Jasomirgott war und unter dem Namen Otto von Freisingen (Otto Frisingensis) eine schätzbare Chronik seiner Zeit geschrieben hat.



selben und Lehrlinge in Gegenwart des Meistersohnes Erhard ein munteres Gespräch führten.

Die vergangenen und noch bevorstehenden Fastnachtsfreuden waren der Gegenstand ihrer Unterredung; denn aus dem ganzen Ostlande und der nachbarlichen Steiermark, aus Mähren und den ungarischen Grenzgaueu, hatte sich eine zahlreiche Ritterschaft in der aufblühenden Stadt Wien eingefunden, theils mit dem wackern Herzoge Leopold eine Zusammenkunft abzuhalten, theils mit den schon damals ihres Liebreizes wegen bekannten Frauen und Jungfrauen dieser Stadt eine lustige Fastnacht zu feiern.

Da der strenge Wissenmeister Volkmär eben abwesend und seinen Randleuten nachgegangen war, so fanden sich seine Gesellen und Lehrlinge allein; denn der gute, stille Erhard that ihnen keine Einwendung. Sie benutzten diese zwanglose Stunde gewöhnlich zu manchem kurzweiligen Schnickschnack, der dieß Mal, der herrschenden frohen Zeit wegen, lauter und ausgelassener als sonst getrieben wurde.

Ihre lustigen Sprüche und Lieder verstummten aber plötzlich, um einen Ankömmling von abenteuerlichem Aussehen, der unvermuthet in den plaudernden Kreis trat, zu bewillkommen.

Es war der damals im ganzen Wienerstädthen wohlbekannte Schalksnarr, Josias Hahnentritt, der in einem grauen, weiten Mantel eingehüllt und den Kopf mit einer schwarzen Gugel verumhüllt, dahergegangen kam und in der Werkstätte an einen ihm eigenthümlichen Pfliff erkannt wurde, womit er jedesmal seine Erscheinung, wie in un-

fern Tagen Polichinello die seine, anzumelden pflegte.

Dieser Josias Hahnentritt war ein gar sonderbarer Kauz, ein sogenannter Gevatter der ganzen Welt, ein Allemannsvetter und ein wahrer Hans in allen Gassen. So wie er alle Bewohner der Stadt genau kannte und jeden auf seine Weise narnte, so war er selbst Jedermann bekannt und war ein Gegenstand des allgemeinen Muthwillens. Seine Vermögensumstände waren eben so eigenthümlich; er besaß nämlich Alles und Nichts, Alles, weil Jedermann ihm gerne zu essen und zu trinken gab, wenn ihn hungerte und dürstete und Nichts, weil er wie der neue Adam, treuwörtlich ein omnia secum portans war.

Gleiche Verwandtniß hatte es mit seiner Wohnung, die er nirgends hatte, aber überall fand. Nicht anders verhielt es sich mit seinem Wissen; er wußte Alles und Nichts, d. h., von Allem etwas, und im Ganzen nichts. Dieser sonderbare Patron war es, der sich ver mummt in die Werkstätte einstellte.

»Ei seht doch den verkappten Schelm!« rief der Altgeselle, als er den Hahnentritt erkannte, »ich glaube gar, der alte Bursche will Kinderschreien mit uns spielen. Herunter mit der Faschnachtsmumme!«

Nach diesen Worten stürzten Alle auf den Verkappten zu und suchten ihm die Kappe und den Mantel zu entreißen. Nur der Meistersohn Erhard war sitzen geblieben und bemühte sich verge-

weg  
dich  
Str

den, den Muthwillen der Gesellen durch ermahnen-  
de Worte Schranken zu setzen.

»Bleibt mir vom Leibe!« rief Hahnentritt,  
sch nach Möglichkeit gegen den vereinten Angriff von  
einem halben Duzend baumstarker Burschen wehrend,  
ich will in meiner wahren Gestalt vor euch hintreten.  
urück!«

Man ließ ihn los, — Hahnentritt warf  
erauf die Vermummung ab und stand da in einer  
schwarzen enganliegenden Kleidung von grobem Lei-  
nzeug, worauf mit Kreide weisse Streifen gezogen  
waren, so daß er vollkommen ein menschliches Ge-  
sicht darstellte. »Kennt ihr diesen Klapperdürren  
nicht?« rief er den über diesen unerwarteten und  
er frohen Laune keineswegs zusagenden Anblick et-  
was betroffenen Gesellen zu; »kennt ihr ihn?

Die Dichter nennen ihn Freund Hein —  
Die Kindermuhmen Klapperbein.

Kommt herbei und umarmt mich! Nicht wahr,  
graust euch doch etwas? Echt mich nur genau  
Erinnert ihr euch noch der Worte des Dichters?

Hab weder Lung' noch Leter,  
Und Augen wie die Gräber,  
Die Nase ganz, auch beide Ohren  
Seit Olims Zeiten schon verloren.«

»Ei, so plaudre, und plaudre uns die Ohren  
« unterbroch ihn der Altgeselle. »Was sieht  
an, Wetter, in diesem Aufzug dich auf die  
hen zu wagen und das noch zur Fastnachtzeit,

wo es allenthalben von Menschen wimmelt und die Freude aus jedem Eckstein aufsteigt?«

Du hast es schon gesagt,« entgegnete ihm Hahnentritt, was mich zu dieser Verkleidung bewogen hat: die Fastnacht ist es, gerade die Fastnacht; in ihr hat ja der Sensenmann seine beste Schnittzeit. Hört nur das Geseuse und Gebrause, das Schmausen und Laufen; das Singen und Klingern an allen Ecken und in allen Häusern — wie fallen da strichweise die Menschenleben dahin? Darum schreite ich in dieser Todtenabkonterfeung, ein lebendiges Memento mori einher und mahne und warne leider tauben Obren.«

»In der Fastnacht gilt das Sprichwort: »Kurze Reden und lange Bratwürste« antwortete ihm der Allgeselle, »bei Dir, Klapperhans, ist aber umgekehrt: »lange Reden kurze Würste.« Wenn es Dir mit Deiner Verkleidung um einen Schwanz zu thun ist, so hast du sehr gerechnet. Pack Dich von bannen, Freund Hämmerling, oder wir wollen Dir die Knochen zu Staub hämmern.«

Mit drohender Miene ergriff der Allgesell nach diesen Worten eine Schwerischeide und wies dem Fastnachtmann die offene Thüre der Werkstätte.

»Du übermüthiger Gesell!« fuhr ihn dieser an, »trägst heute die Nase gewaltig hoch und bedenkst nicht, daß sie ihrem Quetscher \*) näher sein, als du es ahnen dürdest.«

\*) In einigen Gegenden Deutschlands wird noch heute ein Sara scherzweise ein Nasenquetscher genannt. Vormalig bestand er aus rohen Bretern ohne Anstrich und war mit einem flachen Deckel versehen. Vorzugsweise wurden Selbstmörder darin begraben.

»Wenigstens wird meine Nase ihren Quetscher nicht eher finden,« sprach der Altgeselle weiter, »als bis ich mir die Lust verschafft haben werde, Dir, Na-  
seweis, die Deinige vorher etwas plattgedrückt zu haben.«

Nach diesen Worten wollte er auf Hahnen-  
tritt zugehen, wurde aber daran vom schweigsamen  
Erhard, dem Meistersohne, der bisher dem gan-  
zen Auftritte ohne scheinbare Theilnahme zugeesehen  
hatte, gehindert.

Erhard ermahnte den Gesellen, die Freiheit  
und Ungebundenheit der Fastnachtzeit nicht allzusehr  
in Anspruch zu nehmen und dem Wetter Hahnen-  
tritt, wie er allgemein genannt wurde, seine düster-spä-  
ssige Verkleidung zu Guten zu halten.

Hierauf kehrte er sich gegen den Rippenmann  
mit der Warnung, seine Verkleidung den Straßen-  
Jungen sorgfältig zu verbergen, wenn er ihnen nicht  
zum Spielballe dienen wolle. Auch beschied er ihn in  
sein Kämmerchen, weil er ihm einen neuen Heller  
zu einem Labetrunk im Markus-Curtius-Lo-  
che am Lugeck\*), welches Hahnentritts Lieb-  
lingschenke und der Hauptummelplatz seiner Possen-  
reißerei war, verabreichen wolle.

Nach diesen Worten hatte Erhard die Werk-  
stätte verlassen und Hahnentritt war ihm ge-  
folgt, nachdem er den zurückgebliebenen Gesellen und  
Lehrlingen ein Schnipphen geschlagen und dabei sei-  
nen sogenannten Leibpfiff ausgestoßen hatte.

\*) Das heutige Haus Nr. 735 am Lugeck führte die-  
sen Namen.

Als beide das Hinterstübchen Erhards betreten hatten, schloß dieser die Thüre ab, gab seinem kühn-  
ern Gebatter, wie er den Vermummten nannte,  
ein Goldstück und hob dann also zu sprechen an:

»Du bist mir als ein listiger Kauz bekannt, Ge-  
vatter, und darum will ich Dir etwas anvertrauen  
und in einer Sache um Rath fragen, die mich betrifft.«

»Spart eure Worte,« versetzte ihm Hahnen-  
tritt, »in diesen Knochenfingern habe ich mehr Tact-  
sinn, wie ein Wurm in seinen Fühlhörnen; diese hob-  
len Augen sehen schärfer, wie ein Geier, der Aas sucht  
und mit den beinernen Nasenlöchern rieche ich feiner  
wie ein Fuchs; darum spart eure Reden, denn ich  
kenne euer Anliegen. — Ihr sollt nach dem Willen  
eures Vaters die Tochter des Metzgermeisters aus der  
Wollzeilvorstadt, die dicke Judith, heirathen; da-  
gegen sträubt sich aber euer Sinn. Da ihr aber ein  
guter Junge und ein braver Sohn seid, so soll ich  
euch wohl die Mittel und Wege weisen, wie ihr euch  
die unwillkommene Braut vom Halse schaffen könnt,  
ohne euren Vater zu kränken?«

»Du hast es haarklein errathen, Freund Hah-  
nentritt,« antwortete Erhard, »und wenn Dir  
das gelingen sollte, so will ich Dir. . . .«

»Versprecht nichts,« unterbrach ihn Hahnen-  
tritt, »der Tod bedarf keiner Verheißung; er holt  
sich seine Beute selbst und wahrlich, ich glaube  
im vorliegenden Falle nicht aus meiner Verklei-  
dung treten zu sollen; denn ich besorge, daß euch  
nur der wird helfen können, dessen Ebenbild ich  
eben vorstelle.«

»Höre nur,« fuhr der Meistersohn fort, »wie ich auf die Meinung verfallen bin, gerade Dich um Rath fragen zu müssen. Du hast meine Mutter, die fromme Frau gekannt?«

»Mehr als gekannt, Meisterlein,« antwortete der Gefragte, »ich habe das alteutsche Weib gekannt und hochgeehrt und beweine noch seinen Verlust, insofern ein Wesen wie ich, etwas hochverehren und beweinen kann.«

»Du hast ein menschliches Herz unter der Narrenjacke,« versetzte Erhard.

»Was Narrenjacke?« frug Hahnentritt, »ich trage, wie ihr seht, die Livree des Todes, statt Goldborten, weiße Rippenstreife.«

»Laß Deine Plappermühle eine Zeitlang stille sein, Vetter,« nahm Erhard wieder das Wort, »und höre mich an. Meine Mutter war, wie Du bist, unerschöpflich in frommen Sprüchen und klugen Lebensregeln, die sie bei jeder sich darbietenden Gelegenheit vorbrachte.«

»Und wobei ich ihr nichts schuldig blieb,« fiel Hahnentritt ein, »wie auch ihr euch dessen noch erinnern müßt; denn ich vergalt ihre Sprüchelein für Saff, versteht sich auf meine Art.«

»Laß mich ausreden,« sprach Erhard weiter, »dann wird die Reihe an Dich kommen. Ein Heiligsprüchelein meiner Mutter war:

In großer Angst und Noth  
Verkehre mit dem Tod.

Damit pflegte sie alle Unglücklichen und Hilfesuchenden zu trösten. Ich, meines Theils, konnte bisher in diesen Worten keinen rechten Sinn finden und hielt sie für einen nichts sagenden Gemeinpruch, wie es deren so Manche gibt.«

»Dieser Sag,« entgegnete Hahnenritt, »ist eine Umschreibung der alten Lehre, den Tod vor Augen zu haben, wie er z. B. jetzt in meiner Person vor euch steht, Meisterlein.«

»Unterbreche mich doch nicht fortwährend,« wies ihn Erhard zurecht. »Ich will mich kurz fassen und dir sagen, daß mir diese mütterliche Todtenmahnung heute bei deinem Anblicke eingefallen ist und daß ich alsogleich den Entschluß gefaßt habe, dich, da du mir heute als Holzmeier erschienen bist, in der Bedrängniß meines Herzens um Rath anzugehen.«

»Ich bin zwar nur ein Aftertod, ein Fastnachtstod, ein Tod mit Haut und Haar und einen solchen wird eure selige Frau Mutter nicht gemeint haben. Laßt mich aber in meiner Rolle vor der Hand etwas verweilen und beantwortet mir eine Vorfrage, ohne welche ich euch in Nichts werde mit Rath und That beistehen können.«

»Hast du eine Scherzfrage zu machen,« bemerkte Erhard, »so behalte sie bei dir, denn ich bin wahrlich zum Späßen nicht gelaunt. Ist deine Frage aber ernst gemeint, so bringe sie vor und ich werde sie dir nach Gebühr beantworten.«

»So sagt mir Meisterlein, wo eure Abneigung gegen eine eheliche Verbindung mit der Metzgerstoch-



ter herrührt. Habt ihr euch etwa in die schöne Larve eines andern Mädchens vergafft?«

»Das ist nicht der Fall, Gevatter, mein Herz ist von Liebe krank und frei.«

»Dann kann ich euch nicht helfen, Meisterlein.«

»Wie so, närrischer Kumpan? — Was hättest du mir aber gerathen, wenn ich für ein anderes Mädchen Liebe gefühlt hätte?«

»Nun, dann hättet ihr euch mit eurer Geliebten auf und davonmachen und die verhasste Braut hier sitzen lassen können.«

»Ei, so möge dich der leibhafte Knochenmann in sein Vierbreiterhäutchen . . .«

»Haltet ein, Meisterlein, ihr faselt! Ein leibhafter Knochenmann ist ein Unding und mit einem solchen will ich es schon aufnehmen. Doch mäsiget euren Grimm und hört mich gelassen an. Nach dem Sprüchlein eurer Mutter soll man sich in Nothfällen mit dem Tode berathen. Den Tod findet man aber nur bei den Todten, folglich am Friedhofe. Wohl an, begeben euch dahin, ihr habt die Wahl zwischen jenem bei St. Stephan nächst der Steiermarkerstraße\*) oder dem kleinen Gottesacker im Eichwalde, überall werdet ihr einen wackeren Todtengräber finden, bei welchem ihr euch Rath\* erholen könnt. Die Leute standen schon im hohen Alterthume im Rufe

\*) Gegenüber der Goldschmiedgasse befand sich damals ein Stadthor, durch welches die Straße nach Steiermark ging.

der Nekromantie und sind noch nicht aus der Art geschlagen. Befolgt meine Worte; Schaden könnt ihr ja dadurch nimmermehr erleiden.«

»Dein Rath hat einen abergläubigen Klang, Vetter Hahnentritt, und seine Befolgung dürfte einem fremden Gemüthe nicht ziemen.«

»Ein frommes Gemüth darf manches wagen, das einem andern nicht anzurathen ist. Versucht immerhin euer Glück und laßt euch durch das Schauerliche des Ortes nicht abschrecken; denn bedenkt den Tag wohl:

Es richtet frisches Leben

Sich an Vernichtung auf.«

»Ich will die Sache überlegen, Vetter, und erblüht mir auf dem Gefilde der Verwesung ein Blümchen der Hoffnung, dann sollst du dir in mir einen dankbaren Freund erworben haben.«

»Recht so, Meisterlein, erst wieg's, dann wag's, lautet ein anderer Weisheitspruch eurer seligen Mutter. Nach acht Tagen werde ich mich bei euch wieder einfinden, aber nicht in diesem Skeletgewande, sondern als — doch ich will nichts ausschwägen. Gehabt euch indessen wohl.«

Nach diesen Worten entfernte sich Hahnentritt mit einem treuherzigen Händedrucke und ließ den Meistersohn nachdenkend zurück.

## II.

Zur Zeit, als sich obiger Austritt zutrug, blühte die weit ausgedehnte Stadt Wien noch ein

beinahe regelmäßiges Viereck, dessen vier Winkel der heutige Heidenstuf bei der St. Pankrazkirche, der Stock-im-Eisenplatz, die untere Spitze des Haarmarktes und die Gegend der Elendbastei nächst dem damaligen Passauerhose bildeten.

Damals stand der fürstlich Esterhazy'sche Pallast in der heutigen Wallnerstraße beinahe hundert Schritte von dem mit Wasser gefüllten Stadtgraben und war ein habenbergisches Jagdschloß, der eigentliche Stock-im-Eisen war noch ein grünender Stamm eines Eichenwäldchens und der übrige Umfang der heutigen innern Stadt bestand abwechselnd aus dichten Waldungen, schönen Weingärten oder blühenden Safranfeldern.

Wo das heutige alte Kärntnerthor seine Steinmassen erhebt, stand in einem dunklen Forste ein schauerliches Weinhaus oder in der Volkssprache ein Karner \*) als Endpunkt eines kleinen Gottesackers, der einen gelichteten Holzplatz einnahm und dessen Trauermäler rund herum zwischen üppigem Gras zerstreut lagen.

Hier wanderte Erhard einige Wochen nach seiner Unterredung mit Hahnentritt, nur halb entschlossen, ob er dessen Einschlag, über seine Zukunft den Todtengräber zu befragen, befolgen sollte.

\*) Vom lateinischen Carnarium. Viel Grund gewinnt hiedurch die Behauptung derjenigen Schriftsteller, die das Kärntnerthor nach diesem Karner, das Karnerthor benannt wissen wollen.

In der Wchäufung des Todtengräbers, die an der äußersten Ecke des ummauerten Leichensfeldes lag und gegen dessen kleinen Umfang sehr geräumig war, herrschte ebenfalls eine Grabesstille und vergebens lauschte der Besucher des Friedhofes nach einem lebenden Wesen.

Noch verweilte er außerhalb der hie und da zerbröckelten Umfriedung und labte sich an der üppigen Vegetation, die das zerfallene Gemäuer umblühte.

Saftiges Garrnkraut streckte neben der zarten Mauerranke und den niedlichen Pflänzchen des heiligen Ruprecht seine fächerartigen Zweige hie und da aus den Steinritzen hervor und überkoll wucherte üppiger Hauklauch, fette Hennen und milchendes Schilfkraut im Schatten höherer Stämme.

Ein »Gott zum Grube« weckte Erhard an den Betrachtungen, worin er allmählig versunken war.

Ein ältlicher Mann innerhalb der Ringmauer war der Grüßende und eine Grabschaukel, die er in seinen Händen hielt, verrieth, daß Erhard den gefunden hatte, dessen Begegnung das Ziel seiner Wanderung war.

Wir übergehen das Gespräch, das dem eigentlichen Ansinnen des Meistersohnes voranging, bevor er es über sich gewinnen konnte, sich und sein Anliegen dem Todtengräber zu erkennen zu geben.

Als der aufmerksame Friedhofsmann, der sich Erdmann Grabmeier nannte, alles vernommen hatte, schwieg er eine Weile und besah sich den Jüngling mit scharf prüfenden Blicken, ob nicht etwa jugendlicher Uebermuth oder frevelhafter Vorwitz es

sei, der ihn zu der Ruhestätte der Hingeschiedenen getrieben habe.

Erhards offenes Auge und unbefangenes, einnehmendes Wesen zerstreuten jeden Zweifel aus Grabmeiers Kopf und machten, daß er dem Vergehren des jungen Mannes nach Möglichkeit Genüge zu thun beschloß.

»Junger Freund,« sprach er zu ihm, »wähne ja nicht, daß ich euch hier mit Prophezeiung, mit Todtenbeschauung oder mit irgend einem Eindringen in das Innere der verborgenen Naturkräfte entgegenkommen werde, keineswegs; mein wenigcs Wissen übersteigt die uns von der Vorsehung gesteckten Grenzen nicht; nur etwas Lebensklugheit, Welterfahrung und eine praktische Berechnung aus dem Gebiete meines traurigen Berufes sollen von mir aufgeboten werden, um euch einen Schimmer zu verschaffen, dessen schwacher Schein den dunklen Pfad eurer Lage einigermaßen erleuchten kann. Der scherzhast klingende Satz:

Man will bemerken, daß die Leichen

Da liegen ohne Lebenszeichen —

ist nicht so leer und widersinnig wie der gemeine Haufen dafür hält und den Spruch eurer Frau Mutter:

In großer Angst und Noth

Verkehre mit dem Tod,

sollt ihr, wie ich hoffe, nicht vergebens in euer Gedächtniß eingegraben haben. Möge sich aber nun eure Sache wie immer wenden, so bleibt eingedenk eurer doppelten Pflicht als Christ und Sohn und beherzigt die tiefe Lehre:

„Von Menschen sind die Thaten,  
Von Gott ist das Gerathen.“

Hierauf beschied er den Jüngling auf den folgenden Tag, bis wohin er die nöthigen Vorkehrungen zu seiner Verschheidung getroffen haben würde.

Wie sich Erhard heute am Friedhofe halb unentschlossen eingefunden hatte, so stellte er sich auch am andern Tage zur bestimmten Stunde nur mit halbem Glauben ein. Er bedachte jedoch, daß Anhören und Befolgen zweierlei sei und daß es ihm ja freistünde, das Ergebniß der Berechnungen des Todtengräbers zu beachten oder nicht.

Am Eingange des Gottesackers harrte Grabmeier seiner Ankunft. Dem Jünglinge war bei dessen Anblick etwas unheimlich zu Muth; der finstere Mann mit dem ernstesten Gesichte und dem erdgrauen Gewande kam ihm wie der leidbaste Pförtner des Todes vor, der ihn zum Eintritt in die finstere enge Grabeswohnung einlud.

Erhard bedurfte einiger Zeit, bis er sich so gesammelt hatte, daß er den Gruß des Todtengräbers erwidern und mit ihm ein Gespräch anknüpfen konnte.

Nach kurzer Zeit aber brach Grabmeier die Unterredung ab, indem er den Rathsuchenden frug, ob er gesonnen sei, ihm in das Karner zu folgen, wo alles zur Vornahme der beabsichtigten Schädelschauung bereit sei.

Erhard erklärte sich nicht ohne innstes Grauen zu allem bereit und ließ sich quer über die Begräb-

nistätte zum Weinhaufe führen, dessen innere Wände vom Fußboden bis am Rande der Decke symmetrisch mit Menschengedeeinen und Todtenköpfen bekleidet waren. Nur der Thürraum und die Oeffnungen dreier anderthalb Schuh hoher und eben so breiter Fenster unterbrachen die schauerliche Wandbedeckung. In der Mitte des Knochensaales stand eine bis an den Rand mit Wasser angefüllte weite Kufe auf einer Steinunterlage, wodurch sie eine halbe Mannsgröße hoch zu stehen kam.

Grabmeier ließ den Jüngling, den das Vorhaben bereits zu reuen begann und den nur die Scham davon abzustehen abhielt, bis an den Rand des Wassergefäßes treten, bedeckte ihm das Haupt mit einem Tuche und bot ihm auf, nach Verlauf einer Viertelstunde sein Gesicht zu entblößen, in die Kufe hinabzublicken und genau die Schädel abzuzählen, die sich von den Wänden des Karners darin abspiegeln würden. Nach dieser Frist würde der Todtengräber im Weinhaufe wieder erscheinen und mit ihm das Weitere besprechen.

Nach dieser Anweisung, deren genaue Befolgung noch einmal anempfohlen wurde, entfernte sich Grabmeier, verschloß die Thüre des Weinhauses auf das Sorgfältigste und ließ den jagenden jungen Mann in einer grauenvollen Einsamkeit und in einer Todtenstille zurück, die nur dann und wann durch das vom Wind bewegte Laub der nahe stehenden Eichenbäume, oder durch das Schwirren eines Käfers, der sich im Innern des Knochengewölbes verirrt hatte, unterbrochen wurde.

Wäre etwas im Stande gewesen das Unheimliche der Lage, worin sich Erhard befand, zu vermindern, so ist es die an das Komische streifende Seltsamkeit derselben, denn Niemand wird wohl einen Mann, der mit verhülltem Haupte vor einer vollen Wasserkufe steht, ohne Lächeln ansehen können.

Diese Betrachtung bemächtigte sich auch des Geistes unseres Helden und machte, daß ihm die vorgezeichnete viertelstündige Wartezeit weniger lang vorkam; als solches geschehen wäre, wenn er sich dem ganzen Schauer des Ortes hingegenben hätte.

Als seiner Berechnung zufolge die verhängnißvolle Viertelstunde seines peinlichen Hartens verstrichen sein mochte, zog er die verhüllende Kappe vom Gesichte, gewöhnte seine, durch das anhaltende Dunkel halberblindeten Augen wieder an das Licht des Tages und bog sich dann über die vor ihm sich ausbreitende Wasserfläche, um der erhaltenen Belehrung gemäß die Menge der Todtenschädel abzuzählen, die sich darin von den Wänden des damit ganz bedeckten Weinhauses abspiegeln würden.

Doch welch' ein Anblick trat ihm entgegen! — War es ein Bild seiner aufgeregten Phantasie, ein Phantom seines unruhigen Blutes, oder das Gaukelspiel eines Schwarzkünstlers?

Er riß sich die Augen, schloß sie neuerdings, um seinen Geist zu sammeln und neue Sehkraft zu erlangen und blickte zum zweiten Male in den Wasserspiegel; aber dasselbe entzückende Wundergemälde, dasselbe schaurig holde Wonnebild strahlte ihm daraus entgegen.



Man wird Erhards staunendes Entzücken ermessen können, wenn man vernimmt, daß ihm ein — Mädchengesicht vom höchsten Liebreize und mit einem Kranze — von Todtenkörpern umgeben, aus der dunklen Tiefe des Wassergefäßes in hellen Lebensfarben entgegen lächelte.

Welch ein wunderbarer Gegensatz! welch grellherrlicher Abstand! — Des Mädchens himmelblau — leuchtendes Augenpaar zwischen den schwarzen Knochenlöchern der Schädel; seine rosenblühenden Lippen neben den heubleichlichen Kiefern; ein griechisches Näschen umringt von knöchernen Halbnasen; glänzend schwarze, üppig herabwallende Locken, die weißen kahlen Scheitel der umliegenden Todtenkörper überschattend; über das ganze Antlitz des weiblichen Engels frische Lebenslust und Liebeschalkheit, daneben die dasselbe umkränzenden Schädel mit der starren Unbeweglichkeit und der Blässe des Todes!

Es wäre eine vergebene Mühe, den Zustand der Empfindungen beschreiben zu wollen, die Erhards Brust bewegten. Wie die honigsaugende Biene an der jungen Frühlingsblume, hing sein gieriges Auge starr und unbeweglich an dem verführerischen Frauenbild in der furchtbaren Einrahmung und ebenso fest war sein ganzes Sinnen und Denken an den holden Gegenstand seiner Beschauung geheftet.

Der einzige Gedanke, der seine entzückte Seele wie ein Vlig durchfuhr, war die Betrachtung, daß das Engelsköpfchen einem lebenden Wesen elgen sein müsse; denn ein schalkhaftes Lächeln schwebte um dessen Rosenmund, auch die blauen Auglein

und der ganze liebliche Kopf gaben unverkennbare Beweise von Leben und Beweglichkeit.

Wie hätte daher in ihm die Besorgniß aufkommen können, daß ihn ein todttes Gemälde, das Trugbild irgend eines Gauklers öffte. Wie aber dieses wunderholde Gesicht hieher gekommen sei, in diese schauerliche Halle des Todes und auf die Oberfläche dieses Wasserpiegels, daran dachte er in diesem Augenblicke nicht im Mindesten und er würde vielleicht über den beschriebenen Anblick ganz zur Versteinigung geworden sein, wenn ihn nicht ein lautes Geräusch aus seinem wachenden Traume geweckt hätte.

Der Todtengräber Grabmeier war es, der gekommen war, seinen Gefangenen zu befreien, um von ihm das Ergebniß seiner Abzählung der Todtenköpfe zu erfahren und dann aus deren geraden oder ungeraden Zahl dem Rathsuchenden ein Prognostikon nach den Regeln der nekromantischen Kunst zu stellen.

Grabmeier war aber nicht wenig betreten, als er seinen Kundmann noch regungslos vor der Wasserkufe stehen sah und auf die erste an ihn gerichtete Frage keine Antwort erhielt.

»Was ist euch, Herr Erhard,« sprach er zu ihm, »wie muß ich euch finden? So seht mich doch an, ihr habt ja Zeit und Muße gehabt, die Todtenköpfe zu zählen; was blickt ihr denn noch immer so steif und stier in das Wasser?«

»Was Todtenköpfe und Wasser!« fuhr ihn Erhard wie einer an, der aus einer tiefen Betrachtung zur Besinnung kommt, »wår't ihr doch, wo

der Pfeffer wächst! Mit eurem vermünschten Eintritt in das Weinhaus verschwand die himmlische Erscheinung, das Urbild der Schönheit und Lieblichkeit.«

»Scherzt zu einer andern, gelegneren Zeit,« erwiderte Grabmeier, »und sagt mir, wie viel Schädel sich euch . . .«

»Fahrt in die Hölle mit euren Knochenköpfen!« polterte Erhard heraus, »nicht einen Schatten von einem Schädel, nicht einen Splitter von einem Todtenbeine habe ich in diesem Zauberwasser gesehen. Warum müßet ihr aber auch so schnell wiederkehren?«

Hier wendete sich Erhard neuerdings von Grabmeier ab, um einen Blick in das Wasser zu werfen. Die räthselhafte, holdselige Undine war aber verschwunden und nur der Kranz von bleichen Todtenköpfen darin noch sichtbar.

Grabmeier wußte sich das Betragen seines rathbedürftigen jungen Freundes nicht zu deuten und brachte zum dritten Male die Frage nach der Anzahl der gesehenen Schädel vor.

»Nur einen Kopf,« antwortete Erhard mit Begeisterung, »nur einen Kopf habe ich gesehen; aber dieser wiegt nicht nur alle diese Schädel, sondern auch alle lebenden Köpfe vom Urbeginn der Welt auf. Doch hört, was mir wiederfahren ist und erklärt mir das Unbegreifliche, denn nach eurem Staunen und Forschen zu schließen, muß ich voraussetzen, daß ihr nicht Theil an dem Geschehenen habt. Und wie wäre dieß auch möglich, wie könnte ein Mann von eurem traurigen Verufe so Liebliches und Herrliches zu Tage fördern?«

Nun erzählte ihm Erhard mit der feurigsten Beredsamkeit das Geschehene. Mit glühenden Farben malte er ihm den hohen Liebreiz und die übermenschliche Schönheit des Mädchengesichtes, das ihn bezaubert und wie er offen gestand, auf ewig gefesselt hatte. Er bat und versprach dem Grabmeier goldene Berge, wenn es ihm gelänge, das Mädchen aufzufinden. »Denn« so schloß er seinen langen Bericht, »am Leben muß sie sein, das sagte mir die Beweglichkeit der Züge und des ganzen Kopfes, das Wollen der Augen, das Zucken der Wimpern, das sanfte Lächeln des Mundes, ganz besonders aber das plötzliche Verschwinden der ganzen bezaubernden Erscheinung, als ihr in das Weinhaus tratet.«

Sowohl während dieser Mittheilung als nach derselben glich Grabmeier einem Manne, der zweifelhaft ist, ob man ihn zur Zielscheibe eines Scherzes ausersuchen habe oder nicht. Er trat zum Wasserbehälter, sah hinein, durchmusterte dann mit forschenden Blicken den ganzen Raum des Weinhauses, maß mit seinen Augen die Höhe der Fenster und schüttelte während dieser Untersuchung unaufhörlich das Haupt.

Alles dieses geschah vom Todtengraber stillschweigend und mit sichtbarem Nachsinnen. Man entnahm, daß er Erhards Bericht innerlich genau abwog und die wunderbare Erscheinung zu erklären suchte.

Ob und wie ihm dieses gelungen, sind wir noch nicht zu bestimmen im Stande; wir können unsern Lesern nur mittheilen, daß er gegen Erhard den, den Schein der Ungläubigkeit nicht ablegte und zum

Schlusse des Auftritts sich gegen denselben nicht ohne beißende Nebenbeziehung dahin äußerte, er möge nun immerhin den Bezirk der Grabstätten verlassen, da der Zweck seiner Hieherkunft ohnehin vereitelt und zu Wasser geworden sei.

»Keineswegs,« entgegnete ihm Erhard, »ich sage euch vielmehr, daß der Zweck meines Hierseins mit dem glänzendsten Erfolge erreicht worden ist: denn ich habe den Stern meines Lebensglückes gesehen und werde seinem himmlischen Strahle zu folgen wissen.«

Beide verließen nun mit den widersprechendsten Empfindungen das Weinhaus. Auf Erhards Stirne leuchtete der Wiederglanz der Freude und Hoffnung, während düstere Wolken sich auf jener Grabmei-ers herumtrieben.

Während ihrer Wanderung durch die Grabhügel drückte Erhard dem neben ihm mit stets bedenklicher werdender Miene schreitenden Todtengräber ein vollwichtiges Goldstück in die Hand und vergalt an der Ausgangsthüre des Friedhofes dessen stummen unfreundlichen Dank mit einem wolgemeinten Abschiedsgruße und der Versicherung, sich bald wieder einzufinden, um im feendastern Wasserbehälter des Kärners die seltenste der Wasserblumen wieder draugenscheinigen zu können.

### III.

Während sich dieser Auftritt im Weinhause des einsamen Eichenforstes zutrug, hielten Erhards Vater, der wackere Waffenschmied und der uns

wohlbekannte Allemannsvetter Hahnentritt in der Werkstätte des ersten ein besonderes Gespräch.

Meister Volkmar schüttete im Busen seines fahrenden Gastes den ganzen Schmerz seines Vaterherzens aus und äußerte die ihm beinahe zum festen Glauben gewordene Besorgniß, daß sein Sohn ein Weiberfeind sein müsse und seinem Hause daher die beseligende Freude benommen sei, in seinen Wänden Enkel und Enkelinnen zu beherbergen.

Dieser Vermuthung widersprach Hahnentritt mit der ganzen Veredsamkeit der ihm eigenen Laune und der vollen Kraft der Menschen und Männerkenntniß, die ihm sein langjähriges unstätes Leben und Streben verschafft hatte.

Seine Gründe verballten aber an Volkmar's vorgefaßter Meinung. Er behauptete, an seinem mehr als zwanzigjährigen, in blühender Lebensfülle prangenden Sohn noch keine Neigung oder Vorliebe zu irgend einem weiblichen Wesen bemerkt zu haben; gegen die bestimmte Braut, die wohlkonditionirte Meggerstöchter Judith, lege er sogar einen offenbaren Haß und das könne doch nur die Wirkung eines ihm inwohnenden allgemeinen Abscheues gegen das schöne Geschlecht sein.

Hahnentritt brach hier in lautes Gelächter aus und stellte dem Meister seine unglaubliche Kurzsichtigkeit in Sachen der Liebe vor. Weit entfernt, so behauptete er, Erhard zu den Frauenfeinden zu zählen, wolle er mit Herrn Volkmar jede Wette eingehen, daß Erhard zu den größten Verehrern der schönen Menschenhälfte gehöre und daß nie-

mand so bereitwillig als er den 18blichen Brautstand antreten wird, wenn nur die rechte Braut, nämlich eine Braut seiner eignen Wahl, da wäre. Hier stecke aber der Knoten, hier liege der Hase im Pfeffer. Die fatale Messgerstochter Judith, die zwar reichlich mit Geld gespickt, aber aller Reize bar sei, diese behage dem jartsfühlenden jungen Manne nicht.

Der Waffenschmied konnte sich von der Wahrheit dieser Neben Hahnentritt nicht recht überzeugen. Er bemerkte, daß er seinem Sohne stets ein liebevoller Vater gewesen sei und ihm die Judith, wenn ihm Erhard seine Abneigung gegen dieses Mädchen offen eingestände, nicht aufdringen wolle.

Er könne daher seinen Glauben nicht aufgeben, daß sein Sohn überhaupt dem Stande der Ehe abgeneigt sei.

»Ihr irrt euch mächtig, ehrenfester Meister,« entgegnete ihm hierauf Hahnentritt, »glaube mir, der Apfel ist in eurem Familiengärtlein nicht weit vom Stamme gefallen und euer Sohn ist für die Liebe so empfänglich, als ihr es zu Olin's Zeiten wart; aber ihm ist seine Meisterin noch nicht erschienen, ich meine die ihm vom Schicksale Bestimmte, die unbekannte Schöne, die sich seines Herzens bemistern und hier im Hause als gebietende Frau herummeisteru wird. Doch Viktoria! ich hoffe, daß sich bald Alles nach euren Wünschen fügen wird, da ich nun weiß, daß euch die Messgerstochter nicht absolut im Sinne liegt.«

Nach einigen weiteren Zwischenreden entfernte sich Hahnentritt endlich mit der Bemerkung,

es sei doch eine sonderbare Laune des Geschicks, daß ein Schalksnarr, wie er, berufen sei, Friede und Einigkeit zwischen zwei so vernünftigen und superflugen Männern, wie Meister Volkmar und sein braver Sohn es seien, herzustellen. Daraus ergebe sich denn doch wieder die Wahrheit des Satzes, allzuklug hieße so viel als narisch sein.

Da Hahne tritt den Ort kannte, wo sich Erhard während dieser Unterredung befand, so beschloß er, ihm entgegen zu gehen, sowohl um ihn von der erfreulichen Sinnesänderung seines Vaters in Kenntniß zu setzen, als auch um sich nach dem Ausgange seiner Unterredung mit dem Todtengräber zu erkundigen.

Er schlug daher von Volkmars Werkstätte längs des Wallgrabens den Weg zum Pfeilerthor \*) ein, folgte von hier aus, dem herzoglichen Jagdhaufe \*\*) vorbei, die nach dem deutschen Reiche führende Straße und lagerte sich dort, wo diese von der Hochstraße \*\*\*) durchkreuzt wurde, unter dem Schattendache eines großen Eichenbaumes auf dem grasigen Boden, um seinen Mann zu erwarten.

Es währte nicht lange, so kam Erhard mit verklärtem, freudeglühenden Gesichte herangeschritten. Er war so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß er den

---

\*) Wo am Anfange der Luchlaube das jetzige Gebäude der Erarkasse sich erhebt.

\*\*) Bekanntlich der heutige fürstlich Oerhanssche Palast in der Wallnerstraße.

\*\*\*) Wovon die Herrungasse ein Bruchstück ist.



im Grase liegenden Hahnentritt nicht bemerkte und sogar dessen erstes Anrufen unbeachtet ließ.

Wir überspringen die wechselseitigen, umständlichen Mittheilungen, die zwischen den beiden Männern Statt fanden und führen nur an, daß zum Schlusse ihrer langen Besprechung der listige Hahnentritt sich anheischig machte, der sonderbaren Erscheinung im Weinhause nachzuforschen und dafür von Erhard mit einer brüderlichen Umarmung und dem Versprechen belohnt wurde, das Treulanger'sche Haus in aller Zukunft als das seinige betrachten zu können, wenn es ihm gelingen sollte, das Urbild des wundervollen Wassergemäldes aufzufinden.

Mit hastigen Schritten begab hierauf Erhard sich nach Hause zu seinem Vater, wo eine offenherzige beiderseitige Verständigung Statt fand. Vater Volkmar versprach, Judith nicht mehr in Vorschlag bringen zu wollen, warnte aber seinen Sohn wohlmeinend, sich keinen leeren Hoffnungen und Spiegelfechtereien eines listigen Betrügers blindlings hinzugeben; denn die ganze Weinhausscene sei jedenfalls eine Sache, die einer ersten Prüfung unterzogen werden müsse.

#### IV.

So verstrich einige Zeit in stummer Erwartung von Seite des ungeduldigen Erhard und unter wiederholten, obgleich erfolglosen Nachforschungen von Seite des dienstwilligen Hahnentritts.

Meister Volkmar beobachtete stillschweigend das ihm in keiner Beziehung unbekannt bleibende Thun und Lassen seines Sohnes und dessen Rathgeber. Er hielt das Ereigniß im Weinhaufe entweder für eine angelegte Sache des Todtengräbers, oder für eine Sinnentäuschung Erhard's und hegte in seinem Innern den zversichtlichen Glauben, daß die Wichtigkeit dieser Sache früher oder später an den Tag treten würde.

Ganz im Gegensatze hiemit lebte Erhard nur in der rosenreichen Hoffnung, daß ihm sein listiger Rundschafter stündlich eine sichere Nachricht von dem lebenden Urbilde seiner freenbsten Wasserhuldin auf den Flügeln eines Liebesboten hinterbringen würde. Zu Erhard's herbstem Schmerze verging aber eine Stunde nach der andern, ein Tag nach dem andern, ohne daß ihm eine frohe Miene des täglich in der Werkstätte einsprechenden Hahnentritts das Gelingen der sehnlichst erwarteten Entdeckung verkündete.

Doch auch diese Stunde erschien und mußte auch wohl erscheinen, wenn unsere Erzählung fortgesponnen werden soll.

Eines Abends, es war schon ziemlich spät und Vater Volkmar befand sich in einer benachbarten Weinschenke beim vollen Krüglein, kam Hahnentritt mit freudeglühendem Gesichte und hochgehebenem Kopfe zu Erhard's freudigster Ueberraschung dahergeschritten.

In der einen Hand hielt er einen breiten Reif von einem vierzeimerigen Fasse empor, der ganz

mit Eichenlaub und grünen Buchenweigen umwickelt, mit vielen flatternden Stücken von bunten Bändern und mit rothen, weißen und grünen Lappen phantastisch aufgeputzt war. Das Ganze bildete einen großen Kranz, wie er bei Kirchmessen noch heute zum Vorschein kommt.

In der andern Hand trug er einen rein geschälten und glattgeschnittenen Stamm eines vierjährigen Tannenbäumchens von mehr als menschlicher Länge. Dieser Riesenstock war unten scharf zugespitzt und hatte an seiner obersten Spitze statt des Kopfes einen Kürbis aufgespanzt. Diese Frucht war wie ein gigantischer Todtenschädel ausgeschnitten und in seinen Nasen- und Augenlöchern mit Rosen geschmückt.

Diese sonderbaren Abzeichen in den Händen Hahnenritts waren allerdings geeignet, diesem in der ganzen Stadt bekannten Manne ein großes Gefolge von kleinen und großen Gassenjungen, einer auch damals schon durch ihren Witz und Vornehm bekannten Menschenklasse, zu verschaffen und mit einem solchen lärmenden Treibe erschien er auch in der That vor Volkmar's Werkstätte zur innigsten Freude, zugleich aber auch zum nicht kleinen Aergernisse Erhard's.

Seine Freude entstand aus der Gewißheit, daß Hahnenritts auffallende Ausstattung und seine ganze Erscheinung ihm frohe Kunde und das Gelingen der Entdeckung der helden Unbekannten verhieß; wogegen ihn aber der verursachte Volksauflauf und der Umstand verdross, daß er dadurch noch länger in seiner peinlichen Ungewißheit bleiben mußte.

Und in der That währte es eine geraume Zeit, bis sich die lustige Menschenmenge von der Werkstätte entfernt hatte, was nicht eher gelang, als bis die Thüre geschlossen und Hahnentritt mit seinen kolossalen Sinnbildern in den hintern Theil des Hauses gebracht worden war.

Als Erhard und sein Rundschafter sich endlich ungestört fanden, beschwor der Erste den ungezogenen Spasimacher mit gestügelten Worten seinen Bericht vorzutragen und ihm zu sagen, ob er die Unbekannte gefunden habe.

»Um mir und euch,« antwortete Hahnentritt, »jede und alle weitläufige Mittheilung zu ersparen, habe ich, wie ihr seht, den kurzen, ja den aller kürzesten Weg, womit Menschen sich einander verständlich machen können, gewählt, nämlich die Zeichensprache. Seht, mit diesen zwei Zeichen, nämlich diesem Kranze und diesem Stocke, glaube ich alles gesagt zu haben, was ihr zu wissen wünscht und zu wissen braucht. Der Kranz ist ein Brautkranz und da ist, wie ihr leicht selbst folgern könnt, auch die Braut nicht mehr weit. Ist man nun einmahl hiermit im Reinen, dann ist es auch an der Zeit, an die Gevatterschaft zu denken und darum hab' ich euch hier einen handfesten Gevatterstock zugerichtet, auf dessen Klopfen sich dem Gevatterbitter jede Thüre öffnen wird.«

»Du hast sie also entdeckt, die holde Unbekannte,« fiel ihm Erhard hochentzückt in die Rede, »du hast sie gesehen, o sprich doch Freund, wo lebt sie, wie heißt sie, wo kann ich sie sehen?«

»Sachte Freundchen,« entgegnete Hahnentritt, »ihr sollt alles haarklein erfahren, aber nur unter einer Bedingung. Da ich den Spignamen eines Geratters der ganzen Stadt führe, so will ich auch der Geratter eures ersten Kindes sein und ihr sollt mir mit diesem Stocke die Rüte dazu vortragen.«

»Ich verspreche Dir alles,« versetzte Erhard mit Ungeduld, »sage mir nur, ob Du sie gesprochen hast?«

»Gesprochen?« frug Hahnentritt, »nun, gesprochen hab' ich sie wohl nicht, aber daß sie eine wahre Sirenenstimme und die Beredsamkeit eines Engels hat, dessen kann ich euch versichern.«

»Wie, Du hast sie nicht gesprochen und doch beschreibst Du den Ton ihrer Stimme und die Kraft ihrer Rede? — Wie soll ich das auslegen? — Treib doch kein so grausames Gespötte mit meiner peinlichen Ungeduld und sage mir wenigstens, daß du sie gesehen hast, wenn du schon so unglücklich warst, nicht gesprochen zu haben.«

»Gesehen? Ob ich sie gesehen habe, die unbekannte Schöne? Nun gesehen habe ich sie eigentlich auch nicht.«

»Willst du mich zur Verzweiflung bringen? Du kündest mir ihre Auffindung und hast sie weder gesehen noch gesprochen?«

»Und was verschlägt euch das? Ob ich die Hol- gesehen habe oder nicht, muß euch einerlei sein, ihr sie schon aus dem Wasserspiegel des Karner-  
Schwerthsees. II. Bd.

fäbels kennt. Was würde euch also eine Beschreibung ihrer Reize aus meinem Munde kommen und nützen? Eben so gleichgültig muß euch der Umstand sein, ob ich mit ihr Worte gewechselt habe; denn nimmermehr würde ich euch den holden, einschmeichelnden Klang ihrer Nachtigall-Kehle vor- oder nachmusiciren können.«

»So erzähl' doch einmal um des Himmelwillen was Du von ihr ausgekundschaftet hast?«

»Das wäre schon längst geschehen, wenn ihr alle diese verliebten Querfragen bei euch behalten hättet, Meisterlein. Darum rath ich euch, schließt eure Mundwerk und öffnet eure Gehörkammer, wenn ihr wollt, daß ich meine Meldung vorbringe.«

Hahnentritt begann nun auf die ihm eigene Art, einen langen Bericht, woraus wir mit kurzen Worten das Wesentliche mittheilen, um in der schönen Leserin nicht ähnliche Ungeduld, wie sie in Erhards Busen kochte, anzufachen.

Nachdem Hahnentritt unverrichteter Dinge mehr als ein Duzend Mal zu den verschiedensten Tagesstunden um den Friedhof herumgeschlichen war und mit Ausnahme des Todtengräbers und seiner alten Muhme keinen Schatten von einem lebenden menschlichen Wesen wahrgenommen hatte, war es heute zu dem Entschluß gekommen, seinen Operationsplan zu verändern.

Er wollte vor allem dieser alten Frau, die dem kleinen Hauswesen Grabmeiers vorstand, auf den Zahn fühlen, um durch sie mittelst eines listigen Gesprächs den Geheimnissen des Weinhauses auf die Spur zu kommen.

Hiezu war es aber nothwendig, mit der guten Alten ein ungestörtes Zweigespräch zu führen. Er schlich sich daher, als ob seine Füße Katzenpfoten wären, um die Friedhofsmauer, um zu erforschen, ob der Todtengräber anwesend sei oder nicht. Im ersten Falle hätte Hahnentritt einen andern Tag gewählt und das so lange fortgesetzt, bis es ihm gelungen wäre, die Mühle allein anzutreffen.

Das kleine Wohngebäude des Todtengräbers hing mit dem Weinhaufe durch einen kleinen, von der allgemeinen Mauer des Gottesackers mit eingeschlossenen Garten zusammen.

Als sich Hahnentritt heute dieser Gegend des Leichensfeldes näherte, vernahm er den Klang einer Laute und er überzeugte sich bald, daß das prä-ludirende Saitenspiel, das ihm entgegen tönte, aus dem Gärtchen käme.

Nun hielt er seine Sache schon für gewonnen und in dieser frohen Stimmung trat er mit leisen Schritten der hohen, weit über ihn emporstrebenden und ihm jeden Hineinblick verwehrenden Mauer des Gärtchens näher, um sich auf die Lauer zu legen.

Kaum hatte er sich im hohen Grase gelagert, so entstieg dem Gärtlein der Gesang einer Mädchenstimme, wie Himmelscharfen lieblich zu vernehmen. Der Sinn des Liedchens war eben so zart als sinnreich und lautete etwa so:

„Glauben, Lieben, Hoffen,  
Sind die schönen Drei,  
Machen den Geist frei,  
Und den Himmel offen.“

„Folg der Dreien Weise  
Auf der Lebensreise!  
Lebst kein Einerlei,  
Lebst der Leben drei.“

Der letzte Laut dieses einfachen Gesanges war kaum verhallt, so ließ sich aus dem angrenzenden Wohnzimmer die hellglänzende Stimme der alten Muhme hören, die zu wiederholten Malen: »Rose! Rose!« rief.

Dieser holde Ruf aus dem zahnlosen Munde der Alten bot dem Hörer einen neuen unerwarteten Gegensatz dar, der in ihm neue mannigfaltige Betrachtungen erzeugte, die sich aber kaum geboren wieder in den Gedanken, daß Rose, die Königin der Blumen, der schöne Name der lieblichen Sängerin sein müsse, verloren.

Hiermit glaubte er seine heutige Aufkundschaftung beschließen und sich unbemerkt entfernen zu müssen; denn es unterliegt, so schloß Hahnert, seine Meldung, wohl keinem vernünftigen Zweifel mehr, daß die Rottichgestalt und die singende Lautenschlägerin und Rose eine und dieselbe Person sei und folglich der Todtengräber Grabmeier über die ganze Sache den besten Aufschluß geben könne. Die Entdeckung des Namens Rose sei die Ursache, warum er die Knopflöcher seines tüchtigen Gevatterstockes mit Rosen besetzt habe, woraus Erhard



nun entnehmen mdae, wie sinnreich er seine bildliche Signalisirung durchgeführt habe.

Nachdem das Gespräch noch einige Zeit zwischen Erhard und Habnentritt fortgesetzt und von ihnen dabei die verschiedensten Auslegungen vorgebracht worden waren, kam auch Meister Volkmann wohlgemuthet nach Hause und wurde auch als bald haarklein von Allem in Kenntniß gesetzt.

Erhard schwamm dabei in einem Meere von süßen Hoffnungen und beseligenden Erwartungen und merkte nicht im mindesten, daß sein Vater den ganzen wiederholten Bericht Habnentritts mit bedenklicher Miene und mit vielfältigem Kopfschütteln anhörete.

Als Habnentritt auch die zweite Erzählung seiner Entdeckungswanderung nach dem Karnet im Eichenwalde geendet hatte, nahm der Meister das Wort und erklärte, daß ihm diese Geschichte ganz und gar nicht behage und daß er sehr geneigt sei, den Todtengräber für einen Betrüger zu halten, der Erhard den eine Schlinge gelegt und bei der ausgeübten Gaukelei irgend eine Absicht gehabt habe. Er ermahnte seinen Sohn, vorsichtig zu sein und sich männlich zu halten, bis die Zeit Alles aufklären würde; vor der Hand wolle man überlegen, was zu thun sei und nach einiger Zeit dann die Sache weiter besprechen.

Nach diesen Worten zog er sich in seine Schlafkammer zurück und ließ seinen Sohn in einer bangen Ungewißheit. Der dienstfertige Habnentritt war aber über des Meisters Betragen sehr unvorsich-

und verglich sich im Fortgehen, wie ein späterer Schalk, mit Einem, der ausgegangen war, um Wollé zu stehlen, selbst aber geschoren heimgeschickt wurde.

## V.

Der damalige Zusammenfluß mehrer hundert Ritter und hohen Herren in Wien hatte unserm kunstgeübten Waffenschmied eine Fülle von Arbeit verschafft, die seine und der Seinigen angestrenzte Kräfte in Anspruch nahm. Hierin lag die Ursache, warum einige Wochen vergingen, ohne daß zwischen Vater und Sohn von den Herzensangelegenheiten des Letzteren weiter gesprochen wurde.

Erhard hatte jedoch mit einigem Befremden bemerkt, daß sein Vater während dieser Zeit mehrer Male in seinem Feiertagsrocke, mit der schwarzen Sammtmütze und dem Meisterstocke auf längere Zeit und zu Stunden ausgegangen war, die er sonst seinem Geschäft zu widmen pflegte.

Er theilte diese Beobachtung seinem rathgebenden Bevatter Hahnentritt mit und fragte ihn um seine Meinung darüber.

»Dein Vater,« antwortete dieser mit einer möglichst ernsten Geberde, »hat sich es nun einmahl in den Kopf gesetzt, eine gebietende Frau hier im Hause zu wissen und ich wette meine Nase gegen die deinige, daß er auf Freiersfüßen ausgegangen ist. Gib Acht, Meisterlein, er setzt dir eine Etiefmutter ins Nest, weil du dich gegen seine

Wünsche so widerspenstig gezeigt hast. Glaube mir, Meisterlein, ich rieche den Braten von weitem, wie eine genäschtige Maus den Speck.«

Erhard den kam diese Vermuthung anfangs lächerlich und abenteuerlich vor, er kam jedoch nach und nach von seiner Meinung zurück, als Hahnentritt ihm ein Duzend ähnlicher Fälle aufzählte und ihm den alten Kernspruch zu Gemüthe führte, daß Alter vor Thorheit nicht schütze.

Die mancherlei Zweifel, die in Erhards Busen eingejogen waren, sollten jedoch bald gehoben werden.

Eines Tages, an welchem Meister Volkmar die letzte beträchtliche Waffenlieferung bestellt hatte, wodurch er in eine ungewöhnlich heitere Stimmung versetzt worden war, plägte er beim Abendessen mit der Versicherung hervor, von heute binnen Monatsfrist müsse und werde eine holde Hausfrau seine Männerwirthschaft beleben und erfreuen.

Erhard erröthete unwillkürlich über diese höchst unerwartete Rede und zweifelte nicht länger, daß Hahnentritt den Braten wirklich gerochen habe, er wagte jedoch aus Achtung gegen den Entschluß seines Vaters keine Gegenrede.

»Das klingt dir wunderbar; mein Ebbnlein,« fuhr der Vater in seiner Mittheilung fort, »mein Opa ist aber noch nicht aus und sein zweiter Theil wird dich wohl noch mehr befremden, als der erste. So höre! In drei Tagen wird eine holde Braut diese Schwelle betreten und in drei Wochen wird

Hochzeit. Ich hoffe, daß du in meine Fußstapfen treten wirst.«

»Aber lieber Vater,« bemerkte Erhard schüchtern und halblaut, »wie wird es dann mit der Heiligkeit des Versprechens stehen, das ihr meiner seligen Mutter so oft und bestimmt gegeben habt, daß ihr euch nimmermehr zum zweiten Male vermählen würdet?«

Diese Erinnerung ergriff auf eine schmerzliche Weise den alten Meister und erst nach einer geraden Weile brachte er gramersüß die Worte hervor: »Diese Braut wird mir mein seliges Weib nicht verargen; diese Hausfrau wird sie ohne Groll aus dem Lande der Seligen in diesen Räumen handeln und wandeln sehen. Möge diese zweite Meisterin der ersten an Tugend und Häuslichkeit gleichen, dann wohl meiner stillen Hütte und der Himmel segne ihren Eintritt.« Thränen zitterten dem guten alten Meister an den grauen Augenwimpern und ein tiefes Gefühl schloß fortan für heute seinen Mund.

Auch Erhard fühlte sich seltsam ergriffen, es schmerzte ihn der Vorwurf, den er seinem Vater gemacht hatte und doch sagte ihm eine geheime Stimme, daß er wohl gethan habe, ihn vorzubringen.

Als der Bevatter Hahnentritt von Erhard am nächsten Morgen von der Eröffnung des Meisters Kenntniß erhielt, that er nach einigem Besinnen den Ausspruch, daß er einen neuen Bräuten zu riechen glaube, der Geruch sei aber noch etwas zu weit von seiner witternden Nase entfernt, um die Qualität desselben bestimmen zu können; nur so

viel könne er aus dem Ganzen entnehmen, daß sein Brautkranz und sein Gevatterstoch nicht unbenützt bleiben würden.

## VI.

Als der Tag, an dem die Braut erscheinen sollte, herangekommen war, stand Meister Wolkmarsch schon mit den ersten Strahlen des Morgenrothes von seinem Lager auf und trat gar säuberlich, aber doch einfach, wie einem Manne von seinem Alter gebührte, zugestutzt aus seiner Kammer. Ein Schurzfell, das nur Fest- oder Ehrentagen auf der Zunft gewidmet war, hatte den Alltagschurz verdrängt und ein Hemd von schneeweißem feinem Leinwand schimmerte blank aus dem gelbledernen Leibkoller hervor.

So aufgeputzt trat er zu Erhards Bett und forderte ihn auf, ein Gleiches zu thun. Als das geschehen war, wurde gemeinschaftlich aller Geruch von der Werkstätte entfernt und ein lieblicher Duft von gewürzigem Rauchwerke in den Gemächern und selbst auf der Hausflur verbreitet. Dann gab der Meister in der Küche Befehl zu einem tüchtigen Mittagsschmause nach altem Wiener-Gebrauch, wozu er aus Truben und Schränken schönes Silbergeschirr, vergoldete Ehrenbecher und das feinste Tischzeug hervornahm.

Schon mehrere Stunden vor der Esszeit mußten die Lehrlinge den Tisch zum festlichen reichen Male decken; nach der frommen Sitte der Zeit wurde dabei nicht vergessen, ein silbernes Kreuzifix in einer

Wandblende anzubringen und ein Prachtstuhl, weich gepolstert und mit farbigen Stickereien versehen, hatte für die — Braut rechts neben dem Sitze des Haustraters seinen Platz bekommen.

Man kann sich Erhards Gefühle bei all diesen festlichen Vorbereitungen denken. Daß die Neugierde, die unbekannte künftige Gebieterin des Hauses kennen zu lernen, darunter nicht den letzten Platz einnahm, ist leicht erklärlich, daher kam es auch, daß er um so öfter in die Gasse hinausblickte, je näher die Stunde heranrückte, in der die erwarteten Gäste erscheinen sollten.

Er bemerkte jedoch mit vielem Mißbehagen, daß ihn sein Vater gerade jetzt mit vielerlei häuslichen Beschäftigungen im entlegenen Theile des Hauses betraugte, so daß Erhard sich gerade im Keller befand, als die zu Tische Geladenen eintrafen.

Ein Lehrlinge hinterbrachte ihm die erste Kunde davon mit dem Beisatze, sein Herr Vater erwarte ihn, um ihn der jungfräulichen Braut, die, wie der Lehrling eigenmächtig hinzufügte, eine gar holde Dirne sei, vorzustellen.

Mit wirrem Sinne und schwankenden Schritten folgte Erhard dem väterlichen Gebote, begab sich halbaumelnd nach dem Prunkgemache, das er mit niederblickenden Augen, die er kaum aufzuschlagen wagte, betrat.

Daß mehrere Personen gegenwärtig waren, hatte er wohl wahrgenommen, eber wer und wie viel ihrer anwesend waren, blieb ihm unbekannt und wäre es noch länger geblieben, wenn Meister Volkmar

ihn nicht ermahnt hätte, sein blödes Thun abzulegen und von seinen guten gesunden Augen Gebrauch zu machen.

Erhard befolgte diesen Befehl und taumelte im entzückendsten Schrecken mehre Schritte zurück, als er vor sich in einem Kranze von weißen Todtenschädeln das ihm gut bekannte wunderholde Gesicht, von der räthselhaften Jungfrau des Knochenwölbes erblickte.

Sie war es wirklich und an ihrer Seite stand der Todtengräber Grabmeier und an der Linken der Gevatter Hahentritt; dieser war es auch, der den papiernen Ring von Todtenköpfen gemacht hatte und ihn dem Mädchen so über dem Haupte hielt, daß ihr Gesicht daraus wie aus einem Rahmen hervorschaute.

Die Jungfrau hieß Rosa Grabmeier und war die Tochter des jüngst zu Zeiselmayer als Klempner gestorbenen Bruders des Todtengräbers. Da ihr Vater Witwer gewesen war, so sah das Mädchen nun ganz verwaiset und genöthigt, ihre Zuflucht zu ihrem Ohm, dem Todtengräber, zu nehmen.

Hier hatte sie einige Wochen in stiller Zurückgezogenheit gelebt, als Erhard sich im Gottesackerhause einfand, um bei Grabmeier wegen seiner Verheirathung mit der Metzgerstochter Judith sich Rath zu holen. Rosa hörte in ihrem Nebenzübchen seine ganze Unterredung mit ihrem Oheim und entbrannte von einer unwiederstehlichen Neugierde, um zu erfahren, wie sich ihr Oheim und Erhard in dieser ihr

lächerlich vorkommenden Sache benehmen und herausfinden würden.

Als bald faßte sie den Entschluß, mittelst einer kleinen Gartenleiter durch ein Fenster des Weinhauses den Moment abzulauern, wo Erhard sein Gesicht enthüllen und im vollen Böttche die Schädel mit gläubiger Andacht zählen würde.

Die Lage des Weinhauses und die Stelle des Wassergefäßes war aber von einer solchen Beschaffenheit, daß die Oeffnung des kleinen, gerade einen Menschenkopf zulassenden Fensterchens, sich im Mittelpunkt der Oberfläche des im Böttch sich befindenden Wassers abspiegelte, so daß nach dem Zurücktritte des Mädchens darin der blaue Himmel zum Vorschein kam, während die rund um das Fenster herum aufgerichteten Todtenköpfe in der Kufe einen unbeweglichen schauervollen Kranz bildeten.

Der Todtengräber wußte nicht, daß seine Nichtte seine Unterredung mit dem Meistersohne gehört habe; er war daher auch weit entfernt, zu ahnen, daß sie ihr beiderseitiges Vergnügen im Weinhause aus mädchenhafter, sehr natürlicher Neugierde belauschen würde.

Dabei entstand sein Staunen und sein doppeldeutiges Betragen, als ihm Erhard die Erscheinung im Wasserspiegel mittheilte. Der Alte sah zwar alsbald den Zusammenhang der Dinge gut ein, hatte aber seine guten Ursachen, sie seinem Besucher nicht zu eröffnen.

So viel zur Erklärung der ersten Auftritte unserer Erzählung; die Folgenden lassen sich mit gleich wenigen Andeutungen abthun.



Als Hahnentritt den Meister Volkmar von seiner Entdeckung am Weinbause in Kenntniß gesetzt hatte, dämmerte auch diesem von dem wahren Verhalte der Sache ein Licht entgegen und er beschloß, dessen Spur zu folgen.

Er begab sich zu Grabmeier, zog über die unbekannte Jungfrau Erkundigungen ein, lernte sie persönlich kennen, ihren Werth schätzen und legte mit Hahnentritts Hülfe den Plan an, dessen Ausführung wir beschrieben haben.

Es wäre überflüssig noch hinzu zu setzen, daß aus der Jungfrau am Karner nun bald Erhard's Weibchen und mit der Zeit auch die wohlhabende Gattin des berühmt gewordenen Waffenschmieds Erhard Treulanger wurde, dessen kunstvolle Arbeiten sich über die deutschen Gauen hinaus, in fremde entlegene Länder Bahn brachen.

Daß ihre Ehe zu den glücklichsten gehört habe, davon dürften Erhard's Waffenstücke, seine Schwerter und Hackenbüchsen, wie deren noch manche in Rüstkammern vorhanden sein mögen, ein Zeugniß ablegen; denn als Meisterzeichen sind darauf drei kreuzweise übereinander liegende Lanzen oben mit einem Todtenkopfe und unten mit einer Rose geziert, angebracht.

Die drei Lanzen spielten auf den Namen des Meisters, die Rose auf jenen seiner holden Hausfrau und der Todtenschädel auf die Entstehung seiner Liebe an.

## Spuck- und Gespenstersaal.

### I.

#### Der gespenstige Hund.

Eine Stunde von der Stadt Ulm, im Königreiche Württemberg blicken noch heute vom Scheitel eines hohen Lannenberges die gebrochenen Warten Hohen-Rechbergs, der Stammsitz der Grafen von Rechberg und rothen Löwen herab. Diese Mauerreste sind in der Umgegend verschrien und gefürchtet als ein Tummelplatz polternder Wesen, ganz besonderer Art. Das bekannteste davon ist der sogenannte Klopferle, ein gespenstiger Hund.

Dieser Spuck soll sich bei dem Tode jedes Familiengliedes der Herrn von Rechberg regelmäßig durch ein anhaltendes, taktmäßiges und dumpfes Klopfen hören lassen, das mit dem Zeitpunkte, wo für den Kranken keine Hoffnung zur Besserung mehr vorhanden ist, anfängt und mit dem Tode desselben aufhört. Von diesem Klopfen hat der Spuck den Namen Klopferle erhalten.

In dem Hausarchive findet sich von dem Ursprunge dieser Wahrnehmung folgende überlieferte Nachricht vor:

»Herr Ulrich II. von Rechberg pflegte, wenn er abwesend war, seiner Gemahlin, einer gebornen Anna von Venningen, durch einen abgerichteten Hund Briefe in einer ihm angehängten, ledernen Tasche zu übersenden. Im Jahre 1496 war Ulrich von der Burg entfernt und hatte lange nicht geschrieben. Seine darüber höchst bekümmerte Gattin betete täglich in der Burgkapelle, wo sie eines Tages durch ein unerklärliches Klopfen in der Amdacht gestört wurde. Ungehalten öffnete sie die Thüre mit den Worten: »Ei so wollt' ich, daß du ewig klopfeft!« — war aber sehr betroffen, den treuen Hund ohne die Briestasche zu erblicken, der sich ihr mit schmeichelnder Geberde näherte. Bald darauf erhielt sie die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls und seit der Zeit soll es im Schlosse klopfen, so oft ein Rechberg auf dem Sterbette liegt.«

So viel ist urkundlich erwiesen, daß dieser Ulrich nicht zu Hohen Rechberg gestorben ist; denn i. J. 1496 den 10. September lud seine Witwe den Magistrat in Ulm zum Leichenbegängniß auf den 26. desselben Monats nach Dünzendorf ein. Schwerlich würde man den Leichnam 16 Tage zu Hohen Rechberg haben liegen lassen, wenn er daselbst gestorben wäre. Es scheint, daß ihn der Tod anderwärts überreilt habe und sein Leichnam erst den 26. herbeigeführt werden konnte.

Der Hund mit der Briestasche am Halsbande,

war vormalß in einem Zimmer des Nechberg'schen Schlosses Weissenstein abgebildet zu sehen.

Mit diesem polternden Klopferle soll eine zweite Erscheinung in Verbindung stehen, nämlich der sogenannte Stäufergeist, der von den nachbarlichen Ruinen der Burg Hohenstaufen den Namen erhielt.

Dieser Stäufergeist ist eine flimmernde Lichtgestalt, die nach den glaubwürdigsten Aussagen besonders zur Herbstzeit, bei Sturm und Regen von dem, eine kleine Stunde entlegenen Hohenstaufen nach Hohen-Nechberg hinflattert. Nach dem Läuten der Wetglocke an der berühmten Nechberger Wallfahrtskirche soll man diese leuchtende Erscheinung, die leicht aus Localverhältnissen zu erklären ist, am Hohenstauffen schweben und hell flammern sehen. Dann erhebe sich der Geist plötzlich, nähme seinen Weg auf den schmalen Erdrücken, der beide Schloßberge verbindet, schwebe bald langsam bald schnell über die Tannenwaldung und gehe zur linken Hand, am Hohen-Nechberg vorbei, bis an eine Stelle, unter der Kirche auf dem Berge; von der lehre er auf demselben Wege zurück und bleibe bis zur Morgenglocke am Hohenstauffen liegen — wo er sodann erlösche.



## II.

### Der Nigremonter Schatz.

---

Das Bergschloß Nigremont (Sauerberg), das an das Asprenont in Graubünden erinnert, liegt im Waadtlande auf einem steilen Hügel im Ormontthale, am rechten Ufer des wilden Bergbaches Grand'eau, der aus den Gletschern entspringt.

Es wurde von den mächtigen Grafen von Greyers erbaut und meistens von einem Nebenzweige dieses Hauses bewohnt, der es zu einer gefürchteten Raubburg machte.

Diese Herren sollen viel Böses gethan, viele unschuldige Dirnen entführt und ihrer wilden Lust geopfert, so wie auch ungeheuere Schätze in den unterirdischen Behältnissen der Burg aufgehäuft haben.

Mit dem Erlöschen des Letzten derselben sollen alle diese geraubten Reichthümer mit der Burg an die Herren von Pontverre gekommen sein, von welchen besonders Franz (1528 — 1530) in der Geschichte der Stadt Genf, als einer der Oberhäupter des bekannten Bundes des Adels gegen die Bürger und Geistlichen und weltlichen Reformatoren, unter dem Namen der Eßfelbrüdergesellschaft eine sehr bedeutende Rolle spielte.

Burg Nigremont war bestimmt, die Plage der Gegend zu seyn und zu bleiben. Da der letzte

Herr von Pontverre es gar zu arg getrieben, so wurde er von seinen eigenen Hörigen überfallen, im Kampfe erschlagen und die Burg zerstört.

Nach der Volksfage sollen die von den argen Zwangsherren zusammengehäuften Schätze noch heutzutage in den tiefen Kellern und verborgenen Vermächern des verfallenen Schlosses vergraben liegen. Große eiserne Kessel, wie man sie auf den umliegenden Alpen zum Käsen braucht, sollen in den dortigen finstern Gewölben vorhanden und mit goldenen Münzen und Kleinodien gefüllt sein.

Der letzte Herr von Pontverre, ganz in Eisen gerüstet, mit hohlen Augen, die durch das Helmgitter aus dem Schädel schaurig hervorblichen, sitzt, der Sage nach, auf seinem alten Lehnstuhle und zählt ohne Unterlaß seinen unermesslichen Schatz und die vollwichtigen Dukaten.

Ein großer schwarzer Bock, mit langen, sehr spitzigen Hörnern, steht am Eingange der Schatzgewölbe Wache, bereit jeden Augenblick den Tollkühnen mit seinen Hörnern zu durchbohren, der es wagen wollte, sich mit List oder Gewalt in die wohlverwahrten Felsenkammern hineinzudrängen.

Jeden Quatemberabend hört man um Mitternacht ein fürchterliches Rattengerassel, ein Getümmel und Toben, ein Geheul und ein Gestöhne, als wenn alle Berggeister, Kobolde, Gnomen und Drachen der ganzen — damit reich bevölkerten Schweiz, dort versammelt wären.

Wie Luftgebilde glaubt der erschrockene Wanderer auf den zerstörten Zinnen der Burg schwarz

gekleidete Frauengestalten zu erblicken, weiß verschleiert, die auf den Mauertrümmern im Kreise herumschweben.

Es sollen die Schatten der Geopferten sein; sie sollen kaum vernehmbare Laute der Trauer und Wehmuth, wie Aeolsharfeentöne, hören lassen, die ob dem Geräusche des vorbeistrahenden Waldbaches bald verstummen oder auf den Fittigen des Föhnwindes zu den Gleisern des Diablerets hingeleitet werden.



### III.

## Die Geisterschenke in der Hasenburg.

Die reich mit Moos bewachsenen Ruinen dieser ehemals sehr festen Burg, liegen im Leitmeritzer Kreise des Königreiches Böhmen, auf einem freistehenden hohen Berge, der Hasenberg genannt, eine Stunde von der Stadt Budin entfernt in einer anmuthigen Gegend.

Der sinnige Wanderer, der von Prag über Schlan und Laun, oder über Belstrus und Lobositz nach Tepliz geht, erblickt in einer großen Entfernung die noch vorhandenen gewaltigen Massen zweier Thürme und einiges Mauerwerk dieses einst sehr gefürchteten Raubschlosses, von dessen Gründung die Annalen des Landes keine Kunde geben.

Nur eine Sage meldet, daß ein mächtiger böhmischer Bladise, Namens Lev, diese Burg im J. 874 erbaut haben soll, der von hier aus als Raubritter seine für die ganze Umgegend höchst verderblichen Streifzüge machte. Sein Unwesen erreichte endlich einen solchen Grad, daß der Herzog Hostivit von Prag gegen dieses Raubnest zog, es eine geraume Zeit belagerte und endlich die Besatzung zur Uebergabe zwang. Seit jener Zeit führte diese Burg den Namen Klap und erst als dieselbe im J. 1338 an die Familie, der Herren von Hasenburg kam, soll sie den Namen der Hasenburg erhalten haben.



Im Jahre 1431 wurde diese Bergveste von den Taboriten belagert, nach einer tapferen Gegenwehr aber erobert und zerstört. Seitdem ist sie aus ihrem Schutte nicht wieder hervorgegangen. Zdziko (Johann) Hasenburg von Waldet verkaufte die Herrschaft Libochowitz, zu welcher die wüsthliegende Hasenburg gehörte, um die Mitte des XVI. Jahrhunderts an den Freiherrn Johann, den Aeltern, Popel von Lobkowitz. Später kam sie an die Grafen von Sternberg, und endlich an die Grafen Gundacker von Dietrichstein.

Aus den Zeiten, als der Bladicke Leo darin als Raubritter hauste, hat sich von dieser Trümmerstätte eine Sage erhalten, die noch im Gedächtniß der Landbewohner lebt.

Ein armer, ehrlicher Bürgermann, Michael Strainz, aus dem nahen freundlichen Städtchen Libochowitz ging eines Tages in Geschäften nach Trebnitz. Als er, in Gedanken versunken, bei den Ruinen der alten unheimlichen Hasenburg vorüber ging, fiel ihm der runde Thurm auf dem hohen Bergestrüßen ganz besonders auf und weil ihm die Sonne heiß über dem Scheitel brannte, so kam ihm die Lust an, das verfallene Gebäude etwas in der Nähe zu betrachten.

Er bestieg daher den Burgberg und fand zwischen dem alten Mauerwerk den Eingang einer breiten Treppe, die in die unterirdischen Gemächer führte. Ueberzt stieg er in die Tiefe und gelangte in einen großen Keller, an dessen beiden Seiten große Fässer standen. Da die liebe Sonne durch die Keller-

löcher hell bereinschieben, so konnte er deren achtzehn zählen, von denen jedes etwa 50 Eimer halten mochte. Die zwei vordersten Fässer hatten Hähne und unter denselben stand ein irdenes Gefäß, wie man unterzusetzen pflegt, damit kein Wein auf die Erde rinne.

Unser von Durst geplagte Michael konnte sich nicht enthalten, den Hahn an einem Fasse zu drehen und verwunderte sich nicht wenig, als ein herrlich duftender Wein herausfloß. Er versuchte denselben und mußte sich gestehen, in seinem Leben noch kein so kostbares Getränk über die Lippen gebracht zu haben. Nachdem er seinen Durst gelöscht hatte, bedauerte er, kein Geschirr zu haben, damit er auch seinem Weibe und seinen Kindern einen Nachtrunk aus diesem Fasse mitbringen könnte.

Nachdem er noch etwas über den Durst getrunken hatte, ging er seinen Geschäften in der Nachbarschaft nach und ersann sich auf dem Wege einen Plan, wie er sich auch dieses Weines bemächtigen könnte.

Er kaufte nämlich in Trebnitz ein paar große irdene Gefäße und einen Trichter, und als er vor Sonnenuntergang wieder an den Berg kam, ging er abermals in den Schloßkeller und füllte sein Geschirr mit dem edlen Traubendolce.

Schwer beladen verließ er nun den Keller und dachte sich die Freude der Seinigen, als er an der Treppe drei alte Männer vor einer großen schwarzen Mischentafel sitzen sah, worauf sie mit Kreide schrieben.

Michael hätte gerne seine Gefäße im Stich gelassen, wenn er nur vor diesen unterirdischen Kellnern hätte unbemerkt vorüber kommen können. In der Angst seines Herzens fiel er daher auf die Knie und sprach ein brünstiges Gebet, wobei ihm der gute Gedanke einfiel, die Kellerherren um Verzeihung und um die Gunst zu bitten, ruhig seines Weges ziehen zu dürfen.

Der älteste der drei Männer im schwarzen Gewand, mit langem Barte und einer Lederkappe auf dem weißgelockten Haupthaar sprach hierauf mit gütiger Miene zu ihm: »Es ist Dir gestattet, so oft Du willst, hier einzusprechen und jedesmal so viel Wein zu nehmen, als Du mit den Deinen gen bedarfst.«

Nach diesen wohlwollenden Worten verschwanden die freigebigen Kellner und Michael eilte voll Freude heim, um seinem treuen Weibe das glücklich überstandene Abenteuer zu erzählen.

Michaels Frau entsetzte sich anfangs vor solchem Weine; da sie aber sah, daß er ihrem Manne so gut mundete, versuchte sie ihn auch und fand ihn ebenfalls sehr wohlschmeckend. Michael gab nun auch seinen Kindern davon und freute sich mit ihnen.

So oft er in der Folge mit seinen zwei irdenen Krügen in den Keller des öden Schlosses kam, trug er sie gefüllt heim und so trank er mit seiner Frau und seinen Kindern einen so köstlichen Wein, daß man selben ohne Bedenken hätte auf jede große Herren-Tafel setzen können.

Eines Abends erhielt Michael von einigen Nachbarn einen Besuch und die Hausfrau konnte sich nicht enthalten, denselben von dem kostbaren Getränke vorzusetzen, welches ihr Mann eben am vorigen Tage geholt hatte.

Die Nachbarn wunderten sich über die Massen, wie jener zu einem so kostbaren Trunkte komme und meinten nichts anderes, als er habe Geschäfte mit fremden Schleichhändlern, welche solchen ins Land schwärzten, ohne Aufgabe zu zahlen und die ihm für seinen Beistand einige Krüge verehrten.

Sie zeigten ihn bei der Obrigkeit daher an und Michael wurde am folgenden Tage mit seinem Weibe auf das Rathhaus vorgeladen. Er sah wohl ein, daß es nun mit dem Weinhehlen ein Ende habe; er sagte der Obrigkeit die lautere Wahrheit und brachte den Ueberrest des Weines mit, der vortreflich befunden wurde und allgemeines Staunen erregte, weil in der ganzen Gegend kein solcher zu finden war.

Michael beschwor seine Aussage und wurde hierauf mit dem Auftrage entlassen, noch einmal mit seinen Krügen auf die Hasenburg zu gehen und selbe voll Wein herabzubringen.

Michael that, was ihm befohlen war. Wie er aber seine Weinflaschen im Keller füllte, erblickte er die drei alten Männer, welche er seit dem ersten Besuche nicht wieder gesehen, an der Thüre sitzen und es schien, als hätten sie auf der schwarzen Tafel eine gar wichtige Rechnung abzumachen. Zuletzt wischten sie auf der Tafel alle Zahlen aus und machten

ein großes Kreuz darüber; einer von ihnen stand dann auf, öffnete eine Seitenthür und wählte in goldenen Münzen herum. Nach einer Weile kam er wieder heraus, zählte Michael 30 Goldgulden in den Hut, nahm ihm aber die gefüllten Flaschen weg und ging mit den andern zwei Männern langsam die Treppe hinauf.

Der zitternde Bürgermann wollte reden und konnte vor Entsetzen kein Wort hervorbringen. Wie die drei Männer die oberste Stufe erreicht hatten, schlugen sie die eiserne Thüre gewaltig zu und Michael sank ohnmächtig zusammen.

Als er erwachte, schlug es 11 Uhr auf dem Glockenthurme des benachbarten Dorfes und er lag zwischen den Ruinen der Hasenburg im feuchten Grase. — Eine leise Trauermusik erschallte und ein langer Zug von verhüllten Gestalten, welche einen Sarg trugen, schwenkte an ihm vorüber: Es kam ihm vor, als sehe er sein Weib und seine Kinder unter den Leidtragenden, die um ihn trauerten, so daß er an seinem nahen Tod nicht mehr zweifelte.

Er wollte seinen Hut nehmen und fand das geschenkte Geld darin. Zitternd ging er den Berg hinab, indem er einen Theil des Geldes verstreute und kam erschöpft in die Ebene, wo er mehrere Stunden ruhen mußte, ehe er sich nach Hause schleppen konnte.

Am andern Tag, wie sich Michael wieder etwas erholt hatte, ging er auf das Rathhaus und meldete getreulich, was sich mit ihm zugetragen hatte. \*

Die Rathsberriger erkannten in dem Gelde alte Goldmünzen, die nicht mehr im Umlaufe waren und sandten acht beherzte Männer auf die Burg; diese fanden aber keine Spur mehr von dem Felsenkeller oder der Geisterschenke, nur die Krüge zwischen den Ruinen und die auf dem Wege von Michael gestreuten Goldstücke waren noch da; sie nahmen den Hund auf und überlieferten ihn dem Rathe.

Michael Strainz aber wurde von Stund an immer schwächer und starb nach zehn Tagen, worauf seine Leichenbestattung von den Goldstücken aus der Geisterschenke bestritten wurde. — Die beiden Krüge aber wurden auf dem Rathhause zu Libschowitz aufbewahrt.

# IV.

## Die unheimliche Scheerstube \*)

S a g e .

Ein Gespenst zwar, geht die Sage,  
Halte zu des Eigners Plage  
Nachts im Schlosse seinen Hof;  
Doch du bist, zu deinem Ruhme  
Hoff ich, keine alte Ruhme  
Und kein junger Philosoph

(Weisser.)

Noch vor fünfzig Jahren stand am felsigen Ufer des rechten Rheinufers auf der Strasse, die von Lorchbach Lorchhausen und Caub führt, am Fusse des hochaufstrebenden Felsengerges mit den Burgruinen von Nollingen, ein einzelnes Wirtshäuschen, von den Schiffen scherzweise die Scheerstube genannt, weil der Gastgeber es gut verstand, seine Kunden, wie man gemeinhin zu sagen pflegt, über den Löffel zu barbieren.

Eines Abends, wo die Schenke von vorüberziehenden Landleuten, welche nach Caub zu Markte wollten, wimmelte, trat auch ein fahrender Studiosus zum Wirthe, ein Nachtlager begehrend.

Dieser hatte bald die leichte Equipage des Pas-

\*) Diese Sage hat mit jener ähnlichen Inbalt des Weiskers Ausfuss nur die Bezichtigungen des Studirens gemein.

lagerte mit einem Blicke gemustert und ihre Windigkeit wahrgenommen; denn ein Hut ohne Deckel und Schuhe ohne Sohlen verriethen in der That einen lustigen Gefellen.

»Guter Freund,« sprach der Gastherr, »mein Haus gleicht einem vollen Fasse, wo kein Tropfen mehr Platz findet. Ihr müßt euch schon bequemen, fürbaß zu gießen, was ihr auch füglich thun könnt, ohne dem Leder eures Fußwerkes eben wehe zu thun.«

»Aber bedenkt doch meine Müdigkeit,« entgegnete ihm der Studiosus, »und daß schon meine Adamschuhe blutig getreten sind.«

»Helfen kann ich euch nicht,« fuhr jener fort, »aber einen guten Rath will ich euch aus christlicher Menschenliebe geben. Seht ihr da — oben auf dem Berge die öden Mauern unseres Grafenschlosses herablicken? Dort gibt es leere Gemächer über Gemächer; seht, da könnt ihr euch im Trocknen auf's Ohr legen. Zwar fauset der Wind daselbst etwas unheim und ganz richtig soll es droben auch nicht sein; aber was thut euch das, da ihr selbst sehr windig beschaffen und sohin mit der hauchleichten Geisterwelt schier versippt seid.«

Lachend kehrte der Ehenkater dem armen Wanderer hiermit den Rücken und verlor sich in seine Herberge.

Der Studiosus brummte der Füllisterseele einen Gluch nach, erquickte sich an einer nahen Quelle mit einem Labetrunk und stieg getrost und muthig den Ruinenberg empor, wo er eine kurze Musterung über die verschütteten Örtlichkeiten hielt und



sich in dem besterhaltensten Gemache des weitgedehnten Schlosses dem Morpheus überließ.

Um die verrufene Stunde der Mitternacht weckte ein gewaltiger Schlag den Musenjünger. Mit Entsetzen sah er eine lange männliche Gestalt in einen Mantel gehüllt eintreten und bis in die Mitte der geräumigen Stube vortreten, wo ein alter gebrechlicher Tisch stand.

Hier entledigte sich der Geist seines Mantels, nahm aus einer grünledernen Kassetasche ein blankes Messer, Seife und Schaumbecken hervor, trug einen Stuhl herbei und winkte mit ernster Geberde dem halberstarrten Studenten, sich zu setzen.

Dieser begann sich seines ungeschornen Kinnes und glaubte sich in der Gewalt eines Gespenstes, das jedem Warte Tod und Vernichtung geschworen habe.

Um den Geist nicht durch Ungehorsam zu reizen, setzte er sich bebend an den bezeichneten Platz und ließ sich — wie sich bald zeigte, von einer meisterhaft geübten Hand den Bart abnehmen.

Alein damit war es nicht abgethan; auch sein Kopfhaar mußte daran und nach wenig Minuten saß der Studiosus mit glattem Kinn und kahltem Haupte da.

Der Geist gab nun das Zeichen, der Studiosus solle ihm den Sitz räumen. Als es geschehen, setzte der Unhold sich nieder. Strich sich mit der rechten Hand Kinn und Kopf und deutete mit der linken auf das Barbierzeug hin.

Der Student verstand den stummen Befehl und dachte, daß ihm auch hier Folgsamkeit aus der Klemme helfen würde.

Mit zitternder Hand machte er sich an das Werk und auf eine wunderbare Weise verschwand des Kobolds Haarwuchs unter des Studiosus unsicherer Hand, obgleich sie — ungeübt in der Kunst — meistens gegen den Strich zog.

Als das letzte Haar vom Kopfe des Gespenstes genommen war, lehrte die Nacht der Rede in seinem Munde zurück. »Heil dir, Fremdling,« sprach er, »dem ich nach drei Jahrhunderten des Fluches meine Erlösung verdanke. So lange durchirte ich nächtlich die Hallen dieser Burg, einst der Aufenthalt eines grausamen, räuberischen Mannes, in dessen Dienst ich als Wartscherer stand und als welchem ich so manchen edlen Gefangenen seines Haarschmuckes berauben mußte, damit mein böster Gebieter daraus sich ein Lotterbetslein polstern könne, worauf er zum Hohne seine Feinde, wie er sagte, sich in sanften Schlummer wiegte. Eines Tages mußte ich mein heilloses Amt an einem hochverehrten, alten Manne ausüben und schnell folgte die Strafe dieser argen Freveltthat. Ein unglücklicher Sturz raffte den Burgherrn dahin und mich erschlug ein benachbarter Ritter, dessen Bruder durch meine Hände — Haare gelassen hatte. Die ewige Vergeltung that nun den Ausspruch:

»Nächtlich, bis die Hähne krähen,  
Unter namenlosen Weiden  
Irr' im Schloß, zum Sündenlohn,  
Daß das oft gewagte Reden,

‘Dir ein Wanderer, ohne Furchten  
Einz vergilt mit gleichem Hohn.

»Belohnen kann ich dich nicht Fremdling,« fuhr  
der Geist fort, »aber begeben dich zum Besizer dieser  
Trümmerstätte, dem Grafen von S —, melde  
ihm, was geschehen und er wird dich belohnen.«

Noch bevor der Student antworten konnte,  
war der Barbier verschwunden; übrigens kam es,  
wie er verkündet hatte. Der Gespensterbanner wur-  
de vom Grafen nicht nur reichlich belohnt, sondern  
in der Folge auch zu einem seiner ersten Hausbeam-  
ten ernannt.

Als Solchen mußte ihm einst der Wirth der  
sogenannten Scheerstube seine Demüthige Re-  
verenz machen und stotterte über seine ehemalige  
Abweisung mancherlei Entschuldigungen her. »Las-  
sen wir das,« antwortete lächelnd der Erstudiosus,  
sein damaliges Scheer dich weiter ist es ja eben,  
was den Grund zu meinem dormaligen Glücke ge-  
legt hat.



## Kleine Chronik.

### I.

#### Veronika von Desselwig.

(Aus der Eilßer Chronik.)

Der mächtige Graf von Eilli hatte seinem Sohne Friedrich ansehnliche Besitzungen abgetreten, um ihn in den Stand zu setzen mit seiner Gemahlin, Elisabeth von Madrusch, eine seiner hohen Geburt angemessene Hofhaltung zu führen. Das gräfliche Paar hielt sich gewöhnlich im Schlosse zu Gurkfeld in Steiermark auf — lebte aber in Unfrieden, denn Graf Friedrich liebte heimlich die schöne — ihm aber nicht ebenbürtige Veronika von Desselwig und war von seinem Vater, dem Grafen Hermann, gezwungen worden, ein seinen Gefühlen widersprechendes Ehebündniß einzugehen.

Doch nicht lange währte diese unglückliche Verbindung, denn die Gräfin Elisabeth starb im Jahre 1422 eines schnellen Todes und bald darauf verbreitete sich allenthalben das entsetzliche Gerücht, der Graf

Friederich habe seine Gemahlin im Schlafe erstochen. Der Graf blieb aber unangefochten und die Sache wäre wohl für immer abgethan gewesen, wenn er nach Verlauf eines drei jährigen Zeitraumes die Geliebte seines Herzens nicht zum Altare geführt hätte.

Da er diese unüberlegte Handlung gegen den Willen seines Vaters und des Kaisers Sigmund, dessen Schwagers, gethan hatte, so erhielt er die Vorladung sich in Hungarn vor das kaiserliche Gericht zu stellen und über sein Vernehmen Rede zu stehen. Hier wurde er festgenommen, in Eisen und Banden gelegt und dem Grafen Herrmann überliefert, der ihn in einem Thurme der hohen Burg Oßterwitz \*) an einen Wandseiler anknüpfen ließ. Auch wurden ihm alle Güter und Schlösser abgenommen und das seinen Namen tragende Schloß Friedrichstein in Gotschee abgebrochen.

Der unglücklichen Veronika war es gelungen, mit einigen treuen Dienerinnen der Gefangenschaft zu entinnen und sich in den dichtbewaldeten Gebirgsschluchten, nahe dem Gefangenschaftsorte ihres Vaters, zu verbergen, wo es ihr gelang, zuweilen eine Kunde von ihm sich zu verschaffen. Graf Herrmann mochte von diesem Verkehre eine Spur erhalten haben, denn er ließ plötzlich seinen Sohn nach Eilli bringen, wo er eine noch strengere Haft über ihn verhängte.

\*) Dieser Thurm, ein Theil der weittläufigen Schlossruine und ein Zugehör der gleichnamigen, dem Anton Perko gehörenden, links von dem malerischen Zanthale liegende Herrschaft Oßterwitz, wird noch gegenwärtig gezeigt.

und in Thobsten von Helfenburg dem Gefangenen einen wachsamten Wächter aufstellte.

Sowohl dieser Umstand als die gänzliche Hilflosigkeit, worin sich Veronika befand, bewogen sie ihre Bildniß zu verlassen und sich in einem Häuschen bei Pettau versteckt zu halten. Allein hier wurde sie gefangen genommen und nach Osterwitz in denselben Thurm gesetzt wo kurz vorher ihr Geliebter, Friedrich, geschmachtet hatte, von dessen Hand sie ihren Namen und die zärtlichsten Liebesgrüße unzählige Mal in die Wand des Kerkers gekragt fand.

Nach einiger Zeit zog Graf Herrmann als Zauberin und Versüßerin seines Sohnes vor Gericht nach Eilli. Ihrer freien Geburt gemäß mußte ihr ein Rechtsbeistand und Fürsprecher gestattet werden, der ihre Sache so klar und siegreich verfocht daß sie, obgleich alle Richter vom alten Grafen ernannt und bestellt worden waren, ganz freigesprochen wurde.

Statt ihr aber die Freiheit zu geben, ließ der ergrimimte alte Herr sie neuerdings nach Osterwitz abführen und sie dort durch einige Muthsbergern in einem mit Wasser angefüllten Fasse grausam ertränken und in Franzlau wie ein gemeines Weib begraben.

Als ihr einmal in der Folge der Zeit wieder seine Freiheit erhielt, war es seine erste Sorge, seine schöne und unglückliche Gemahlin ausgraben und im Rathhäuserkloster zu Geyrach auf eine, ihrer Stande, ihrem Mißgeschick und seiner fortdauernden Liebe angemessene Art beisetzen zu lassen. Auch lie

er das Schloß Friedrichstein wieder aufbauen, wo er in stiller Abgelegenheit an Veronika's Seite die glücklichsten Stunden seines Lebens verlebt hatte.

Die Ähnlichkeit des Schicksals dieser Veronika von Dессewiß mit der vielbekannten bairischen Agnes Bernauer ist in die Augen springend; bemerkenswerth ist auch der Umstand, daß ein kaum zehnjähriger Zeitraum zwischen dem Todestage dieser beiden Märterinen der Liebe verstrichen ist. Agnes Bernauer starb den 14. Oktober 1435, und Veronika von Dессewiß im Anfange des Jahres 1426.

---

## II.

### Die Schadenburg.

(Schweizer - Sage.)

---

Auf, Meister, auf, und baue mir  
Ein festes, hohes Haus,  
Nicht braucht's zu sein des Landes Zier,  
Es sei des Landes Graus.

Wo an der Wanderstraße hart,  
Ein Hügel heimlich lauscht,  
Von finstern Gebüsch umflart,  
Vom trüben Bach umrauscht,  
Dort tret' es vor des Fremdling's Bild  
Wie ein Geipenst hervor,  
Und keinen send' es mehr zurück,  
Den je verschlang sein Thor.

(Schwat.)

## I.

Solche Gedanken hegte der wilde Freiherr Wolf von Ringgenberg im Werner Land, als er sich entschloß, in der Nähe seines Stammschlusses Ringgenberg auf einem hohen Felsen ein neues Zwinghaus zu bauen, um seinem bösen Räuberwesen besser obliegen zu können.



Dieser Wolf wurde seines grausamen Gemüthes und lasterhaften Lebenswandels wegen von den Pandleuten weit und breit der Währwolf genannt. Er hatte rabenschwarzes Haar an Haupt und Rinn, ein finster blickendes Auge und war lang und hager von Gestalt. Man sah ihn nicht anders als stets in voller Rüstung und er war ein so trefflicher Schütze und so gewaltiger Streiter, daß er im ganzen Schweizerlande seines gleichen suchte. Sein Uebermuth hatte ihn aber Feind und Freund verhasst gemacht.

Als er eines Tages am schönen lachenden Brienzlersee hinab und über die Aar nach Iseltwald, einem seiner Schlösser, ritt, begegnete er an einer einsamen Uferstelle, die selten ein menschlicher Fuß betrat, einem ihm unbekannten Mann, der die Fischerei trieb und dem fragenden Ritter mit Demuth und männlicher Offenheit berichtete, er sei ein Freier aus dem Unterlande und vor wenigen Monaten hither gezogen, wo er sich ein Häuschen erbaut habe.

Da Herr Wolf sich zum Grundherrn dieser ganzen Gegend aufgeworfen hatte, so machte ihn diese eigenmächtige Ansiedlung des fremden Mannes etwas ungehalten. Ohne demselben seine Gesinnung aber zu erkennen zu geben und um seine Neugierde zu befriedigen, begleitete er den Fischer in seine Hütte, die unweit davon in einem dicht verwachsenen Waldwinkel sich befand.

Herr Wolf wurde nicht wenig überrascht, als er darin die höchste Reinlichkeit und das Töchter-

lein des Mannes fand, eine so schmucke, holdselige Dirne, daß man sie die Rose der Gegend nennen konnte. Von ihrem Liebreiz bezaubert, bestellte der listige und verhublte Freiherr bei dem Vater eine Lieferung Fische und ersuchte ihm mit scheinbarer Gleichgültigkeit, das Verlangte nach einigen Tagen durch das Mädchen auf Burg Ringenberg schicken zu wollen.

An dem bestimmten Tage erschien Tochter und Vater aber zugleich auf der Burg; denn dieser hatte es weislich so für besser gehalten.

In dem Vorhofe war ein junger Diener des Freiherrn beschäftigt, mit einem Beile Holz zu hacken. Der Fischer verlangte von dem Burschen, gemeldet zu werden; der übermüthige Diener aber fuhr die Angekommenen an und sagte, er habe nicht Zeit, bergelaufenes Volk anzufügen; dabei trieb er gemächlich einen spitzen, eisernen Keil in einen buchenen Stock und hieß die Angekommenen warten, bis er mit seiner Arbeit fertig sein würde.

Der Fischer sah dem Treiben des groben unbärtigen Knechtes eine geraume Weile zu; als die Sache aber zu lange währte, überließ ihn endlich die Galle. »Hube!« rief er nun, »mache dich auf die Beine und verkünde dem Schlossherrn den Fischer Klaus mit der bestellten Fischladung, das Holzspalten aber lasse bleiben, bis du einen gefunden hast, der die es lernt.«

Nach diesen Worten zog der Fischer sein Schwert, schwenkte es sich einige Male über dem Kopf und führte dann auf Keil und Block einen so

tüchtigen Hieb, daß beide der Länge nach zu Boden lagen.

Ganz verblüfft lief nun der Schloßknecht zu dem Zwingherrn; dieser kam jedoch jeder Meldung des Dieners zuvor, weil er dem ganzen Austritt vom Fenster seiner Waffenkammer zugeesehen hatte.

Herr Wolf, erhoßt über die That und über das Mißkommen des Fischers, rief dem Diener grimmig entgegen, der Mann solle sich eiligst entfernen, er wolle den Frechen, der sich in seinem Hause und gegen seinen treuen Knecht so Verwegenes erlaube, nicht sehen noch hören und er werde ihm den Abschied segnen.

Der schadenfrohe Diener hinterbrachte dem Fischer höhnisch die Botenschaft, der Schloßherr könne ihn heute nicht verlassen und wünsche ihm eine gesegnete Heimfahrt.

Klaus bestieg mit seiner Tochter schweigend sein Schifflein, ergriff arglos das Ruder und trieb vom Ufer hinaus in die See; aber nicht sieben Klafter vom Lande, als er abgewendet vom Schlosse im Kahne stehend ausholte, um einen Ruderschlag zu führen, flog ein Pfeil vom Thurme der Burg herab, von der mächtigen Armbrust des scharf und richtig zielenden Freiherren geschossen und auf den Fährmann angelegt. Aber der Pfeil verfehlte sein Ziel und durchbohrte statt den Vater die Brust des unschuldigen Mädchens.

Nachdem er einen fürchterlichen Fluch gegen den Mörder geschleudert hatte, kam der Fischer beim,

begrub die Leiche seines einzigen Kindes, verließ unbemerkt Hütte und Geräthe und verschwand auf die dicht bewachsenen Berge.

## II.

Des Freiberger's wilder Sinn nahm von Jahr zu Jahr zu; er häufte Unthat auf Unthat und sann endlich nach, wie er eine neue Beste erbauen könne, fester und unerschütterlicher noch als Ringenberg selbst, das alte Stammhaus seines Geschlechtes. Er wählte dazu eine nabeliegende schroffe Felsenspitze, die noch keines Menschen Fuß betreten hatte, ließ dort herum Steinmassen aufhäufen, unzählige hohe Stämme hauen und zwang mit Grausamkeit seine Hbrigen, bei dem neuen Bauwerke zu graben, zu himmern und zu meißeln, daß es weit durch Thal und Gebirg hallte.

Unter solchen Umständen gedieh der Bau über alle Erwartung zum Schrecken des ganzen umliegenden Landes. An jedem Stein klebte der Schweiß und an jedem Nagel das Blut der mißhandelten Werkleute.

Als Herr Wolf eines Tages dem vorgerückten Baue nachsah und in Gedanken schon die Zeit berechnete, wenn er von hieraus sein wüstes Leben führen und seine Raubzüge würde ausüben können, trat ein ehrwürdiger, in einen schwarzen Mantel gekleideter Mann zu ihm mit grauen Haar und langem Bart, aber noch vom kräftigen Aussehen. Der Fremde trug nach der Sitte der Zeit das allbekannte Gewand eines Werkmeisters und die damit verbundenen

Kunstzeichen und Merkmale. Er grüßte den Zwingherrn mit Würde und Anstand und erbot sich ihm zu Diensten als ein wohlerfahrener Baumeister, der von Rom und Bologna kommend, unterwegs von Belagerern seines ganzen Gepäcks beraubt worden und daher der Arbeit sehr bedürftig sei.

Dem Freiherrn von Ringgenberg kam dieser kunsterfahrene Mann sehr gelegen; er versprach ihm, seinen Rath benützen zu wollen und führte ihn alsogleich mitten durch die schweißtriefenden Arbeitsleute vor die Grundmauer, um ihn um mancherlei zu fragen.

Der fremde Baumeister gab allenthalben Bescheid, besah sich genau die Gelegenheit des Ortes, verwickelte den Freiherrn immer mehr in ein Gespräch und hob, darin begriffen, einen starken Hammer vom Erdboden auf, womit er die Steine des Baues erprobte und versuchte.

Nachdem er dieses eine Zeitlang so fortgesetzt hatte, frug er den Burgherrn, wie er die gewaltige Felsenveste wohl zu benennen gesonnen sei. Er meinte, daß einem so stattlichen Herrenhaus von einem so hochedlen Bauherrn auch ein entsprechender Name beigelegt werden solle. Herr Wolf besann sich auf diese unerwartete Frage eine kurze Zeit und rief dann mit einem höllischen Gelächter: »Zu meinem Nutzen und zum Schaden des Landes wird die Burg errichtet, Meisterlein, darum sei auch ihr Name — Schadenburg.

In diesem Augenblicke hob der gebückte Baumeister mit glühenden, furchtbar rollenden Augen

sein Haupt empor, schwang mit beiden Armen den schweren Hammer hoch in die Luft und mit lauter Stimme antwortete er: »Besser würde sie Freiburg heißen, wer's merken will!« Darauf schmettete er den unvorbereiteten Zwingherrn todt darnieder und machte sich unbemerkt davon.

Dieser Baumeister war der Fischer Klaus; wo er nach dieser That hingegangen, ist niemals bekannt geworden. Die Burg aber erhielt wirklich den Namen Schadenburg, nicht weil ihr Bau, wie ihr Erbauer es meinte, zum Schaden des Landes, sondern wie wir gesehen haben, zu seinem eigenen Schaden unternommen worden ist.

### III.

## Ritter Tuschel, der Kinderschreck.

O, fürmet und lachet nur draußen,  
Ich lasse euch nimmer herein,  
Ich habe gar liebe Gesellschaft,  
Ihr wäthnet — ich sitze allein.

Alt und Jung kennt noch heute im weiten Umkreise der Gegend um Wilsbosen in Baiern, den Ritter Heinrich Tuschel von Söldenau und sein eheliches Mißgeschick. Ja, in der ganzen dortigen Gegend pflegt man noch heutigen Tages die streitigen Kinderchen mit dem Tuschel zu schrecken, wie es anderwärts mit dem Knechte Ruprecht oder dem Bauwau geschieht.

Dr. Schultes erzählt davon in seinen Donaufahrten eine gar schauerliche Kunde. Herr Tuschel von Söldenau soll auf seinem, bei Ortenburg liegenden Schlosse Söldenau sich von der Untreue seiner Frau überzeugt haben und, sie darauf lebendig haben einmauern lassen.

Alein so tragisch endete die Geschichte nicht, wie wir hier nach den glaubwürdigsten Quellen berichten wollen.

Nach einem mehrjährigen Witwenstande, den Herr Tuschel hauptsächlich der Erziehung seines einzigen Sohnes Schweikhard gewidmet hatte, vergaßte er sich auf einem Geschäftsritte nach Scharbing in ein reizendes wohlgelauntes Dorfsmädchen,

Schön - Rösschen genannt, und nach einigen Monaten verlobte er sich mit ihr zum Erstaunen der ganzen Welt.

Er wurde dazu von der heißesten Liebe, — sie aber von Eitelkeit, Eigennutz und von dem Zureden ihrer habgüchtigen, unvernünftigen Eltern getrieben.

Alles wäre, ungeachtet der griesgrämigen, eifersüchtigen Laune des Ritters, so ziemlich im rechten Geleise geblieben, wenn nicht der Zufall einen Störfried auf Burg Söldenau geführt hätte.

Dem Ritter war von guter Seite der Waffentknecht Gänther, von Gewerbe ein Schuhmachergeselle, anempfohlen worden. Da sich Zuschel eben genöthigt sah, im Gefolge des Landesherren in eine Fehde zu ziehen, so war ihm dieser Dienstmann willkommen; denn es fehlte ihm ein tapferer Arm, dem er seine Burg und seine Verlobte während seiner Abwesenheit anvertrauen konnte.

Auch versprach Gänther's Persönlichkeit, sein bescheidenes und scheinbar sittliches Benehmen ganz dem Sinne des Herrn Zuschel, der weit entfernt war, zu vermuthen, daß er einen Wolf zum Hüter seines Lämmchens bestellt habe.

Gänther war aus demselben Dorfe wie Rösschen und ihr Jugendgespieler; es ist daher sehr natürlich, daß sich unter ihnen in des Ritters langer Abwesenheit bald ein vertrauter Umgang entspann, der die Folge hatte, daß Herr Heinrich Zuschel, als er nach aufgestochener Fehde auf den Flügeln der Liebe nach Hause eilte, — das



Nest leer fand; — G ü n t h e r und A b b e n waren entflohen.

Düstere Melancholie und Menschenhaß bemächtigten sich des Betrogenen und da ihm sein Schloß zu enge wurde, so faßte er den Entschluß, die Ungetreue und ihren Entführer überall aufzusuchen, um sich an ihnen zu rächen.

Er ließ sich daher den Bart und das Haupthaar wachsen, hüllte sich in die weite und rauche Kutte eines Wüßenden und ergriff den Pilgerstab, um seine Wanderung in südlichen Gegenden anzufangen, wo die Flüchtlinge, einer aufgefundenen dunkeln Spur zufolge, gesehen worden waren.

Nach einer vierjährigen erfolglosen Reise überschritt er den Rhein und befand sich in einem abgelegenen Dorfe des hochbewaldeten S c h a f h a u s n e r Landes. Hier fiel ihm eine reinliche Hütte in die Augen, deren Schildzeichen die Wohnung eines Schmiedes verrieth.

Da Herrn T u s c h e l s Stiefeln von der langen, beschwerlichen Wanderung eben wieder sehr abgenüßt waren, so beschloß er, sie hier ausbessern zu lassen.

Er betrat die Hütte und traute seinen Augen nicht, als er darin den Verräther G ü n t h e r auf einem Dreifuß sitzen und wacker den Draht ziehen sah.

Tuschel ergriff mit wuthentbranntem Herzen unter seinem weiten Gewande den Dolch, um den Entführer in die andere Welt zu schicken, als ihm

aus dem Nebengemache Kindergeschrei und die ihm wohlbekannte Stimme Röschen's in die Ohren drang. Sie suchte die Kinder zu stillen und schreckte sie mit der Drohung: »Schweigt, Kinder, Schweigt! der Lufschel kommt sonst und frisst euch.«

Diese Worte gaben dem halb besinnungslosen Ritter die Fassung wieder; er dachte sich die unschuldigen Kleinen durch ihn verwaist und sich selbst sodann als wirklichen Schreckpöpanz der Kinder. Auch rührte ihn die Macht der Liebe, die Röschen das elende Leben in einer Hütte dem glänzenden Aufenthalte im Schlosse Söldenau vorziehen ließ.

Nach einer kurzen Ueberlegung entschloß er sich unbekannt zu bleiben und das Paar seinem Geschicke zu überlassen. Ein Dichter läßt ihn im Herzen auch sagen:

»Billich der Narr der Narren heist,

Wer, wie ich, seine Schuß' zerstreist.«

Herr Lufschel begab sich daher in tiefer Betrübniß zurück nach Söldenau, vermied sorgfältig jeden Umgang mit dem weiblichen Geschlechte sein ganzes späteres Leben hindurch, lebte in philosophischer Ruhe, übte der frommen Werke viele, und stiftete mit Einstimmung seines Sohnes Schweißhard im Jahre 1376 zu Wildhofen ein reichbegabtes Kollegialstift.

Nach den Regeln dieser Stiftung mußte jeder Kanonikus auf seinem Kleide und an seinem Hause die Devise »Allein« haben, zum Andenken des verlassenen Lebens des Stifter's. Eben so zeigte ein Stein am Stiftshause die Aufschrift.

„Ein Gämsel auf dem Stein  
Pockt mich in Wald hinein,  
Zwei Hunde an-ein Bein;  
Ich Fuschl bleib allein.“

Diese Unterschrift erklärt sich selbst und es ist  
sehr zu bedauern, daß dieser merkwürdige Stein in  
neuerer Zeit erst seinem ersten Standorte entrückt  
und zur Grundlage einer Brücke gebraucht worden ist.

## IV.

## Die blutige Glitterwoche.

(Schaten's Annal. p. ad annum 1327.)

Lucie, die Tochter des westphälischen Ritters Meinhard von Niehausen war nicht unempfindlich gegen die Huldigungen Konrad's Spiegel zum Deesenberge geblieben, den sie zu Münster bei der Feier eines großen Kirchenfestes kennen gelernt hatte.

Da Herr Konrad Spiegel im Besitze eines großen Vermögens und überhaupt ein Mann war, der im Lande ein ungewöhnliches Ansehen besaß und hinsichtlich seiner persönlichen Eigenschaften keinen Nebenbuhler zu scheuen hatte, so zweifelte Niemand, in Lucie und ihm bald ein glückliches Brautpaar begrüßen zu können. Es verhielt sich aber anders, denn des Fräuleins Vater hegte in seinem Innern höhere Pläne, wozu ihm Lucien's blendende Schönheit und sein unbegrenzter Ehrgeiz verleitete. Er hatte die Hand seiner Tochter nämlich, ohne ihr Wissen; dem Grafen von Paderberg, dem mächtigsten Dynasten des Herzogthums Westphalen zugesagt und erwartete nur eine schickliche Gelegenheit, um Lucien's seine Wünsche eröffnen zu können.

Der Graf von Paderberg war als ein Herr von unbezwinglichem Stolge und von einem

eisernen Sinn bekannt, der keine Eigenschaften besaß, die ihm dem schönen Geschlechte angenehm machen konnte. Das Fräulein unterließ auch nie, gegen ihren Vater die Abneigung an den Tag zu legen, die ihr Herz gegen diesen abschreckenden Mann erfüllte und darum hatte Herr Reinhard es noch nicht für gut gefunden, seine Tochter mit seinen Absichten bekannt zu machen.

In dieser Lage der Sache traten aber politische Verhältnisse ein, die Lucien zwar ihrem geliebten Konrad in die Arme — aber auch auf eine blutige Art — in das Grab führte.

Bernhard V. Bischof von Paderborn, aus dem Hause der Grafen von der Lippe, hatte durch manche Maßregel die Rechte der landständischen Ritterschaft beeinträchtigt. Diese versammelten sich daher im Jahre 1326 zu Brackel, um wirksame Beschlüsse gegen die fortschreitenden Anmaßungen Bernhards zu verabreden und brachten einen von 79 Rittern besiegelten Bund zu Stande, an dessen Spitze Lucien's Vater und Althard von Wolmeringhausen standen und dessen Lösung der Krieg war.

Ein einziger Umstand trat den Verbündeten in den Weg, der ihrem Unternehmen ein übles Ende bringen konnte. Es war die zweideutige Gesinnung des kampffertigen Ritters Konrad's Spiegel, der im Besitze einer größeren Macht war, als der heimliche Ritterbund für seinen Zweck entbehren konnte. Konrad hatte zwar mit den übrigen Standesherrn gleiche Ursache zur Unzufriedenheit, aber als Vasall

und erklärter Liebling Bernhards war er entschlossen, die seinem Herrn schuldige Treue nicht zu brechen.

Weder Gründe der Politik noch des Eigennutzes vermochten es, ihn in seinen Gesinnungen schwankend zu machen und alles schien für den Bund verloren zu sein, als der schlaue Althard von Wolmeringhausen mit dem Vorschlage hervortrat, den Ritter Spiegel mit Luciens Hand zu gewinnen. Nach vielfachen Erörterungen siegte das Interesse des Augenblicks; Reinhard willigte ein, Konrad Spiegel trat dem Bunde bei und wurde so zum Verräther seiner Pflicht, wie Reinhard es an seinem, dem Grafen von Padtberg gegebenen Worte, wurde.

Ein reiches Festgelage feierte den Tag der Vermählung, wobei zugleich alle Verabredungen zum Angriff getroffen und dem jungen Gatten die Ausführung des ganzen Unternehmens übergeben wurde. Um seine Gattin vor allen möglichen Gefahren zu sichern, beschloß er, daß sie während des Krieges den einsamen Aufenthalt auf der waldigen Deesenburg mit dem auf der Wartburg (dem heutigen Marburg) bei ihrem Vater vertauschen sollte.

Am vierten Tage nach der Vermählung begab sich Lucie schweren Herzens mit ihrer Dienerschaft auf den kurzen Weg zu ihrem Vater und glaubte schon die Thurmspitze ihrer väterlichen Burg zu erblicken — als sie sich auf offener Heerstraße von einem Haufen verkappter Reiter angefallen sah, die ihre wehrlose Begleitung verschlehten und die junge Dame noch in den Flitterwochen ihrer Ehe auf eine barbarische Weise ermordeten.

Konrad Spiegel von Deesenberg war von der Kunde dieser Gräueltbat wie von einem Donnerschlage betäubt, verließ das zusammenrückende Heer und eilte mit gesügelter Eile nach dem Schauplatze des Entsetzlichsten aller Morde.

Der Anstifter dieser Schandthat blieb unentdeckt. Die ganze Welt bezeichnete den Grafen von Padtberg als den Schuldigen, aber der Freikuhl zu Dringenberg, vor den er von Spiegel geladen wurde, entlastete ihn aller Schuld, weil er, so wurde behauptet, des Stuhls eigener Schöpfer war.

Der Bund gegen Bischof Bernhard war aufgelöst. Konrad Spiegel sühnte aber seine Schuld gegen seinen Lehnsherrn gleich edel und erspriesslich für beide Theile. Er stiftete einen Vergleich zwischen dem Bischof und den Rittern, während er sich selbst dem Andenken seiner — so kläglich verloren Gattin weihete

---

V.

Das Buckelfäthchen.

Catillon par la abrcellerie  
Sait remplir son panier d'œufs,  
Comme lièvre elle se moque de fusils,  
Dans le choux elle se rit du chasseur.

---

Im Schweizerkanton Freiburg findet man in den entlegensten Dornbüschen altergelbe Abdrücke einer in der Landessprache geschriebenen Romanze, wovon obiges Motto eine — freilich in steifer Form bewerkstelligte Uebersetzung in französischer Sprache ist.

Diese Romanze hat die Ueberschrift »Catillon« und handelt von einem, bei dem Volke aller umliegenden Kantone Äbelberüchtigten, alten Weibe, — das noch überdies als das letzte Opfer der leidigen und unserm Verstande kaum glaublichen Hexenprocedur im Schweizerlande verbrannt wurde.

Zu Wilarsvolard im Landgerichte Greys lebte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein im bösen Rufe der Unheimlichkeit und Verbuhltheit stehendes Weib, Katharina Repond genannt. Es lebte in stiller Zurückgezogenheit in einem abseits gelegenen Häuschen und ging noch rüstig, aber mit tiefgesenktem Kopfe und hohem Rücken einher.



Es war dieses zwar die Folge des hohen Alters dieser Frau und der schweren Arbeit, womit sie ihr Leben fortgebracht und sich ein sorgenloses Alter verschafft hatte; die Nachbarn mit fein riechenden Nasen behaupteten aber, nicht die Last der Jahre, sondern der Satan habe dem Weibe das Genick vorwärts gebogen.

So oft die alte Katharine sich dem Volke zeigte, rief alles ihr den Spignamen »Catillon la Toascha« — das heißt: »buckelige Käthe oder Buckelkätchen« zu.

Diese Neckerei brachte jedesmal die Alte auf, die es nun ihrer Seite an Entgegnungen und Verwünschungen nicht fehlen ließ. Wie nun oft aus geringfügigen Ursachen große Folgen entstehen, so war auch dieser Gassenbubenkrieg die Grundlage des tragischen Endes der alten Catillon.

Die Buckelkätche besuchte regelmäßig jeden Wochenmarkt zu Bulle und Freiburg, reichlich mit Hühnern und anderm Geflügel versehen; besonders reichhaltig war ihr Eiovorrath. Dieser Umstand wurde einer Hexensalbe zugeschrieben, die sie nur essen durfte, um trotz einem vollen Hühnerhause Eier legen zu können.

Wäre ein Ungewitter, so war Buckelkätche die Wettermacherin; entstand eine Feuerbrunst, so hatte sie die Schuld daran; wurde die Milch sauer und wollte der Käse nicht gerathen, so war die Alte im Spiele; kurz, jedes Mißgeschick war ihr höllisches Werk.

Der böse Leumund und die tolle Verfolgungswuth blieb bei diesen, damals gewöhnlichen äußeren Zeichen der Hexenschaft, nicht stehen; es wurde mit vollem Ernste behauptet, die Bockelfäthe nehme oft die Gestalt eines Schweines an und lasse dabei ein der menschlichen Stimme gleichtönendes Brungen hören; auch erscheine sie zuweilen als ein schnellfüßiger Hase, den auch der geschickteste Weidmann weder im Laufe noch im Lager treffen könne.

So viele Zeichen und Beschuldigungen konnten ihre Wirkung nicht verfehlen. Die Hexenschwester wurde eingezogen und man machte ihr einen förmlichen monatlangen Prozeß.

Während dieser hochweisen Untersuchung kam der Frau Landvogtin von Greysers und mehreren Frauen der Umgegend das Gelüft an, die Bockelfäthe zu sehen; sie beguckten die unglückliche Alte daher durch ein kleines Kerkerloch, mußten aber ihre Neugierde theuer bezahlen, weil sie heftige Flüsse bekamen.

Obgleich dieses eine ganz natürliche Folge der feuchten Zugluft, die in den Gefängnistellern herrschte, war, so mußte doch abermals die Hexe daran Schuld sein.

Ein Hexenprozeß ohne Tortur wäre gegen die damalige Rechtsordnung gewesen; Bockelfäthe wurde daher nach Recht und Gebühr gefoltert und so gestand sie richtig, was ihre hochweisen Richter wollten, was sie gestehen sollte, nämlich sie habe mit dem Teufel um drei Thaler einen Bund gemacht, von ihm eine graue Salbe erhalten, um sich die Fersen zu

schmieren, damit sie auf einem Rehrbesen, Vorst-  
wische oder Ofengabel durch die Luft zum Hexensa-  
tth fliegen könne und so weiter, wie es in tausend  
früheren ähnlichen Prozessen vorgekommen war.

Nun kam es zum Urtheil. Das hochweise Gericht  
befahl, Catillon sollte durch die Bettelodgtinnen  
aller Kleider beraubt, geschoren, mit warmen Was-  
ser gewaschen, mit einem geweihten Hemde angethan,  
und mit einem Agnus Dei behängt werden, und dann  
wurde Buckelkätchen als überwiesene Hexe und  
Teufelsweib zu Corbières im Jahre des Heils  
1731 auf einem Scheiterhaufen verbrannt.

Damals war Herr Beatus Nikolaus  
Montenach freiburgischer Landvogt zu Greys  
und Oberrichter des Hexentribunals.

---

## VI.

### Das Turnier im Zimmer.

Der Herzog Albert von Sachsen hatte im Jahre 1478 seine Nichte, die Prinzessin Christine nach Kopenhagen begleitet, wo sie dem Thronerben, dem Prinzen Johann von Dänemark ange-  
traut wurde. Auf seiner Rückreise besuchte der fürst-  
liche Brautführer die damals reiche blühende Hanse-  
stadt Lübeck, dessen Senat dem hohen Gast zu Eh-  
ren mehre glänzende Bankette und Feste veranstaltete.

Bei einer solchen Gelegenheit äußerte Herzog  
Albert in einer frohen Weinlaune sich über die schö-  
nen Freistädterinnen, daß sie ihm gar wohl gefielen,  
daß er aber den bei ihnen herrschenden Gebrauch nicht  
gut heißen könne, daß sie verkappt und verschleiert  
gleich den Mannspersonen, dem Rathskeller besuchen.  
»Diese Sitte«, so schloß er seine Rede »dünkt mir  
so unschicklich, als ob ich den Rathssaal eines wohl-  
ehrwürdigen Stadtsenats zu einem Tummelplatz eines  
Kampfes zu Ross machen wollte.«

Gleich darauf erging vom Rathe aus ein Ver-  
bot, der dem weiblichen Geschlechte den Besuch des  
genannten Unterhaltungsortes untersagte. Der  
Rathsherr, der dem Prinzen diese Botschaft brachte,  
setzte mit schalkhafter Miene hinzu, dem Senate sei  
die Ausführung dieser Maßregel ein Leichtes gewe-  
sen als ihm (dem Herzoge) der zur Sprache gebrachte  
Kampf zu Pferd im Gerichtssaale seyn würde.

Den Herzog verdross heimlich diese neckende, im Scherz gemeinte Rede; er unterdrückte aber seine Empfindlichkeit und nahm mit freundlicher Gebehrde eine neue Einladung des Senates an, der für den Abend im Rathhause ein glänzendes Ballfest angeordnet hatte, wo die Blüthe von Lübeck's Schönheiten erscheinen würde.

Als am Abende die reichbesetzte Tafel geendet war und man sich zum Tanze im großen Rathssaale begeben wollte, entfernte sich Herzog Albert und der mecklenburgische Ritter Kurt von Maljahn, wie sie es früher mit einander verabredet hatten und nach wenigen Minuten kamen Beide, zum großen Erstaunen der Anwesenden, von vielen Fackelträgern umringt, die steile, nach alter Art gebaute und selbst für Fußgänger schwierige Treppe herauf geritten und schickten sich ohne weitere Umstände in dem großen, mit Ziegeln gepflasterten Prunkgemache zu einem förmlichen Turnire an. Durch dieses abenteuerliche Beginnen wollte der Herzog den stillen Wifsmuth besiegen, den manche schöne Lübeckerin gegen ihn hegte, weil sie seinen Worten den Verbot, den Rathskeller besuchen zu dürfen, aufschrieben.

Das Rennen begann auch wirklich, nachdem sich die ganze ansehnliche Ballgesellschaft zum Zusehen aufgestellt hatte und nach mehreren Ritten warf des Herzogs Lanzenstoß den Gegner sammt seinem Roße zu Boden. Kurt von Maljahn blieb jedoch glücklicher Weise ganz unbeschädigt und konnte gleich darauf mit seinem Ueberwinder und zwei schönen Stadtmädchen den Tanz beginnen.

## VII.

### . Die silbernen Köpfe.

---

Graf Mollin von Neuenburg (Neufchâtel) in der Schweiz war erst sechzehn Jahre alt, als ihm die Regierung seines Landes zufiel; darum hatten des Grafen zwei Oheime, welche Stiftheerrn zu Neuenburg waren, die Vormundschaft und Landesregierung übernommen.

Die Herren von Wallangin, Johann und Thieri, die mächtigsten Vasallen von Neuenburg, benutzten diesen Umstand, um das ihrem Hause schon lange verhasste Joch der Lehensherrschaft abzuschütteln und sie verbanden sich deshalb mit Pettern von Aspelt, dem Bischofe von Basel, einem Erbfeinde von Neuenburg.

Diese Umtriebe blieben den Vormündern des jungen Grafen nicht verborgen; sie glaubten daher im Interesse ihres Neffen nicht länger anstehen zu dürfen, die Mitberren von Wallangin aufzufordern, ihrem Lehensherren zu huldigen. Jene verlangten Aufschub und schlossen vor dem St. Lucientag 1295 mit dem Bischofe einen geheimen Vertrag.

Die neuenburgischen Staatsverweser erfuhren, was vorging. Sie beriefen daher die Landsgemeinden der Grafschaft zusammen und diese ver-

langten mit Begeisterung gegen die Eindrücker aufzuziehen. Der junge Graf, der ebenfalls anwesend war, wurde von der Treue und Liebe des Volkes so gerührt, daß er die Nächststehenden umarmte, an dem Zuge selbst Theil zu nehmen beschloß und dem Schwur that, daß die Brüder Johann und Thieri von Wallangin ihren Verrath mit einem Paar Köpfe bezahlen sollten.

Heinrich von Neuenburg, einer der Vormünder, der Herr von Colombier und Amadeus von Baurtravers stellten sich an die Spitze der aufrückenden Mannschaft. Auch die Herren von Wallangin hatten ihre Untergebenen bewaffnet und sich mit dem Bischofe von Basel vereinigt, der mit seiner ganzen Macht zu ihnen gestoßen war.

In der schönen Ebene von Cossfrane kam es zur Entscheidung. Man schlug sich lange und mit vieler Erbitterung; nach vielem Blutvergießen wurden aber die Basler, ihrer überlegenen Zahl ungeachtet, geschlagen und in die Flucht gejagt; das Brüderpaar Johann und Thieri von Wallangin aber wurden gefangen genommen und mit dem Schwure des jungen Grafen bekannt, erwarteten sie den Tod.

Als sie vor ihn geführt wurden, fragte er sie, ob sie ihres Verrathes geständig wären. Da sie dieses reuevoll thaten, so schenkte er ihnen das Leben, forderte aber, um seinen Schwur zu halten, von ihnen zwei silberne Köpfe, jeder fünf und zwanzig Mark an Gewicht. Sie sollten auch als

Zeichen dienen, daß die Herren von Wallan-  
gen dadurch ihre eigenen Köpfe, welche sie wegen  
ihres Abfalls und ihrer Treulosigkeit auf dem Blut-  
gerüste zu verlieren verdient hätten, erkaufte hatten.  
Auch bestätigte er sie wieder in ihren Lehnen.

Die zwei silbernen Köpfe wurden nebst  
den in der Schlacht eroberten Bannern bei dem  
Hochaltar der Kollegialkirche zu Neuenburg  
aufgestellt, wo sie bis zur Zeit der Reformation  
blieben, wo die Bilderstürmer sie für Heiligenbilder  
hielten und mit so vielem Andern vertilgten oder  
entwendeten.





## Schwänke.

### I.

#### Der Krieg um den weißen Schuh.

In der uralten freien Reichsstadt Speier hatten die Müller- und Bäckergefallen seit undenklichen Zeiten das herkömmliche, sonderbare Recht, bei feierlichen Gelegenheiten einen schwarzen und einen weißen Schuh zu tragen.

Dieser etwas handwurstmäßigen Tracht wegen waren die Burschen dieser zwei bürgerlichen Innungen für alle übrigen ein Gegenstand des Gespöttes und des Neides zugleich. Man nannte die also daher stolzierende Bäcker- und Müllergefellen — Mehlwärmer, Weisfüßler, Tag- und Nachtvogel; man sagte von ihnen, daß sie schon mit einem Fuße dem Schwarzen gehörten, daß weiß und schwarz (nämlich grau) ihre Leibfarbe, daß sie zur Hälfte Kappen und zur Hälfte Schimmel wären.

Allein ungeachtet all dieser Anzüglichkeiten und Sticheleien traten die also Verspotteten dennoch mit hochmuthsvollem Gange daher und ließen ihren Wi-

versichern den weißen Schuh bei jeder Gelegenheit gleichsam absichtlich und herausfordernd vor der Nase spielen.

Schon seit mehreren Jahren waren die Gesellen der verschiedenen Zünfte daher bedacht gewesen, diesem Unwesen, wie sie es nannten, ein Ende zu machen. Am lautesten und erbittertsten eiferten die Schneider gegen den angemaßten Vorzug der Müller und Bäcker; sie hatten sogar schon den Versuch gemacht, sich ein ähnliches Abzeichen beizulegen, indem sie zu Ehren des heiligen römischen Reichs bei einigen öffentlichen Feierlichkeiten einen schwarzen und einen gelben Schuh zur Schau — aber auch zum allgemeinen Gelächter herumgetragen hatten.

Die Wiederholung dieser Doppelsüßigkeit unterblieb daher, aber der Stroll hatte in ihrem Herzen zugenommen und war endlich so hoch gestiegen, daß sie, um der Sache ein kurzes Ende zu machen, im Jahre 1479 den Entschluß faßten, auf ihrem gewöhnlichen jährlichen Fastnächteballe nicht anders zu erscheinen, als es die verhassten Müller und Bäcker von jeher auf dem ihren zu thun pflegten, nämlich mit einem schwarzen und einem weißen Schuh.

Obgleich die Schneider sich dabei gegenseitig die größte Verschwiegenheit angelobt hatten, so war ihr Vorhaben doch den bevorrechteten Schwarzen und Weißfüßlern bekannt geworden und diese verschworen sich, den Schneidern aufzulauern und dem Ersten, der ihnen in dieser Zusage in die Hände fallen sollte, den weißen Schuh auf eine Art anzuziehen, daß ihm das Wiederanziehen desselben vergehen würde.

Der erste Schneidergeselle mit einem weißen Schuh wurde auf dem Rossmarkte ertappt und in kurzer Zeit darauf geschah dasselbe in vielen andern Stellen der Stadt. Es versteht sich nun wohl von selbst, daß allenthalben blutige Schlägereien entstanden, die bald so arg wurden, daß die Stadtehrigkeit sich gezwungen sah, aus den benachbarten Dörfern alle waffensfähigen Männer in die Stadt zu ziehen, um dem Kampfe ein Ende zu machen.

Es waren dabei fünfzig Müller- und Bäckerge- sellen gefangen genommen und in die Stadthürme geworfen worden. Die übrigen Gesellen versammel- ten sich hierauf in ihrer Herberge und faßten den Entschluß, nicht eher wieder Hand an die Arbeit zu legen, als bis die Gefangenen die Freiheit erhal- ten würden, denn es seien die Schneider der an- greifende Theil gewesen, weil sie sich ein den Mül- ler- und Bäckergefallen seit undenklichen Zeiten zu stehendes Vorrecht angemacht hätten.

Auf der Meister insändiges Bitten gab nach fünf Tagen der Stadtrath die Eingethürmten frei; sie sollten aber sämmtlich wegen der Gefangenschaft die gewöhnliche Urfehde von sich geben. Die freige- lassenen Gesellen verweigerten aber die Urfehde trotz den Vorstellungen der Meister. Der Stadtrath traf hierauf ernste Vorkehrungen, um die Widerspenstigen zu züchtigen. Den Meisten derselben war es jedoch ge- lungen, in den verschiedenen Alküstern der Stadt eine Freistätte zu finden und nur sehr wenige fielen in die Hände der Gerechtigkeit. Diese wurden vor Gericht gestellt und nach Gebühr bestraft. Dieses Beispiel der Strenge bewog nun die übrigen, aus

ihren Freistätten hervorzukommen und die Urfehde zu besiegeln.

Von Seiten der Stadtobrigkeit erging aber das Gesetz, daß kein Schneider ohne besondere Erlaubniß eines Rathes andere als schwarze Schuhe tragen dürfe; den Müllern und Bäckern aber wurde auch untersagt, sich der zweierlei Schuhe zu bedienen, da sie aber im herkömmlichen Besitze eines diebställigen Vorrechts wären, so sei es ihnen freigestellt, sich für weiße oder für schwarze Schuhe auszusprechen.

Meine Quelle meldet nicht, für welche Farbe sie sich entschieden haben. Nach dem Geiste der Zeit und aus der Natur der Menschen aber zu folgern, läßt sich annehmen, daß sie anfangs — um sich ihres Vorrechts nicht zu begeben — sich für die weiße Farbe ausgesprochen haben mögen.

## II.

### Die Deputirten von Casentino.

(Ein geschichtlicher Schwanf.)

---

Kleinstädter und Krähwinkler hat es zu allen Zeiten und in jedem Lande gegeben. Wir wollen die Wahrheit dieser Behauptung, was Italien betrifft, mit einem Vorfalle beweisen, der sich dort im 14. Jahrhundert wie *Sacchetti*, *Manni* und andere Schriftsteller bezeugen, ereignet hat.

Im Anfange des 14. Jahrhunderts schickte das Städtchen *Casentino* zwei Bürger als Gesandte an den Bischof von *Arezzo*, *Guido Tarlati* von *Pietramala*, um mit diesem, in den Stürmen jener Zeit hochstehenden Herrn, der in der Geschichte auch dadurch bekannt ist, daß er König *Ludwig* von *Bayern* gekrönt hat und am Ende das Opfer seiner Anhänglichkeit an ihn geworden ist, über eine Angelegenheit zu unterhandeln.

Die beiden kleinstädtischen Abgeordneten setzten sich zu Pferde und machten sich auf den Weg. Sie hatten Abends spät ihre Aufträge mündlich erhalten und dachten, ganz verblüfft von ihrer wichtigen Sendung, nicht früher ernstlich an die erhaltene Instruktion, als bis sie einige Stunden weit geritten waren.

»Weißt du noch, was wir dem Herrn Bischof zu sagen haben?« sprach jetzt der eine, Antonio genannt, zum andern, mit Namen Pedro.

»Ich weiß es nicht mehr,« gab dieser zur Antwort, »denn ich habe mich auf dich, als einen verschnittenen Kopf, verlassen.«

»So werden wir schon ankommen,« fuhr jener fort, »ich weiß von der ganzen langen Geschichte kein Sterbenswörtchen mehr; was ist nun da zu machen?«

»Laß es nur für jetzt gut sein,« tröstete ihn Pedro, »wir erreichen hoffentlich bald ein reputirtliches Wirthshaus und wenn wir da ein gutes Glas Wein finden, so müßte es doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn uns die Sache nicht wieder einsiele. Der ältere Cato pflegte sein Gedächtniß ja auch mit Wein zu stärken.«

Diese Auskunft gefiel dem durstigen Antonio über alle Maßen, er lobte die Einsicht seines Reisegefährten und überließ sich ganz dem süßen Gedanken an das Wirthshaus und den guten Wein.

Sie erreichten auch in Kurzem das Ziel ihrer Sehnsucht und hatten im edlen Eifer für die Sache ihrer Vaterstadt keine angelegentlichere Frage, als nach gutem Wein.

Sie fanden ihn vortrefflich und genossen davon so reichlich, daß ihnen tausend Sachen, nur ihr Geschäft nicht einsiel. Aber auch diese Stimmung ihres Kopfes dauerte nur so lange, als ihre Zungen nach neuen Flaschen zu fragen vermochten und ob-

gleich diese bald so widerspänstig wurden als ihr Gedächtniß, so behaupteten sie vor dem Publikum der Schenke ihre Gesandtenwürde doch so gut, daß sie auf ihren eigenen, wie wohl sehr schwankenden Füßen, das Vett erreichen konnten.

Als der Morgen angebrochen war, entwandten sich die beiden Abgeordneten nicht ohne besondere Anstrengung den Armen des Morpheus.

»Ist dir,« sprach Antonio, »unser Geschäft eingefallen?«

»Ich weiß nur so viel,« antwortete Pedro »als daß ich mein Lebelang keinen besseren Wein als gestern getrunken habe.«

»Das weiß ich auch, und könnte es nöthigen Falls sogar mit einem körperlichen Eide bekräftigen; zugleich weiß ich aber auch, daß ich etwas nicht weiß, was wir wissen sollen, um vor dem ehrwürdigen Herrn von Arezzo erscheinen zu können. Was machen wir nun? Was sagen wir dem Herrn Bischof?«

»Da mußt du einen Andern fragen,« antwortete Pedro, »ich bin indessen der Meinung, abermals den Gott Bacchus zu fragen, vielleicht ist er uns heute holdere als gestern und überdies dürstet mich gewaltig.«

»So geht es mir gerade auch,« versetzte Antonio, »wie wärs, wenn wir heute in diesem Wirthshaus blieben? Der Wein ist gar zu gut und wer weiß, ob uns die Sache nicht einfällt, wenn wir unser Gedächtniß noch einmal recht auffrischen.«

Also geschah's. Die Abgeordneten setzten sich mit dem besten Versatz hinter die Flaschen und sprachen diesen so gewaltig zu, daß es nicht ihre Schuld war, wenn sie ihren Auftrag nicht in denselben wieder fanden.

Der Tag verging aber, ohne daß ihnen einfiel, warum sie eigentlich tranken und der Schlaf meldete sich so gebieterisch, daß sie sich nicht einmal vornehmen konnten, von dem zu träumen, was ihrem Gedächtnisse wachend entflohen war.

»Die ganze Nacht ist mir kein Jota von unserer wichtigen Sendung eingefallen,« klagte Pedro am nächsten Morgen.

»Und doch ist der Wein so gut, daß wir gewiß das Unserige gethan haben,« sagte Antonio.

»Gut ist er,« versetzte der erste, »und ich wollte mir ihn noch besser schmecken lassen, wenn ich nur wüßte, was wir dem Herrn Bischofe zu sagen haben?«

Da liegt ja eben der Hase im Pfeffer!« fiel Antonio ein. — »Dem Herrn Bischofe nichts sagen können und von diesem Weine scheiden müssen, ist ein zweifaches Unglück! — Wie wär's, wenn wir heute es noch einmal mit der Konsultirung des Weins versuchten?«

Dazu wollte sich Pedro nicht entschließen. »Laß uns aufbrechen,« sagte er, »vielleicht kommt uns unter Wegs die Sache wieder in den Kopf. Der Durst kann erwirken, was der Wein nicht vermocht hat und am Ende haben wir doch alles versucht und unsere Schuldigkeit gethan.«



Sie nahmen mit schwerem Herzen von dem Wirthshaus Abschied und machten sich auf den Weg. Mancherlei fiel ihnen ein, woran sie lange nicht gedacht hatten: aber der Gedanke, den sie suchten, erschien immer nicht.

So kamen sie eines Abends in Arezzo an. Die alte Frage, was sagen wir nun dem Herrn Bischof? wurde vergeblich wiederholt. »Verlassen wir uns auf Gott und seine Heiligen, vielleicht hilft uns einer von diesen aus der Noth,« sagte der eine.

Mit diesem frommen Vertrauen traten sie vor den Herrn Bischof, der sie freundlich empfing, ihnen die Hände drückte und sie frag, was sie gutes Neues von ihren Mitbürgern von Casentino brächten?

Nach der gehörigen Begrüßung, sprach Pedro zu Antonio: »Sprich, Antonio, Du bist der eigentliche Sprecher dieser unterthänigsten Deputation!«

»Sag Du's,« erwiderte dieser, »Du bist der Ältere.«

»Gnädigster Herr!« fing der erste hierauf an: »Eure gehorsamsten Diener von Casentino schicken uns als Botschafter zu Euch. Wir sind keine studirten Leute und können es nicht so recht von uns geben, was wir in aller Devotion zu vermelden haben. Unsern Auftrag erhielten wir Nachts vor Schlafengehen und entweder hat man uns die Sache nicht recht gesagt, oder wir haben sie nicht recht verstanden. Nur so viel wissen wir, daß wir uns Euerem Schutze unterthänig empfehlen sollen.«

Der Bischof lächelte und erwiderte ihnen:  
»Geht nur wieder nach Hause, meine Freunde, und sagt euern Mitbürgern, daß alle ihre Angelegenheiten wohl bei mir empfohlen sind und daß ich sie bitten lasse, sie möchten sich in Zukunft die Kosten, eigene Botschafter abzusenden, ersparen und mir ihre Angelegenheiten und Wünsche schriftlich melden.«

Die Beiden, höchst zufrieden sich so gut aus der Sache gewickelt zu haben, verabschiedeten sich und machten sich sogleich auf den Rückweg. »Die Sache ist gut gegangen,« sprach Pedro, »nehmen wir uns jetzt nur in Acht, daß wir nicht vergessen, was uns der Bischof gesagt hat.«

»Das will ich mir getreu behalten,« sagte Antonio, »denn ein so gelehrter Mann spricht, daß es unser einer versteht.«

»Wenn wir nur den guten Wein noch finden,« bemerkte jener.

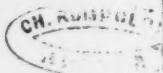
Als sie das bekannte Wirthshaus erreicht hatten, erhielten sie auch in Betreff des Weines die befriedigendste Antwort.

Sie blieben so lange in demselben, bis das Fäßchen leer war und kehrten mit besserem Gedächtniß nach Hause zurück, als sie mitgenommen hatten.

Als sie vor den Magistrat von Casentino kamen, machten sie große Worte von der ehrenvollen Aufnahme; die sie bei dem Herrn Bischof gefunden, von der eindringlichen Rede, die sie an ihn gehalten;

von dem besondern Schuß, den er ihnen versprochen und wie er ihnen zum Beweis seiner gnädigen Gesinnungen sogar gesagt habe, daß sie in Zukunft die Kosten, eigene Gesandte abzuschicken, ersparen und sich immer in Briefen an ihn wenden sollten.

Die guten Männer wurden von ihren Mitbürgern in hohem Grade beliebt und galten von Stund an für zwei grundgescheidte Köpfe, die ihrer Vaterstadt zur hohen Ehre gereichten.



# Inhalt

## Erzählungen und Sagen.

|                                                                | Seite |
|----------------------------------------------------------------|-------|
| Die vier greisen Amazonen (Nach Thatfachen erzählt)            | 1     |
| Der Helfer am Kreuze (Eine wahre Geschichte deutscher Vorzeit) | 20    |
| Der Mädchenräuber (Wahre Begebenheit)                          | 43    |
| Die Jungfrau am Karner (Novelle)                               | 68    |

## Spuck- und Gespenstersaal.

|                                          |     |
|------------------------------------------|-----|
| I. Der gespenstige Hund                  | 110 |
| II. Der Nigremonters Schatz              | 113 |
| III. Die Geisterschenke in der Hasenburg | 116 |
| IV. Die unheimliche Scheerstube (Sage)   | 123 |

## Kleine Chronik.

|                                                                   |     |
|-------------------------------------------------------------------|-----|
| I. Beronika von Dessenitz (Aus der Eilicher Chronik)              | 128 |
| II. Die Schadensburg (Schweizer Sage)                             | 132 |
| III. Ritter Tuschel, der Rinderschreck                            | 139 |
| IV. Die blutige Klitterwoche (Schatten's Annal. p. ad annum 1327) | 144 |
| V. Das Budelskätzchen                                             | 148 |
| VI. Das Turnier im Zimmer                                         | 152 |
| VII. Die silbernen Köpfe                                          | 154 |

## Schwänke.

|                                                                |     |
|----------------------------------------------------------------|-----|
| I. Der Krieg um den weißen Schuh                               | 157 |
| II. Die Deputirten von Casentino (Ein geschichtlicher Schwank) | 161 |















# **Ränke und Schwänke**

DER

## **heimatlichen Vorzeit.**

Historische Novellen, Chronikblätter, Orts- und Familiensagen,  
Abenteuer in Ernst und Scherz.

VON

**Realis.**

**Wien, 1846.**

**Verlag von Pfantsch & Compagnie.**

(Zeilergasse No. 493.)

Wen's ein Dorf gibt ohne Reid,  
Ist gewis auch ohne Leut'.

Schlingt sich der Schall in eines Lobels Balg,  
So bleibt er ewig doch nichts weiter als ein Schall.

(Alt. Sprüche.)



# I n h a l t.

## Historische Novellen, Orts- und Familiensagen.

|                                                                   | Seite |
|-------------------------------------------------------------------|-------|
| Die Novelle von den zwei Eseln . . . . .                          | 1     |
| Der todtte Reiter. (Nieder-österreichische Ortsage.) . . . .      | 15    |
| Der Ketter Kaiser Mar des I. (Geschichtlich.) . . . .             | 31    |
| Die Nacht auf Ballenstein. (Abenteuer in Ungarn.) . . . .         | 41    |
| Die weggefischte Braut. (Historische Novelle.) . . . .            | 49    |
| Das Wiederfinden in der Antichambre. (Geschichtlich.) . . . .     | 59    |
| Die Perlen des Hauses Maltzan. (Familiensage.) . . . .            | 70    |
| Aus der Osterwiger Chronik: I. Die Holz-Jungfer . . . . .         | 77    |
| II. Die Maultasch-Schutt . . . . .                                | 80    |
| III. Der trübe Deutsche . . . . .                                 | 84    |
| Die Braut des Bliges. (Sage aus Ungarn.) . . . . .                | 89    |
| Die Schwedenkönigin Christine in Innsbruck. (Geschichtl.) . . . . | 100   |
| Der steinerne Mönch. (Ortsage aus Ungarn.) . . . . .              | 104   |
| Kaiser Carl V. in England. (Geschichtlich.) . . . . .             | 109   |
| Der Familienring. (Sage aus Kärnten.) . . . . .                   | 113   |
| Das Mädchen vom Berge. (Sage des 13. Jahrhunderts.) . . . .       | 118   |
| Der Blutkeller. (Chronikblatt aus Ungarn.) . . . . .              | 123   |
| Die Silber-Kapelle. (Geschichtlich aus Tirol.) . . . . .          | 127   |
| Das Grab des Tarebn. (Geschichtlich.) . . . . .                   | 130   |
| Der Jungfernthurm. (Ortsage aus Ungarn.) . . . . .                | 135   |
| Der Hungerkeller zu Potenstein. (Sage aus Mähren.) . . . .        | 138   |

|                                                           | Seite |
|-----------------------------------------------------------|-------|
| Die Blutprobe. (Geschichtlich aus Böhmen.) . . .          | 142   |
| Der Hirtenstein bei Goldenstein. (Ortsfage aus Mähren.)   | 143   |
| Die tochte Hochzeit. (Familiensage aus Steiermark.) . .   | 145   |
| Die Säule der Liebenden. (Chronikblatt aus Mähren.) .     | 148   |
| Der Schinta'er Brief. (Geschichtlich aus Ungarn.) . .     | 150   |
| Die Frauen von Erlaa. (Geschichtlich aus Ungarn.) . .     | 152   |
| Das Annentkrenz. (Chronikblatt aus Steiermark.) . .       | 153   |
| Die Kaiserkrone der Baumkircher. (Geschichtlich.) . .     | 155   |
| Die Bärenreiterin. (Familiensage.) . . . . .              | 158   |
| Das nächtliche Treffen. (Geschichtlich aus Vorarlberg.)   | 161   |
| Der Nixenbrunnen. (Familiensage.) . . . . .               | 163   |
| Die spanischen Händel zu Presburg. (Geschichtlich.) . .   | 166   |
| Das Bankett im Lager. (Geschichtlich.) . . . . .          | 169   |
| Diplomatische Sprache des 17. Jahrhunderts. (Geschichtl.) | 170   |
| Estrafe der Verteumdung. (Geschichtlich.) . . . . .       | 173   |
| Der edle Drescher. (Familiensage aus St.) . . . . .       | 174   |
| Die Sparren der Herbersteine. (Familiensage aus St.) .    | 176   |
| Die Kreuze im grünen Stall. (Chronikblatt.) . . . .       | 178   |
| Der Passauer Tölpel . . . . .                             | 180   |
| Der Stephansthum der Starhemberge . . . . .               | 182   |
| Der Floriansbrunnen zu Enns . . . . .                     | 183   |

### Kleine Chronikblätter.

|                                               |     |
|-----------------------------------------------|-----|
| Carl V. als Weib auf der Flucht . . . . .     | 185 |
| Der Name Kolowrat . . . . .                   | 187 |
| Kleber, ein österreichischer Soldat . . . . . | 188 |
| Der erste Elephant in Böhmen . . . . .        | 189 |
| Denkmal der Gattenliebe bei Teln . . . . .    | 190 |
| Der doppeltebeweibte Mann . . . . .           | 191 |
| Der Tartarman . . . . .                       | —   |
| Schönau in Schlesien . . . . .                | 192 |
| Das Stedenreiter-Regiment . . . . .           | —   |

## Die Novelle von den zwei Eseln.

Niemand ist edel, als von der Natur  
Dazu macht, und nicht von Gut;  
Wenn einer ist edelich,  
Und der andere eselich,  
Der Esel thut edelich,  
Der Esel thut eselich,  
Doch nicht man oft durch einander zermalmt  
Eselinge mit Eselinaen.

So spricht Hugo von Trimberg (ein deutscher Dichter des 13. Jahrhunderts), in einem Gedichte, dem er den Namen „der Renner“ gegeben hat. Vornehmlich dasselbe sagte der Italiener Franco Sacchetti, ein Canoniker der Crusca, und einer der ältesten Novellenschreiber von Italien, um der Klatschsucht seiner Zeit und seines Vaterlandes eine satirische Strafpredigt zu halten. — Die Sache verhält sich wie folgt:

Ein spanischer Edelmann aus Andalusien, Den Silvie Gillette genannt, der auf einer Reise nach Jerusalem zum heiligen Grabe, oder was für den Gegenstand unserer Erzählung gleichviel ist, auf der Rückkehr von dort nach Mailand, der schönen Hauptstadt der Lombardie kam, hatte einen Esel bei sich, und zwar einen Esel, wie es bis dahin noch keinen gegeben hatte, und wahrscheinlich zu keiner Zeit mehr einen geben wird.

Dieses asinarische Wunderthier, diese Perle der Eselschaft stellte sich so zierlich und graziös auf die Hinterfüße,

wie ein Pariser Eberalier und auf einen Wink seines Herrn um der aufrecht stehende Esel auf seinen Füßen schwebend und vireuettirend wie ein Ballettänzer der großen Oper daher.

Aber auch die Gabe des Gesanges besaß dieses Krafttalent der langjährigen Bruderschaft; denn wenn Don Silvio Gilletto ihm den Befehl erteilte, seine Kehlfertigkeit zu zeigen, so ließ der graubehaarte Sänger ein gellendes Stimmtenzett laut werden, woran männiglich genug, und welches mit dem alltäglichen Mahnen der gewöhnlichen Exemplaren seiner animalischen Ziverschaft nichts gemein hatte.

Kurz, Den Silvio Gilletto's Esel spielte seine Rolle so gut, wie mancher Mensch, und besaß sogar Eigenschaften, die man sonst bei Eseln und bei Menschen nicht zu finden pflegt.

Als Don Silvio Gilletto und sein Esel in Mailand angekommen waren, unterließ er (wir meinen Don Silvio) — nicht, dem regierenden Herzoge Barnabas aus dem hohen Hause der Visconti einen Besuch abzustatten, um ihm seine Ehrfurcht zu bezeugen.

Den Silvio mußte dabei aber die wenig schmeichelhafte Bemerkung machen, daß der Herzog Barnabas mehr Aug und Ohr für den Esel, als für dessen Gebieter hatte.

„Wem gehört dieses große, schöne Thier?“ fragte Herr Barnabas, indem er es sorgfältig betrachtete.

„Es gehört meiner unbedeutenden und unterwürfigen Wenigkeit,“ lautete Don Silvio's Antwort, der sich dabei nicht wenig einzubilden schien, — „und ich kann



Euerer Herrlichkeit versichern, daß ganz Italien kein ähnliches Weichseß aufzuweisen hat."

Der Esel war mit einem goldenen Harnisch reich herausgeputzt und frigte sein stattliches Ohrenhaar, als verlunde er die Reden, welche über ihn geführt wurden.

"Will Eure Herrlichkeit einige Proben von der Kunstfertigkeit dieses Esels-Virtuosen sehen?" fragte nach einer Weile der spanische Edelmann.

Herr Barnabas, der überhaupt ein großer Liebhaber von Tags- und Nachtneuigkeiten war, und deshalb Hof-Neuigkeitskrämer eingelegt hatte, erwiderte: "Ja, ich bitte euch darum, Herr Ritter."

Bei dem asinarischen Schaufiele, das jetzt vor Barnabas und seinem Gefolge mit allgemeinem Beifalle aufgeführt wurde, war zufällig ein Edelmann aus Florenz, Zigner Michellazzo, zugegen, der alle Kunststücke des debütirenden spanischen Esels mit ansah, und dem besonders das schallende, herzliche Gelächter aufiel, womit Herr Barnabas alle Produktionen des vierfüßigen Künstlers begleitete, so daß der Herr einige Mal Gefahr lief, vor Lachen zu ersticken.

Als Don Silvio Giletto dieses unendliche Wohlgefallen des Herrn Barnabas wahrnahm, sprach er zu ihm: "Mein Herr und Gebieter, da ich außer diesem Esel keinen Gegenstand mein Eigenthum nenne, den ich Euch als Zeichen meiner Hochachtung verehren konnte, so wird es mir die größte Gnade sein, ihn Eurer Herrlichkeit anzubieten, nicht, als wollte ich das Thier etwa Euch lassen, sondern diesen Euren Hofleuten zu einer Unterhaltung."

Der aufgelaunte Herzog erwiderte, daß er die Verehrung anädia annähme, und schenkte noch selbigen Tages dem spanischen Ritter einen reichen Zelter, der mehr als hundert Alerin werth war: er erwies dem Spanier auch große Ehre, bis er Abschied nahm und sich auf die Reise nach seinem Vaterlande machte.

Zianer Michelozzo, welcher ein genauer Beobachter aller dieser Vorfälle gewesen war, nahm nun ebenfalls vom Herrn Barnabas Abschied, und machte sich an demselben Tage nach Florenz auf den Weg. Hier versank er in ein tiefes Grübeln und Klügeln, dessen Ergebnis war, daß er den festen Gedanken faßte, er würde gewiß bei Herrn Barnabas zu großen Gnaden kommen, wenn es ihm gelänge, in Florenz oder seiner Umgebung nicht einen, sondern zwei schöne Esel aufzutreiben, um ihm selbe von seiner Seite als Ehrengeschenk zusenden zu können.

Er gab allenthalben Befehl zur Veranschaffung zweier solcher Thiere, welche nach langem Suchen in der Campagna gefunden, und von Michelozzo mit baren 40 Alerin bezahlt wurden.

Als das besaate Eselbaar, *par nobile fratrū* — in der florentinischen Hauptstadt eintraf, schickte er in die glänzenden Zermaladen, um zu erfahren, auf wie viel kostbares Zehrlachtruch er dort zählen könne, um sein eselhaftes Geschenk damit aufzurufen und zu bedecken.

Als er die Antwort erhielt, es sei so geartetes Tuch genug verrathig, um diese zwei Esel sammt ihrem Weibster und die beiderseitige gesammte Ziervschaft zu bekleiden, ließ Michelozzo sich die Waare bringen, und vom er-

nen Schabrackenmacher der Stadt zwei große, herrliche Decken schneiden, welche die Thiere ganz bis über die Ohren bedeckten. Auch ließ er, dem Zeitgebrauche gemäß, auf die Stirn-, Brust- und Seitentheile der Decken das Wapen des hohen Hauses Visconti, und ganz unten am Saume bei den Füßen aus Reichlichkeit sein eigenes anbringen.

Als Alles dieses geschehen war, sandte Herr Michelezzo das stätlich ausgestattete Eselopaar mit einem Treibuben, einem Pagen zu Pferd und einem zu Fuß, der als Führer des Zuges voranging, von dannen zu besaatem Herrn Barnabas.

Als dieses Esels-Kortège am hellen Tage durch die Hauptgassen und größten Plätze von Alerenz zog, gaßte männiglich, von den Fenstern und Balkonen sowohl, als von den Gassen selbst mit offenem Maule es an.

„Ei, Vegtausend! was ist denn das? — Was soll das bedeuten? — Wohin geht die Reise?“ — und zwanzigerlei ähnliche Fragen wurden allenthalben laut.

Und eben so eßt erwiderte der von Michelezzo dazu schon abgerichtete Page: Es sind zwei Esel, welche mein Herr und Gebieter, Signer Semprenio Michelezzo, Zeigner Herrlichkeit, dem Herrn Barnabas, aus dem illustren Hause der Visconti, übersendet.

Der Eine rümpfte nun die Nase, der Andere zuckte die Achseln, ein Dritter verzog die Mundwinkel, ein Vierter runzelte die Stirne, ein Fünfter sperrte den Mund auf, und der Sechste spitzte die Ohren. „Ist denn Herr Barnabas ein Fuhrmann, und Herr Michelezzo ein Eselkamm geworden?“ bemerkte ein schnurrendes He-

Herzweibchen: „oder will er vielleicht den Straßentoth aufkehren?“ fragte eine Blumenhändlerin, auf die schleppenden Decken anspielend. „Nichts von Allen dem,“ sagten die Weiden, „wir wollen es mit einem Eide beschwören, es ist ein Schwabenstreich, wie nur je einer geschehen ist.“

Aber auch das Geschlecht der Schriftgelehrten (*Litteratorum pecus*), wie es sich eben auf den Reimen befand, trat zurechtweisend und rechthaberisch ins Mittel. „Kein Schwabenstreich,“ rief ein Soldat, „sondern ein flüssiger Einfall, ein Ehrengeschenk im wahren Sinne des hohen Alterthums. Homer's ästhetisches Gefühl fand sich nicht im Mindesten beleidigt, als er seine gewaltigen Kriegshelden mit Eseln verglich. Man verachtete damals dieses Thier nicht. Homer malte das Eselsbild sogar recht aus, er erblickte darin eine Tapferkeit, die sich durchaus nicht zum Weichen bringen läßt. Der Titel: Esel war damals ein Ehrentitel, während er heute ein Schimpfname ist, der nicht einmal auf einem Aushängschild mehr geduldet wird, auf welchen doch so mancherlei Thiere erscheinen, und wo sein bethlehemitischer Stallconsorte sogar im Gelde figurirt.“

„Was Homer?“ — ergriff ein zweiter Meister der sieben freien Künste das Wort, „des Esels Ehrenhaftigkeit ist weit älter, als Homer und sein trojanisches Pferd; denn sicherlich wollte der sterbende Jakob seinen Sohn Josef nicht beschimpfen, wenn er ihn einen bleiernen Esel nennt; er meinte es recht ehrlich damit. Meister Langschritt sollte hier das Bild der Behaglichkeit sein.“

Doch genua von dem großen Aufsehen, welches Michelozzi's Eselspaar in Florenz erregte. Als dasselbe

vor dem Thore von San Galle angenommen war, wurden von den Tröfhuben die schönen Fellen abgenommen, im Mantelfack wohl verwahrt und nicht eher wieder hervergesucht, als vor Velegna.

In dieser damals weltberühmten Studienstadt, in diesem Hauptstuge der größten Gelehrsamkeit, wo es mehr weibliche Dokteren, als männliche gab, saßen die Ehrenesel im vollen Staate ein. Noch mehr als die Florentiner beim Auszuge der Geisheitsel staunten die Velegneser bei deren Einzug.

„Wer sind denn diese da?“ ging es von Mund zu Mund. — Diese meinten, es seien tüchtige Männer zu einem Weitreiten, Andere behaupteten, es seien Auchtengäste. Als man der Sache aber auf den Grund sah, rief sich Alles verwundert zu, „so wahr es ein Pileam gab, es sind leibhafte Esel!“

Nun wurde der Page mit Fragen überschüttet, was der Zweck seiner Sendung und das Ziel seiner Reise sei.

Wie in Florenz erwiderte der Page: „Meine werthen Herren und Damen von Velegna, ich führe zwei Esel, die mein Herr, der florentinische Gentiluomo Michelozzo, dem Herrn Barnabas Visconti zum Geschenke macht.“

Während dieser Zweifelsprache fing einer von den Ehreneseln zu schreiben an, worauf ein Velegneser Wigbold bemerkte: „Beim Himmel, dein Herr hätte seine langehrigen Vögel, die so schön singen, in einem Käfig schicken sollen.“

So kam die Esels-Kavallade in die Herberge des Felice Ammannati, wo sich stets eine große Gesellschaft

aus allen Ständen versammelte, und wo das Gefläuge erst recht anging. „Wen von euch,“ fragte der Hausvater, auf die Purpurdecken der Thiere deutend, „soll ich im Stalle, und wen in die Prunkgemächer meiner Oseria unterbringen?“

Doch wir wollen unsern Reisebericht nun kurz verfassen, um den Leser mit unserer Erzählung nicht zu ermüden. Denn, um die Meinungen der Bewohner von Modena, die hundertfachen Reden der Bürger von Reggio, das Ersäunen der Parmesaner, die Bewunderung von Piacenza und das Zusammenlaufen der Leute von Lodi zu schildern und zu beschreiben, dazu würden viele Buch Papiers erforderlich sein; man muß nämlich wissen, daß die Esel nach Signer Michelozzi's Befehl durch alle diese Städte mit ihren Decken und Wapen paradirten.

In Herrn Barnabas Hauptstadt aber ging der Lärm erst recht an, denn dahin war die Sage von der Annäherung des Eselsgeiſtes nicht im Eseltrab, sondern mit der Schnelligkeit eines englischen Diennerdes vorausgeeilt.

Zeit Menschen-Gedenken erinnerte man sich hier keines solchen Zusammenlaufes des Volks, als jetzt Statt fand, um die vierfüßigen Ankömmlinge zu sehen.

„Was ist das?“ hieß es hier? „Und was ist das?“ hieß es da. — Viele zuckten die Achseln und konnten nicht so reden, wie sie gewollt, oder wollten nicht so reden, wie sie wohl gekannt hätten.

Bei Barnabas angekommen, meldete der Page, welcher die Esel führte, dem Thierlehrer, daß er von Zeiten des florentinischen Edelmanns, Michelozzi, ge-

sandt sei, seiner Herrlichkeit ein Ehrengeschenk zu übermachen.

Der Obersteher befah sich durch sein Pfertensensterchen die beiden Esel mit ihren Decken, hieß den Pagen auf Antwort warten, hina zu seinem Herrn, machte ihm die Anzeige und fügte hinzu, ihm scheine, das Geschenk bestehe aus zwei Eseln, mit Scharlachtuch gedeckt.

Als Herr Barnabas dieses hörte, lächelte er und befahl dem Obersteher, den Pagen hereinzulassen, und ihm denselben vorzustellen.

Der Page erschien, stattete dem Herzoge Bericht von seiner Gesandtschaft und dem Geschenke ab, das er ihm von Seiten des Signers Michellozzo zu überantworten habe.

„Bermelde deinem Herrn,“ gab ihm hierauf Herr Barnabas Bescheid, „wie ich bedauere, daß er mir nur seine beiden Kameraden zur Ehrengabe überschickt hat, und allein daheim in Florenz geblieben ist.“

Nach diesen Worten entließ der Herzog den etwas verblüfften Pagen des Michellozzo, und schickte nach einem seiner Hofbedienten, Namens Bergamino da Crema, der das gesammte Saumgeschäft des Hofes besorgte. Zu diesem sprach Herr Barnabas: „Geh, und nimm die Esel und die Decken, und laß die und einigen deiner Untergebenen, die mit meinen Saumthieren und Eseln gehen, Mäntel daraus schneiden, und zwar auf eine Art, daß bei jedem von euch eines von den Waren, welches auf den Decken ist, vorn und eines hinten, jenes des Michellozzo aber unten zu den Füßen zu stehen kommt; denen aber, welche die Esel hieher geführt ha-

ben, sagte, sie sollten auf Antwort warten: bis dahin aber will ich, daß sie neithdürftig mit Speise und Trank versehen werden."

Bergamino verbeugte sich ehrerbietig, verfügte sich in den Hof des Schlosses, nahm die Esel und die Decken, und ließ sich und drei anderen Hofmaulthier- und Eseltreibern von dem Scharlache stattliche Mäntel machen.

Als diese Mäntel fertig waren, zogen sie Bergamino und seine drei Treisknechte an, legten dann den Eseln Saumkittel auf, und trieb sie durch Mailands vesteiche Straßen, um Getreide- und andere Ladungen zu tragen.

Da wurde Bergamino von allen Vorübergehenden gefragt, was er und seine drei Gefährten mit ihrem Scharlach und Waren hinter den Eseln machten, worauf Bergamino die Antwort gab:

"Ein Florentiner Edelmann, Michelozzo genannt, hat mir diese zwei Esel mit dem Scharlach zum Geschenk gemacht, und ihm zu Liebe und zu Ehren habe ich mich und meine Saumjungen mit dem schönen Tuche gekleidet."

An einem der folgenden Tage mußte Bergamino und seine Jungen eine Ladung Salz in die herzogliche Küche abliefern, wozu die florentinischen Esel verwendet wurden.

Als diese Thiere durch ein nahe bei Mailand stehendes Wasser gingen, fielen sie von ungefähr in die Klut, wodurch das Salz, welches sie trugen, naß wurde, so daß dasselbe fast ganz zerschmolz, wodurch sie sich von ihrer Bürde um vieles erleichtert fühlten.

Als unser Eselpaar nun mit einer zweiten Salzladung



über den Fluß am, unterließ es wohlweislich nicht, sich nach seiner ganzen Länge auf den Boden des Flußbettes zu legen, und sich bald auf die eine bald auf die andere Seite zu wälzen, damit das Salz abermals zerlaufe und die Traaklast geringer werde.

Der eifrige Bergamino verfiel, ohne je den Plutarch gelesen zu haben, wo ein ähnlicher Verfall erzählt wird, auf einen Gedanken, um den faulen Lastträgern ihre Kniffe zu vertreiben. Er belud sie statt des Salzes mit Welle und Schwämmen, und trieb sie durch den Fluß.

Dieses Mal schlug den Eseln ihre List fehl: denn, als sie sich ihrer angenehmen Gewohnheit nach wieder in das Wasser legten, zog die Welle und die Schwämme viel Wasser in sich, wodurch die Last der Esel so gewaltig vermehrt wurde, daß beide Thiere der Wucht erlagen, und nicht eher auf die Beine kommen konnten, als bis man ihnen die Saumsättel abgeschnallt und die Last abgenommen hatte.

Nach einigen Tagen brachte Bergamino dem Kanzler des Herzogs den Bericht, die zwei Ehrenesel wären zu nichts tauglich, denn sie konnten weder eine leichte noch eine schwere Last tragen.

Nach dieser Meldung erhielt der Hofmaulthier- und Eseltreiber vom Kanzler den Befehl, durch einen Schreiber ein Antwertschreiben an Michelezzo in seinem, nämlich Bergamino's Namen, aufsetzen zu lassen.

In dieser Aufschrift wurde der Empfang der beiden Esel mit den Scharlachdecken bescheinigt und hinzugefügt, es seien ihnen alsogleich tüchtige Saumsättel aufgelegt worden, um im Dienste der Herrschaft verwendet zu wer-

den: sie seien aber nicht einmal zum Kosttragen zu brauchen. Aus dem Scharlache habe er und drei andere Treiber warme Mäntel sich machen lassen. Mit dem Wapen des Herzogs auf der Brust und Rücken, und dem seinigen zu ihren Füßen seien sie, dem Geschenkgeber zu Ehren, durch ganz Mailand hinter den Eseln zur öffentlichen Schau gegangen, den Namen des Zenders nicht verschweigend. — Nachdem der Brief noch mit vielen andern Zusätzen versehen werden war, schloß ihn der Aussteller mit der Unterschrift: Vergamino da Crema, Obersaumthierstreiber des erlauchtesten Herrn Barnabas Visconti.

Die Ueberschrift aber lautete: „An meinen Bruder Michelozzo, oder besser Vambozzo da Vamboli zu Florenz.“ Diesen Brief erhielt der Page mit den Worten: „Hier ist die Antwort, du kannst nun gehen, wann du willst.“

Der Page verlangte jedoch mit dem Herzoge zu sprechen, in der Hoffnung, ein Trink- oder Reisegeld für das überbrachte Geschenk zu erhalten. Allein er wurde nicht vorgelassen.

So kehrte also der arme, unschuldige Page mit den Briefen des Vergamino nach Florenz zurück, beobachtete auf der Heimreise ein strenges Incognito, und händigte das Schreiben seinem Herrn ein.

Als dieser die Aufschrift las, wurde ihm ganz übel. Er öffnete den Brief, las, veränderte die Gesichtsfarbe, gab das Papier mehreren seiner anwesenden Freunde zu lesen, und fragte endlich den Pagen: „Wem gabst du meinen Brief?“

„Dem Herrn Barnabas,“ lautete die Antwort.

„Und was sagte er dir?“

„Er sagte, wie er es sehr bedauere, daß ihr ihm Besuche zwei Kameraden übersendet hättet, und allein zurückgeblieben wäret.“

„Wer gab dir diesen Brief?“

„Einer von des Herzogs Dienerschaft: ihm konnte ich nicht wieder zu Gesicht kommen.“

„Weh“ rief nun Herr Michelozzo, „mir ist übel mitgetheilt worden! Du aber, selbstbester Knecht, geh mir aus dem Hause, und zeige dich nicht mehr vor meinen Blicken.“

Der Page antwortete: „Mein Wehen und mein Bleiben steht in Euerem Gutbefinden, aber verschweigen kann ich Euch nicht, daß meine Reise einem wahren Narrenzuge gleich: denn aller Orts trieb man ein gar arges Geseßte mit mir und meinen lanachtrigen Gefährten. Wollte ich Euch alle Schraubungen und Scherzreden, die ich erduldet, erzählen, Eure Ohren würden schier so groß und spitz werden, wie jene der Esel es sind, die Ihr dem Herrn Barnabas verehrt habt.“

Zeufend sprach hierauf Zianer Michelozzo: „Und was sagte sie denn, die böse Welt mit ihrem Lastermaule? Ist es denn eine unerhörte That, einem großen Herrn ein Geschenk zu machen?“

„Das wehl nicht,“ erwiederte der Knecht, „aber — Esel soll man nicht schenken.“

„Weh zum Henker,“ sagte darauf Michelozzo, „warst du denn nicht selbst bei mir, als der französische Cavalier ihm seinen Esel verehrte, und was sagst du nun?“

„Das war ein ganz besonderer Fall,“ antwortete der Page, — „das war kein gewöhnliches Thier seiner Art, sondern ein Extra-Exemplar von einem Esel, und das ist ein anderes.“

Michele 10440 warf hier seine Nase in die Höhe und nahm dann wieder das Wort: „Der eine Hinterfuß von einem der meinen ist mehr werth, als der ganze französische Esel, und wäre er der schönste aus ganz Andalusien; sind sie mich ja nur den Scharlachdecken auf mehr als 100 Alerin zu stehen gekommen.“

„Die Queren,“ erwiderte der Page, „waren trotz ihres hohen Preises nicht einmal zum Lasttragen zu gebrauchen, wie die Erfahrung gezeigt hat.“

Zeinig fiel nun Michele 10440 ein: „Schurke! die ganze Schuld fällt auf dich, weil du die Ehreusel, die ich dem Herrn Barnabas geschickt habe, dem hundsfetischen Vergamino da Crema übergeben hast. Was Teufel habe ich mit diesem Vergamino zu thun, der laut dem Urtheil nur ein Eseltreiber ist.“

„Aber wohin,“ fragte etwas verlaunt der Page, „hätte mich Herr Barnabas mit meinem Eselgeschenke anders hinweisen sollen, als in den Stall zu den übrigen Eseln?“

„Geh mir aus den Augen,“ dennerte ihm Michele 10440 zu, „und daß dir tausend Würmer im Kopfe wuchsen.“

Der Page ging; nach Verlauf von zwei Tagen nahm sein Herr, der dadurch bewies, daß er weniger Esel war, als seine Geschenken, ihn wieder zurück.

In einer guten Stunde fragte er den Pagen, was er denn eigentlich von seiner Sendung nach Mailand

halie. Der Page antwortete: „Euer Weibchen war ein ungewöhnliches, und Ihr würdet dafür, wie es sich ziemt, auch auf eine ungewöhnliche Art bedient.“

## Der todte Meister.

Wieder - Oesterreichische Orts - Sage.

In stiller Wohnung laßt sich unser Hof betheuen.  
Die Häuser sollen uns betheuen, nicht betheuen.

Es gab eine Zeit, wo das uralte, von Kaiser Karl dem Großen gegründete, im Viertel unterm Wiener Walde und zwar nahe an der Grenze von Ungarn liegende schöne Pfandorf P.....kirchen, welches an Umfang und Bedeutung es mit mancher Stadt aufnimmt, noch nicht zur Herrschaft Deutsch-Altenburg gehörte, sondern ein selbstständiges Gut bildete, welches seinen adelichen Besitzern aus dem erlesenen alten Hause der Herren von Peubenchirchen ein sehr angemessenes Einkommen verschaffte.

In diesem Dorfe galt zur Zeit, als sich die hier erzählte tragikomische Begebenheit zutrug, der Ortsrichter, Wolftram Grapselmann für den wohlhabendsten Mann, seine 19-jährige Schwester Kerdula für das liebste Mädchen und beide zusammen für die glücklichsten Bewohner des ganzen, stark bewohnten Ortes.

Herr Wolftram Grapselmann war aber auch wirklich wohlhabend und zwar so wohlhabend, wie keiner damals in P.....kirchen. Seine Zweier bielten Frucht und Kern aenua, um ein ganzes Jahr lang alle Motten

und Feldmause um ganzen Viertel unterm Wienerwalde zu ernähren: vier gut gefütterte Kühe stampften den Boden seines Stalles und selbst sein Hausgefinde aß des Monats viermal Fleisch.

Herr Straßelmann leistete jedem, den Gott und Welt zu ihm kommen ließ, velle Zahlung im Voraus und hatte oft — ohne Bucherei — die Steuerbüchel der halben Gemeinde als Untersand in Händen. So eßt der brave Mann durch Dorf und Feld aina, mit seiner braunen, gelberbarten Tuchkappe, rief ihm Groß und Klein ein herzliches: „Grüß euch Gott, Herr Richter!“ entgegen.

Junfer Kordula war ein sehr schönes Mädchen, das nur darum noch nicht unter die Haube gekommen war, weil sie nach dem gemeinen Sprichworte etwas hoch hinaus wollte und weil, wie die alten Vermütterchen sagten, der rechte Bewerber noch nicht gekommen war.

Das blühende Roth des gereiften Apfels, die blendende Färbung der duftenden Blume, waren nicht reizender, als die herrliche Mischung von Rosen und Lilien auf Kordula's lieblichen Wangen oder das tiefe Blau ihrer Augen. Die Kebe in all' ihrer schwellenden Hülle war nicht anmuthiger als die Locken des reichen braunen Haares, welches ihre Stirn umring.

Es konnte daher nicht fehlen, daß um ein solches Mädchen die Liebhaber und Freier sich dugendweis herbeimachten. Zu diesen gehörte vorzüglich der Herrsmontier von Edelsthal, einem schönen nachbarlichen Dorfe in Ungarn, der eine sehr annehmbare Partie gewesen wäre, und wohl auch die schöne Kordula als ehrenwerthe Braut heimge-

fuhrte hätte, wäre nicht Herr Graffelman n mit seinem gutgemeinten Reth dagewesen gewesen.

Diesem war nämlich wohl bekannt, daß der Aechselmeißer dem Trunke sehr ergeben war und sein Besah Geld rein durch die Ohrael gelaßt hatte.

Man kann sich leicht denken, mit welchem Ohrelle der edelstähler Nimrod sein Edelweid zu P.....huden sahren lassen mußte, und welchen Inanimm er gegen den verführerischen Verführer's von Etund an in seinen Ohren nährte.

Nach einigen Jahren anterte sich jedoch die ganze Lage der Dinge in diesem sonst so friedlichen Orte.

Die unter dem etymologisch verborgenen Namen der Kuruzen oder Kreuzgeschürder bekannten ungarischen Raubherden, trangen in Osterreich ein, und verwüsteten, wie ein gefürchteter Heuschreckenschwarm die blühenden Blüten, welche ihr verüblicher Zug bemar.

P.....huden erntend die ganze Schwere dieser wüsten und wiederholten Einfälle; im ganzen Orte aber wurde Niemand von diesen höllischen Ohden so sehr betroffen, als der gute Richter Graffelman n.

Von seinem bedeutenden Viehstande war ihm nach dem ersten Einfalle der Kuruzen nur ein Verlust mit 200 Thieren geblieben; hundert Thiere waren rasch die freien Wälder weg, und der andern Hundert beschützten sich die Herren Waldkrieger bei einem gewissen ungarischen Heide.

Zu ihrer Beludung veranlaßten diese wahren Kreuz-

bruder überdies auch des bedauernswerthen Richters Wähle, so daß Herr Welfram Grapfelmann eines Abends nach dem Nachtgebete sich ein Herz nahm, und seiner Schwester mit blutendem Herzen und weinenden Augen eröffnete, daß er und sie zu Grunde gerichtet seien, und Beide Haus und Hof verlassen müßten, wenn er nicht binnen wenigen Tagen 300 Gulden bekommen wurde.

Die Worte, „wir sind zu Grunde gerichtet“, — klangen die ganze Nacht wie eine Zottenglocke vor den Ohren der armen Kordula, die ihren Bruder gütlich liebte und sich bisher mit dem Bewußtsein geschnmeichelt hatte, eines der wohlhabendsten Mädchen ihres Geburtsortes zu sein.

Sie sah sich schon in Lumpen gekleidet, und die zarte Hand ausstreckend gegen die Frau des ersten Geschwornen, ihrer ehemaligen Freundin, die in Warderfelz gekleidet und eine Goldkette tragend, schwerer als die Rinnkette eines Adersgaules ihres Bruders, ihr mit spöttischer Verachtung ein Stück schwarzen Bretes reichen ließ.

Die Frühglocke, welche in der Pfarrkirche geläutet wurde, fand Kordula noch in diesen traurigen Gedanken: — sie stand auf und beschloß, Trost im Gebete zu suchen. Sie nahm daher ihren Mantel und ging in die Kirche.

Dahin sah sie der Amtmann von P..... Kirch, Herr Georg Wampenneyer, gehen. Dieser gestrenge Herr, ein zwar schon etwas bejahrter, nichts desto weniger aber noch sehr munterer Patten, trotz seiner gebleichten Haare stets sauber um das Kinn, und weit und breit als ein herz- und gewissenloser Lebemann bekannt,



— war der bairischen Nichterschwester seit langer Zeit bele, ohne daß er es aber bisher gewagt hatte, diesem unglücklichen und eingelegenen Mädchen seine *Ortable* zu entdecken.

Werer wir aber in unserer Erzählung fortfahren, müssen wir uns mit diesem Herrn *Wampnenmeyer* etwas näher bekannt machen.

Dieser Mann war, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, ein wahrer *Teufelsbinder*, der Allen, die das Unglück hatten, in seine Hände zu fallen, im häuslichen Verstande der Rede, die Haut über die Ohren wa, oder aus den Häuten lebender Menschen, Niemen zu schneiden trachtete. Groß und Klein, Arm und Reich, Fremde und Einheimische wichen ihm daher aus, wenn er sich an öffentlichen Orten oder in geselligen Kreisen zeigte, und seine unheimliche Nähe wurde nur dort geduldet, wo man sich ihrer durchaus nicht entziehen konnte.

Der bei so bewandten Umständen allgemein verabscheute Herr *Wampnenmeyer* war überdies auch ein leidenschaftlicher Verehrer des Nebenjottes oder ein Zauberer, der seines Gleichen suchte, wie die *P. . . .* kircher sagten, und der den *Forstmeister* von *Edelsthal* in dieser Keschlenfertigkeit weit überragte. Man behauptete allgemein, dieser *Zimfortunes* sei in einer Umachung von 20 Meilen in der Runde der einzige Mann, welcher sich ohne *Großmaulhaft* rühmen konnte, sein *Kinderbeinen* nicht einen *Tropfen Wassers* über die *Wirren* gelassen zu haben. *Wampnenmeyer* brach auch jedes Mal in ein gellens-

des Zwettgelsächter aus, wenn man in seiner Gegenwart das Wasser ein nothwendiges Lebens-Element nannte; er behauptete im Gegentheile, daß eines Erachtens in der ganzen Schöpfung es nichts Uebersüssigeres als das flüssige Wasser gebe, und unsere Hydrepathen hätte er ohne weitere Untersuchung insgesammt in das erste heile Zellaus verwiesen.

Eine gleiche Antivathie, wie gegen das herrliche Wasser, hegte er gegen die Pferde, dieser edelsten aller Thierarten. Man erzählte sich in P. . . . . kirchen, Herr W a m p e n m e r er sei vor Jahren, als er noch ein junger Zerimansfeld war, und eines Tages vor den Fenstern einer nachtschlafenden Dorf-Dulcinea mit ritterlicher Kühnheit sein Kieß kurbettiren wollte, von dem Waldfange, den er ritt, so unsanft aus dem Sattel in den Straßenkoth geworfen werden, daß der ungeschickte Reiter durch viele Monate auf einem Fuß hinken und die bittere Wahrheit des Zerichwertes erfahren mußte, daß derjenige, der den Schaden habe, auch für den Spott nicht besorgt sein dürfe.

Zeit dieser Zeit war er dem edeln Kossägeschlechte spinnefeind, er wich jedem Fuhrwerke wie ein altes Mütterchen aus, und fürchtete den Hufschlag von allen meralschen, physischen oder sensü wie immer Namen habenden Schlägen am Meisten.

Eine dritte Eigenheit dieses Mannes war endlich auch eine übermäßige Wohlbeleibtheit, die einen Umfang von 6 Schuh maß, was bei einer körperlichen Hebe von vier Schuhen ihm die Gestalt eines wohl proportionirten Fasses, oder wie die Dorfbewohner sich derber auszudrücken pflegten, eines gut gemästeten Schweines gab.

Da solche populäre Vergleiche, besonders in kleinen Ortschaften, dem Vaterlande des Krähwinkleraeiſes, ſtets in die öffentliche Sprache übergehen, ſo geſchah es auch, daß Herr Wampenmeyer nach und nach nicht nur in P.....kirchen, ſondern auch in allen umliegenden Dörfern, Meſſen und einzelnen Hütten das Waſſerſchwein genannt wurde, ohne daß irgend Jemand ſich daran geſtoßen hätte. Selbſt ſeine nächſte Umgebung, ja ſogar ſeine Untergebenen, die ihn perſönlich mit Euer Gnaden und gnädiger Herr anredeten, bedienten ſich unter ſich ungeſcheut dieſes unehrerbietigen Prädikats.

Die hundertzünſſige Ortsfama hatte ſich aber nicht damit begnügt, den Herrn Wampenmeyer zum Thiere aus Eivilurs verrufenem Stalle zu machen: — ſie wußte ſogar in ihrer ewigen Geſchwägigkeit eine Art Prorophezie in Umlauf zu ſetzen, welche dem allgemein bekannten Waſſerſchwein einſt ein naſſes Grab, eine ewige Ruhestätte im Waſſer, und dem entſchiedenen Antagoniſten der Pferde als Todtenträger einen kelleriſchen Waldſtana verhiieß.

Man ſieht hieraus, daß ſich die durch den Amtmann Wampenmeyer arg mißhandelte P.....kirchervelt ſchon im voraus an ihm für die erduldeten Unbilden zu rächen wußte.

Nach dieſer kurzen Abſchweifung nehmen wir den Faden unſerer Erzählung wieder auf, und berichten, daß dem Herrn Wampenmeyer, den wir aus angeberner Artigkeit ſtets mit ſeinem Geſchlechts, und keineswegs mit

den Bewohnern von P. . . . . kichen mit seinem Zweigenamen nennen wollen, — als er die holde Jungfrau Kordula traurig und träumend daher schleichen sah, die Brust gewaltig schwell, und er sich vernahm, ihre Rückkehr abzuwarten, um sich nach der Ursache ihres auffallenden Trübfinns zu erkundigen.

„Was macht diese schönen Augen weinen?“ fragte er, als Jungfer Kordula auf dem Heimwege begriffen war, „Qualen sind nicht für Euch, sondern für Jene, welche Euch einmal gesehen haben, und nicht immer sehen können.“

In diesem süßlichen Tone fuhr er noch eine Weile zu plaudern fort, ohne daß jedoch das bekümmerte Mädchen seinen Nieden einige Aufmerksamkeit geschenkt hätte.

Die Gefragte hegte inzwischen ganz andere Gedanken, und wollte dieses zufällige Zusammentreffen benutzen, den reichen Amtmann für ihren Bruder um ein Darlehen von 300 Gulden anzufragen. Mit zitternden Lippen und abgebrochenen Worten trachtete sie ihre Bitte vor.

„Was Darlehen!“ rief Wamvenmeyer, als endlich Kordula ihr Anliegen vertragen hatte, „was 300 Gulden! — Hundert vellwichtige Dukaten, ja Raben-Dukaten, welche der große, weltberühmte Ungarfenig, Matthias Corvinus, mit dem Bilde eines Rabenmünzen ließ, zum immerwährenden Andenken, daß er einen solchen Vogel, der ihm einen kostbaren smaragdnen Ring von dem Fische entführte, mit der Armbrust im Fluge gefaßt \*), — hundert solcher Raben-Dukaten und

---

\*) Diese Dukaten sind von verschiedenem Schlage, indem der Rabe bald unter dem Bilde, bald im Felde des Wapens steht.

zu Ehren des großen Helden auch einen schönen Smaragd-  
ring dazu fessl du haben, lebenswürdige Kordula,  
wenn wir — mit den Bedingungen einig geworden sein  
werden.“

Es entspann sich nun eine für Kordula im höch-  
sten Grade peinliche Unterhandlung, indem der unfine  
Herr Wampenmeyer darauf bestand, das erbetene  
Darlehen dem Mädchen in später Abendzeit persönlich in  
ihrer Behausung gegen dem zu überbringen, daß ihn Kor-  
dula ohne Wissen ihres Bruders empfangt, und in ihrem  
Zimmer mit einem Glase guten Weines bewirthe.

Alle Bitten und Verstellungen Kordula's, Herr  
Wampenmeyer möge von einem Brauchren, welches  
ihrem guten Rufe so schädlich werden konnte, abste-  
hen, blieben erfolglos; der Amtmann beharrte auf seiner Bedin-  
gung, und schied von der zornenden Jungfrau mit der Zu-  
sage, er werde sich Abends gegen die neunte Stunde in  
Grapselmann's Hause einfänden, und es sei Kordu-  
la's Sache, Zorn zu tragen, daß ihr Bruder von seinem  
Erscheinen keine Kenntniß erhalte.

Das Ende der unangenehmen Unterredung war, daß  
man um die besagte Zeit eine Mannesgestalt durch die  
hintere Gartenthüre in Grapselmann's Haus schlü-  
pfen sah.

Es war in der That der an körperlichem Gehalte eben  
so schwerfällige als in geistiger Beziehung leichtfertige Herr  
Wampenmeyer. Als er in das Haus trat, faßte eine  
Hand, kalt wie das Zail des nahe stehenden Brunnens im

Hofe, die feinnige, und das war -- Kordula's zitternde Hand.

„Ei, seht doch,“ sprach da der böse Nachtgänger leise, „war mir doch, als ob ich statt deiner lieblichen Hand das kalte Zeil des Brunnens gefaßt hätte.“

Sie betraten nun ein erleuchtetes Seitengemach, wo ein gedeckter Tisch stand, woran sie Platz nahmen. Neben sich hatte der selbstsüchtige Geldmensch den gelben, gemoledernen Sack mit den hundert Raben-Dukaten hingelegt: er verschmakte den bereit stehenden Abendtrunk und die fräuliche kalte Küche, weil ihn die Ungeduld antrieb, die schöne Bewirtherin mit abgedroschenen Liebesungen zu überschütten.

Diese war im Glanze des Kerzenlichtes, das so wurrurn war, als ihre schamrothen Wangen, nicht weniger schön, als er selbst, der Versucher, dessen langer, unheimlicher Schatten sich auf der mit Eichenholz getäfelten Wand ausdehnend, der Abganz des Satans schien, im Begriffe, einen Engel zu verderben, sich schrecklich ausnahm.

Um es nicht bei bloßen Worten bewenden zu lassen, wagte es Herr Wampemeyer, Kordula's Arm zu erfassen: da er aber schon vorher tüchtig dem Glase zugesprochen hatte, so verfehlte er sein Ziel, stieß an den mit Zinngeräthe und Flaschen besetzten Tisch, welcher schwankte und mit großem Gevölter umfiel.

Grasfelmann, welcher in einem Nebengemache sich zu Bette begeben hatte, und ruhig schlief, war darüber erwacht, sprang aus dem Bette, ergriff eine Holz-

t, und stürzte, so bewaffnet, dem Gevelter zu. Der über eine Erscheinung in Zbrocken gebrachte Wampfenmeyer erfaßte ihn, nachdem er das zur Erde gefallene und dort noch helllich fortbrennende Licht mit einem Austritte ganz ausgelöscht hatte, mit einem scharfen Messer, welches er vom umstürzenden Tische erfaßt hatte, entgegen, wurde aber von Kerdula's, durch die ganze, ihm unerklärliche Vergebenheit betäubtem Bruder so unglücklich getroffen, daß er zu Boden sank.

Als die eben so bejammernswerthe als unabsichtliche That geschehen war, erfuhr der entsetzte Grapselmann den ganzen Zusammenhang der Dinge.

Der Arme stand mit gekentem Haupte eine Zeit lang da, und erwägte bei sich selbst, wie er die Leiche des todtwillen Getödteten aus dem Hause schaffen konnte. So wahr ich die blutige That ohne Vorsatz und Abzucht erlebt habe," sprach er in sich hinein, „so sehr bin ich meiner eigenen Sicherheit und der unbeslochten Ehre meiner unbefennenen Schwester die Entfernung des Leichnams schuldig. Wampfenmeyer lehre dahin zurück, von wo ihn der böse Feind hergeschickt hat." Und den Erschlagenen mit vieler Mühe auf seine Schultern ladend, ging Grapselmann dem Amtshause zu, und legte dort seine traurige Last zerknirscht an der Eingangsthor nieder.

Kurze Zeit darauf, es mochte kaum eine Viertelstunde vergangen sein, ging am Amtshause der Jerslmeister von Adelsthal, Kerdula's vermählter Verehrer, der eben einen Streifzug machte, vorüber. An dem verhängnißvollen Orte, wo Grapselmann den Getödteten abgeladen hatte, erblickte der Jerslmeister den Niedergelegten, und er-

kannte in demselben beim hellen Lichte des Mondes den todtten Amtmann.

Der Hirschmeister stand eine Weile unschlüssig über das, was er mit diesem grauenvollen Hunde anfangen sollte. Bald gab ihm aber ein böser Dämon der Rache einen ruchlosen Einschlag, den er auch unverweilt ausfuhrte.

Wie es Grapselmann gethan, lud auch er sich die Leiche auf, und trug sie an die Thür von Kordula's Wohnung, denkend, jeder Vorübergehende werde Morgens rufen: „Das that Grapselmann, der erklärte Feind des Amtmanns!“

Inzwischen wälzte sich Herr Wolfram Grapselmann schlaflos auf seinem Sorgenlager, seine neben ihm sitzende jammernde Schwester mit Gottes unbegrenzter Barmherzigkeit tröstend. Da vernahm er draußen vor den Fenstern seines Schlafzimmers ein Geräusch; — er stand auf, begab sich zur Hausthür, öffnete sie, und taumelte mehre Schritte zurück, denn Wampenmeyer lag auf der Schwelle.

Auf seinen Schreckensruf kam Kordula herbeigestürzt. — Bei der Hausthür stolperte sie über den Leichnam, fiel zu Boden, und nun erfasste sie eine Hand, kalt wie das Zeil des Brunnens.

„Weh mir!“ rief Wolfram, „der Erschlagene verfolgt seinen Mörder, und ferdert Blut für Blut, Leben für Leben.“

Kordula sprach ihrem jammernden Bruder Muth zu, und ferderte ihn auf, den Todten in den am östlichen



Ende des Dorfes liegenden Teich zu tragen. Mit vielem Widerwillen belud GrapfseImann seine Schultern neuerdings mit der schauerlichen Bürde, und mit zitternden Schritten ging's dem Teiche zu.

Auf dem Wege dahin auf der StraÙe gegen Deutsch-Haslau kam der nächtliche Lastträger an einem großen Düngerhaufen vorbei, bei dessen Anblick ihm einfiel, er könne sich füglich hier seiner Bürde entledigen, und sie in dem Haufen verbergen. Ohne Verzögerung fing er an, in dem Haufen eine Grube zu machen, und fand dabei einen großen Sack, den er hervorzog, und der zu Wolfram's nicht geringem Erstaunen ein frisch geschlachtetes Schwein in sich faßte.

GrapfseImann wäre ein schlechter Richter gewesen, wenn ihm sein Verstand nicht gesagt hätte, dieses Mastthier sei die in Sicherheit gebrachte Beute einiger Burschen, die es hier versteckt hätten, um es zu einer gelegeneren Zeit wieder zu holen. Er steckte seine Last daher in den Sack, vergrub sie in dem Düngerhaufen, und trug das Schwein nach Hause.

GrapfseImann's Vermuthung traf richtig ein. Kurz nach Mitternacht kamen die lieben Leute, welche das Schwein und zwar gerade dem Forstmeister von Edelsthal während seiner nächtlichen Runde aus dem sicher geglaubten Stalle gestohlen hatten, zu dem Düngerhaufen, gruben den Sack aus und trugen ihn wohlgemuth und guter Dinge in ein abseits gelegenes Wirthshaus, welches damals im Hofe stand, eine Diebes- und Gaunerherberge zu sein.

Hier angekommen, setzten sich die saubern Brüder zum Weintrage, riefen die Wirthsköchin herbei, und meldeten ihr, daß sie einen Braten gebracht hätten, der sich wohlverhalten im Sack befände.

Die Jungfer Köchin erwiderte, in Stundenfrist solle der vierfüßige Herr im Sack die braune Küchenuniform angezogen, und dann die Ehre haben, seinen Weberbringer seine Ehrfurcht zu bezeigen.

Während dieser Rede öffnete sie erwartungsvoll den Sack: als sie damit zu Stande gekommen war, sprach sie anfangs: „Bei meiner armen Seele! das ist das erste Schwein, welches ich Stiefel tragen sehe!“ — Den Sack aber vollends abstreifend, stieß sie im höchsten Schrecken einen lauten Schrei aus, und lief davon.

Nicht kleiner war das Entsetzen der Buschkleyver. Der Muthigste von ihnen erholte sich aber und beredete die Andern, den Todten in den nachbarlichen Geflügelhof des Herrnsmeisters von Edelsthal zu tragen, wo sie auch ihre auf eine so unbegreifliche Weise verschwundene Beute geholt hatten.

Der Tag war angebrochen und hell beschien die erste Morgensonne den Schauplay dieser traurig-komischen Nachtszene. Die Haushälterin des Herrnsmeisters zu Edelsthal machte dem Geflügel ihren Frühbesuch und würdigte auch den Schweinflall eines Blickes. Aber alsbald rief ihr lautes Geschrei den Herrnsmeister herbei, welcher die Hände zusammen schlug und umsinken wollte, als er die ihm wohlbekannte Leiche Wamvenmeyer's dort erblickte.

„Wir sind verloren, Trude, und werden gehängt!“ sagte er zitternd zu seiner Haushälterin. Tausend Gedanken tauchten in seinem Kopfe auf, sie verschwanden aber eben so schnell wieder, und nur zwei derselben blieben zurück, nämlich: wie Grapselmann ihm den Todten, den er ihm vor die Schwelle seines Hauses gelegt hatte, habe in den Schweinstall pralltzen lassen und wie er diesen unarbeitenden todten Gaul sich unbemerkt wieder vom Halse schaffen könne.

In diesen Gedanken vertieft erschien seinen Blicken auf der Wiese seines Nachbarn ein angebundenes frisches Züllen, welches dieser vor Kurzem von Grapselmann gekauft hatte.

„Nur hurtig, liebe Trude,“ sprach er nach kurzem Besinnen zu seiner Haushälterin, „binde das Züllen los, und führe es her.“

Als dieses geschehen war, setzte der Herrleutner den Todten auf das Thier und befestigte ihn darauf. Dann erhielt das wilde Züllen einige Peitschenhiebe und wurde auf den Weg nach P . . . . kirchen festgetrieben.

Diese Straße war schon von mehreren Landleuten belebt, welche den todten, dahinjagenden Reiter erkannten, sich angstvoll bekreuzten und dem galoppirenden Thiere mit offenen Mäulern nachsahen.

Dieses lief, wie der Herrleutner es vermuthet hatte, schnurgerade nach dem Hause Grapselmann's, der sich eben im Hofraume befand und mit Kordula über den Umstand besprach, der Wehrde von den Verfallheiten der Nacht die gehörige Anzeige zu machen.

Als diese Beiden den todten Reiter in ihr Haus ein-

serengen sahen, stürzten sie mit einem Angstschrei zu Boden.

Das durch die ungewohnte Last scheu gewordene Thier erschrock durch diesen doppelten Fall noch mehr; es that einen gewaltigen Seiten sprung, und flog mit seinem Reiter in den offenen Brunnen hinab.

Man behauptete damals in der ganzen Umgegend von P.....kirchen, daß weder von dem Hosiain, noch von seinem unheimlichen Reiter je wieder eine Spur gefunden worden sei, so oft man auch in der Folge den Brunnen gereinigt und durchsucht habe. — Das Zunderbareste dabei war aber, daß auf diese abenteuerliche Art die bestehende Prophezeiung von Wampnenmeyer's nassem Grabe und von seinem vierbeinigen Todtengräber eingetroffen war.

Herr Wolfram Grapselmann erholte sich nach und nach von seinem Entsetzen, brachte das unglückliche Ereigniß zur Kenntniß des Landgerichtes, welches ihn nach gechehener Untersuchung frei sprach, und lebte noch lange Jahre still, einsam und friedlich. Auch unterließ er nicht, den unabsichtlich begangenen Todtschlag durch Werke der Buße und Mildthätigkeit zu sühnen.

Kordula aber, welche sich den inneren Vorwurf machte, die unschuldige Ursache der ganzen Begebenheit gewesen zu sein, begab sich nach Wien, und nahm im Neuenkloster der Lorenzerinnen am alten Fleischmarkte den Schleier.

## Der Netter Kaiser Max des I.

In der Ambraßer Kunstsammlung im Belvedere wird die Menstranze aufbewahrt, womit der herbeigerufene Priester vom Martinsbühl aus, den zum Hungertode zwischen Himmel und Erde bereiteten Maximilian den letzten Segen ertheilt hat. Dieses heilige Geräthe hat außer diesem hülerrischen eben keinen besondern Kunstwerth; wir glauben jedoch, keinen Zehlarist zu thun, wenn wir das denkwürdige Abenteuer, ebgleich es in verschiedenen Versionen schon unzählige Male bepreden wurde, neuerdings nach authentischen, bisher noch nicht benutzten Quellen mittheilen. Wir fühlen uns dazu um so mehr angeeifert, als es uns nicht an Andeutungen fehlt, die eine absichtliche Verleumdung Maximilian's annehmen lassen, und weil wir in dem Netter des Fürsten aus seiner großen Gefahr den Ahnherrn des Geschlechtes der Herren Hollauer von Hebenfelsen, welches noch fortlebt, kennen lernen.

Kaiser Maximilian I. war schon seit einigen Tagen auf der Gamsjagd in den Oettinger Alpen abwesend, wohin er sich von dem alten Walddörflein Weissenburg, wo er zur Jagdzeit am liebsten reiderte, begeben hatte, und Niemand wußte, wo er geblieben war. Ein einziger Jäger, der ihn begleitet hatte, war verschmettert in einem tiefen Abgrunde gefunden worden, indem ein reißender Gletscherbach seinen Körper aus der Schlucht zu Tage gefordert hatte.

Eben hatte man den Kaiser im ganzen Gebirge gesucht, ohne eine Spur von ihm entdecken zu können und immer wieder neue Streifpartien ausgesandt.

In Innsbruck, der Hauptstadt des treuen Tirolerlandes, war großer Volksauslauf und viele Prozessionen von fremden Bruderschaften durchzogen singend und betend die Stadt; manches Marienbild wurde aus seiner Mauerblende genommen, und wallfahrend zu einem berühmten Mirakelbilde getragen; in allen Kirchen wurde Tag und Nacht Messe gelesen und die Schaaren der Betenden konnten die Hallen der Gotteshäuser nicht fassen, sie bildeten lange Züge von Knienden vor den Eingängen. Unaufhörlich hörte man das Gebimmel der Glocken von den Thürmen, und terminirende Mönche durchzogen mit Fährlein und Sammelbüchsen die Straßen zur Aufnahme von Gaben, um Seelenmessen für den „Maxerle, den lieben Heaser“ zu halten, wie sie in treuherziger Landesprache sich ausdrückten.

Endlich kam die Kunde, der Kaiser habe sich auf der Martinswand verschiegen, und schwebte dort seit drei Tagen zwischen Himmel und Erde.

Alles wagte nun hinaus vor das Thor nach Wolders hin, wo man jenseits des Innflusses das himmelhohe graue Felsgemäuer übersehen kann, welches die Sankt-Martinswand genannt wird.

Dort hinauf waren Aller Augen gerichtet. Die schärfsten derselben starrten mit sprechender Angst in die lustige Höhe der mächtigen Steinmasse hinauf, die sich fast senkrecht vom Flußbeete aus erhebt, und auf die dunklen Wegen des breiten Gebirgsmeeres mit ihrer großartigen hellgrauen Stirn so treuzig und drehend herabschaut. Dort erkannten die guten Augen in einem schwarzen Punkte an der Felswand die Gestalt eines gleichsam am Gestein hangenden

Menschen, wogegen die mit schärferer Sehkraft begabten Genssäger ganz deutlich das rothe Wams und die braunen Pluderhosen des Kaisers erkannt zu haben behaupteten. Zugleich versicherten sie, daß der fürstliche Herr sich dort am St. Martinsbühl auf einem schmalen Felsvorsprung befinde, wohin noch nie ein menschlicher Fuß gekommen sei. Darüber hinaus ging es noch thurmhoch in dem Gebiete der Wellen hinaus, und niederwärts schloß die steile Felswand noch tiefer hinab in den Strom, als mit zehn auf einander gesetzten Stierhansthürmen von Wien kaum hätte erreicht werden können.

Menschliche Hülfe war hier, nach Versicherung der erfahrensten Genssäger und der verwegenssten Vergleiger, nicht möglich. Weder von oben hätte man mit den längsten Seilen, noch von unten mit den größten Leitern den geliebten Landesvater erreichen können: überdies war der obere Rand dieser mächtigen Felsenmauer nicht einmal zugänglich und am Fuße derselben fehlte der Bodenraum, um irgend ein mechanisches Hilfsmittel anbringen zu können. Die Wand selbst aber war bis jetzt für unersteiglich gehalten worden, und keine sichtbare Spur eines Versprunges führte von oben herab, oder von unten hinauf.

Kein Mensch konnte begreifen, wie es möglicher Weise natürlich zugegangen sei, daß der Kaiser in hiesiger Verfolgung einer flüchtigen, über Abgründe und Felsen setzenden Gensse sich dorthin verschieben haben konnte, und das Volk war sehr geneigt zu glauben, daß ihn dahin der böse Geist zum tiefen Leidwesen des frommen Zirkelrathes verleitet habe.

Auch der hochwürdige und sehr beliebte Abt der rei-

chen Abtei Wiltau war angekommen. Er zog mit dem Hochwürdigsten an der Spitze eines langen Zuges von Mönchen und betenden Laien heran, um dem aufgegebenen Fürsten, dessen Tod man als gewiß voraussetzte, von weiter Ferne den letzten Trost der Religion zu leisten, und ihn der alleinigen Obhut seines Schutzengels zu überlassen.

Und ein solcher Engel wurde wirklich auf der Höhe der Martinswand sichtbar. Er glich nach Kleidung und Haltung einem Gensd'arm der Umgebung. Man konnte aber von unten herauf keinen Steig wahrnehmen, worauf er herabkam, und doch näherte er sich langsam und immer langsamer, wie an der glatten Wand hinschwebend, der Gegend, wo man den Kaiser in der Luft schweben sah.

Endlich war die rettende Erscheinung dem Kaiser nahe. Jeder Athem der tausendzähligen Zuschauer stockte. Eine Grabesstille herrschte rings im Thale und auf den umliegenden Höhen, wo das Volk auf den Knien lag; nur die Wiltauer Mönche murmelten mit bebenden Lippen ihre Gebete fort, und besprengten den Fuß des Felsens mit Weihwasser. Die Stunde der Erlösung oder des Unterganges war gekommen.

Die feierliche Stille ringsum wurde nur von oben herab durch den lauten, an dem Gesteine widerhallenden Bergmannsruf: „Holla! Holla!“ unterbrochen, und eine schwächere Stimme antwortete: „ich la u'r.“

Dies war des Kaisers Stimme, der sich etwas zu regen anfang. Der von Gott beschützte Fürst lebte noch nach dreitägigem Hunger und Durst, und bei dreimaliger, schneidender Nachtkälte auf der Alpenhöhe.

Groß war die Freude und die Wonne der guten Zi-



roter, die sich im Angesichte des wunderbaren Ereignisses befanden; indessen wagten sie es nicht, sich ihr schon hinzugeben, denn nach menschlichen Berechnungen war Rettung unmöglich. Nur die an Wunder glaubten, hielten darauf durch überirdische Macht.

Was die rettende Gestalt und der Kaiser mit einander sprachen, konnte man unten nicht vernehmen; man hat es aber später erfahren. Der Kaiser hatte dem Geursäger mit wenigen Worten erklärt, daß er sich hierher auf eine ihm selbst unbegreifliche Weise versetzen habe, und nun nicht weiter vor und nicht zurück könne; daß er schon am dritten Tage hier stehe, und vor Hunger und Durst alle Kraft verloren habe.

„Die gräßlichste Qual,“ fügte der Fürst hinzu, „war der Kampf mit dem Schläfe bei meiner Ermattung, und die Gewisheit, bei der geringsten Bewegung hinunter zu stürzen in die Tiefe.“

„Ei, wenn es weiter nichts ist,“ rief der Geursäger, „so soll es weiter nicht Noth haben. Ich muß ja auch hinunter steigen, und wo ein Mensch hinkommt, kann ja ein anderer folgen. Komm' also mit.“

Und nun erquicke er den Kaiser aus seiner Jagdtasche, legte ihm seine eigenen Steigeisen an, und führte ihn unterm Arm auf einen kaum sichtbaren Felsenvorsprung den Felsenabhang hinauf, und von hier auf der Rückseite des St. Martinsbühl auf einem jetzt noch gangbaren Felsenleize herab.

Das Unerwartete und Wunderbare dieser Begebenheit erzeugte alsbald allenthalben die schöne Legende, es habe dem Kaiser Maximilian, als er sich auf der

Gemsjagd versiegen hatte, ein Engel in Gestalt eines Jägers aus der Todesgefahr auf der St. Martinswand gerettet.

Das Wahre von der Sache ist aber, daß die braven Tiroler im Thale in dem Ritter den kühnsten und geschicktesten aller Gemsjäger des Oberinntals, Namens Zivver erkannten, welcher seinen freilebenden Landsleuten berichtete, daß er auf einer Streiferei durch das Gebirge, einer Gemse am St. Martinsbühl nachsteigend, plötzlich durch den Anblick eines Menschen — und zwar seines heißgeliebten Kaisers — in so gefährlicher Stellung erschreckt worden sei, und in diesem Schreck ein lautes „Holla“ gerufen habe, wodurch der Fürst auf den nahenden Ritter in der höchsten Noth aufmerksam gemacht wurde.

So war eine Gemse die Ursache der Rettung, wie eine solche auch den jagdliebenden Fürsten in die Todesgefahr gebracht hatte.

Der wunderbar erhaltene Fürst erhob seinen Ritter aus Dankbarkeit in den Adelsstand und gab ihm einen Namen, der aus den ersten beiden gewechselten Worten („Holla“ und „ich lau'r“) und aus der Höhe des Felsens zusammengesetzt ist, nämlich: „Hollauer von Hohenfelsen.“ Im Wapen erhielt der brave Gebirgsedelmann eine über einen Felsen springende Gemse, mit Blumen in den Vorderfüßen.

Gleich nach seiner Rettung wurde Mar, der sehr schwach war, in die alte Ottoburg in Innsbruck gebracht, um sich zu erholen. Diese älteste der Residenzen der Herren von Tirol lag am Inn mit ihrem fünfseitigen Thurme und einer auf die Entstehung der Burg hinweisen-

den Inschrift. Noch heute sieht man jenen Thurm, den N i e d e r k i r c h e r ' s c h e n Gasthose gegenüber und mit Mühe entziffert man an der Inschrift desselben, daß Herzog Otto I. von Meran ihn im Jahre 1254 erbaut hat.

Hier auf dem Plage vor der Burg lag das treue Volk so lange, um seinen in der That durch ein Wunder geretteten Kaiser zu sehen, bis dieser müde und matt, auf seinen Ritter gestützt, sich den Harrenden in der L e i n e n e n Laube zeigte, welche im gothischen Geschmack den Altan des Schloßes überwölbte.

Da war, wie leicht zu ermessen, viel Jubel und Vivatgeschrei, ganz in der kräftigen und lustigen Weise der munteren Tiroler und das Jauchzen und Erringen, Lärmen und Schnalzen mit der Zunge wellte kein Ende nehmen, bis die Sonne sank.

Nun begab sich aber auch der fremde Kaiser in die Burkapelle, um seinen Herrn und Schöpfer zu danken für die wunderbare Rettung; dann nahm er ein stärkendes Bad, als ein Stück Fleisch von einer Gans, die er selbst mit Lebensgefahr erlegt hatte, und trank dazu aus vollem Humpen vom besten Bogenkräuter, wie in Tirol umgekehrt gegen unseren Sprachgebrauch, der vorzüglichste, nicht gethellerte, sondern aus den überreifen Trauben von selbst ausgelaufene Wein genannt wird.

Das Abenteuer auf der Martinswand geschah in den Osterfeiertagen des Jahres 1490, als Maximilian von seinem Vetter, dem Erzherzog Sigmund die Regierung Tirols übernehmen, die Erbhuldigung empfangen und am Mittwoch in der Charwoche die Freiheiten des Landes bestätigt hatte.

An seinem Hofe befanden sich zu dieser Zeit: Herzog Georg der Reiche von Lands hut, die Herzoge Johann und Friedrich von Sachsen, Herzog Wilhelm von Mecklenburg, die Grafen von Nassau, Anhalt, Hohenzollern, Oettingen, Fürstenberg und ein zahlreicher Adel. Die meisten davon waren Zeugen der merkwürdigen Begebenheit.

Um dieselbe zu verewigen, wurde in der Folge die Höhe der Martinswand zugänglich gemacht und darauf ein 18 Schuh hohes Kreuz errichtet. Dennoch ist der Steig, der hinauf führt, immer sehr gefährlich und das Volk der umliegenden Gegenden, welches dahin wallfahrtet, muß sich mit Steigeisen versehen.

Die Ausmessung dieses auch in der Geschichte merkwürdig gewordenen Ortes, welche sich auf eine geometrische Aufnahme gründet, ist folgende:

Der Fuß der Martinswand, nämlich eberhalb des Wäldchens, welches sich bis an die Landstraße hinzieht, ist hoch

|                                                              |             |
|--------------------------------------------------------------|-------------|
| vom Wasser . . . . .                                         | 36 Klafter, |
| das Kreuz . . . . .                                          | 114 "       |
| die Wand bei dem ersten, mit Gras bedeckten Abfage . . . . . | 296 "       |
| die Höhle hat Breite . . . . .                               | 14 "        |
| " " " Tiefe . . . . .                                        | 10 "        |

Der Neigungswinkel der Wand vom Fuße bis zur Felsenhöhle ist 12 Grad, und von da bis eben 30 Grad. Die Höhe ist vom Bühel 142 Klafter entfernt.

Zur Zeit, als Maximilian diese Gefahr auf der Martinswand bestand, welche Heinrich von Collin

in einem seiner gelungensten Gedichte besungen hat, war dieser merkwürdige Fürst noch römischer König, und er selbst gibt in dem *Theuerdanke* über das historische Dunkel, welches überhaupt über dieses denkwürdige Abenteuer verbreitet ist, wie *Hormayr* sich darüber geäußert hat, eine wunderbar zweideutige Helle.

Diese Helle wird aber an ihrer Zweideutigkeit viel verlieren, wenn man die Bezugsstelle des *Theuerdanke's* mit den Akten der tirolischen Landtage zu Meran und Hall vom Jahre 1487, und zu Innsbruck vom Jahre 1499, welche im *Tirolischen Sammler* und im *historisch-statistischen Archive für Süddeutschland* aufgenommen wurden, und die Verhandlungen zwischen Kaiser Friedrich III., dem Haupte des Hauses Habsburg, zwischen Maximilian, dem damaligen letzten und einzigen Erben dieses Fürstenstammes, und dem beschwerten und getäuschten Vetter desselben, dem Erzherzoge Sigmund von Tirol und den Vorlanden, betreffend, vergleicht, und einen Blick auf die damaligen Verhältnisse wirft.

Damals hatte Sigmund bereits gegen Wissen und Willen des Kaisers Friedrich die Erzherzogin Kunigunde, welche auf der Flucht vor König Matthias Corvin von Ungarn am Hofe zu Innsbruck Schutz gefunden hatte, dem Herzoge Albrecht von Bayern verheiratet, wodurch das Land Tirol und die Vorlande dem Hause Wittelsbach verschrieben worden waren.

An mehreren Orten ist die Reichsacht Kaiser Friedrich's gegen jene Intriganten abgedruckt, welche hierzu mitgewirkt, und den siebenzigjährigen Sigmund von

Tirol durch Geistererscheinungen und unzählige andere Gaukelspiele, wozu Oefen und frisch gemauerte Wandlöcher benützt wurden, zu Allem zu verleiten gewußt hatten.

Der Eheuerdank scheint unverkennbar anzudeuten, daß Maximilian's lebensgefährliches Ergebnis auf der Martinswand weniger das Werk seiner Jagdlust und Kühnheit war, als vielmehr die Folge einer Nachstellung und planmäßigen Verlockung jener Betrüger, als welche die Achturkunde folgende nennt: „Jörgen von Sargans, Wegt Gauderzen von Matsch zu Kirchperg, Oswalden von Thierstein, Landvogt in Elßaß, Hann's Werner von Zimmern, Wegt der Grafschaft Hohenberg, Hansen von Wähningen, (die Hesseute) Gotthard Hartlieb, Christian Winkler, Jakob Streit, Thomas Pimperln, Paul Marquart und Anna Spießin.“

Verzüglich scheint die Vegtgenannte stark theilhaftig gewesen zu sein; denn es heißt von ihr: „Die Spießin zu Hall, Foemina Hallae, quae cum marito dicto Geckinger, dissensiones excitavit inter principem, ejus uxorem, imperatorem et regem romanorum.“ — Die Achturkunde lautet weiter (in der neuen Sprache): „weil sie seiner Heheit Sigmunden fälschlich eingebildet, der Kaiser habe ihn gefangen setzen, und mit Gift hinrichten wollen; darum er sein Land Baiern übergeben — und anders — so wider den Kaiser und Herzogen Albrecht zu Sachsen geübet worden und sie damit erimen laesae majestatis verurtheilt haben.“ (1488—1490.)

Eben so kommt in den Haller Landtagsakten vor: —

„mit wie gar großer Betrügerei die Vergenannten und die Anna Spießin mit Seiner fürstlichen Gnaden umgegangen sind; sie haben Keute in die Mauer vermauert oder in Oefen geisvert, und diese in des Fürsten Gegenwart befragt, als wären Teufel darin gebannt; diese haben dann nach dem erhaltenen Unterricht geantwoertet, wodurch viele Personen in Ungnade gefallen sind, und gefangen gesetzt wurden.“

## Die Nacht auf Ballenstein.

Montener in Ungarn.

Ein starker Niehlthau war auf die Bäume und Sträucher gefallen, — der Wind begann die Stille des Zwätendts zu unterbrechen und seufzte zuweilen schwer durch die hohen Baumgruppen, als ob er mit Schmerz die Verwüstungen des nahenden Sturmes ankündigte. — In phantastischem Fluge strich die Fledermaus durch die schwüle Luft und der Boden lebte von kriechenden Geschöpfen, die ihr Instinkt hervergelockt hatte, um den nahen Regen einzufangen.

So war der Abend beschaffen, als Herr Diether von Besztercze (Bisternitz) von einem Jagdzuge im gebirgigen Zeiselberger Walde (Verehno Csizog) heimkehrte, um im schönen Dorfe Mariathal, der Verabredung gemäß, seine Waidgefährten abzuwarten, in deren Gesellschaft er sich zurück nach Preßburg begeben wollte.

Die Jagd war nicht glücklich gewesen; das feinst so zahlreiche Wild schien — wie man in der damaligen Zeit zu sagen pflegte — sein gegerbtes Fell, das an Kleidung und Reitzzeug der Waidmänner angebracht war, gewittert zu haben, — denn kein Haar und keine Feder des Horkes kam ihnen in Wurf und Schuß.

Dieses Mißgeschick des Tages war nicht nur die Ursache, daß Herr Diet her sich von seinem Gefolge und den Jagd freunden, die ihn begleiteten, im Eifer des Aufsuchens irgend einer Beute entfernte, sondern auch, daß er in dem Augenblicke, wo wir ihn kennen lernen, nichts weniger als gut gelaunt war.

So geschah es auch, daß er im weiten, pfadlosen Zeißelberger-Walde sich verirrt hatte, und sich endlich so in das Dickicht versetzt sah, daß er mit seinem ermatteten Kofse Halt machen mußte. Am Abendhimmel verschwand ein Stern nach dem andern und schwarze Wolken verschlangen den Mond, der über dem Walde empor gestiegen war.

Große Regentropfen fielen herab und ein schweres, durch die Schwüle des Tages erzeugtes Gewitter, nabete sich feierlich langsam. Herr Diet her und sein Kofse waren zum Umfinken ermüdet; er empfand Hunger und Durst und nirgends sah er einen Ausweg, der ihn aus diesem Labyrinth hinausgeführt hätte.

Er ritt den Zaum des Waldes entlang, sah nirgends einen Ausgang, denn Alles war mit dichtem Gebüsch verwachsen.

Eben war er Willens, abzustiegen und sein Kofse am Zügel führend das Gestrüpp zu durchbrechen, als er etwas



im Gesäuche sich bewegen sah; er ritt darauf zu und erblickte ein altes Weib in kroatischer Kleidung, das darrtes Holz zusammen las, und vom hereinbrechenden Gewitter überrast, im Walde, so gut wie es gehen wollte, nach ihrer Heimath ferthumwelte.

Der Herr von Bislernitz, der erfreut war, eine menschliche Gestalt in dieser Einöde zu erblicken, ritt auf sie zu und erkundigte sich nach einem Orte, wo er übernachten könne.

Die Alte erhob langsam ihren vom Schlag gelähmten, wackelnden Kopf empor, und nun erblickte der Ritter ein Gesicht, das fast nichts Menschliches an sich hatte; ihre Augen waren roth, aber die aus ihnen hervorleuchtenden Blicke streiften über jeden andern Gegenstand hinweg und hefteten sich nur auf den, der sie angeredet hatte. Ihr schmutzig graues Haar, hing gleich einem Weichseizers, verflüßt über ihre halbnackten Schultern, und ein kleiner Theil desselben über ihre mit Runzeln bedeckte Stirn. Ihre Wangen waren hehl und ihr Kinn lang und spitz.

Sollte diese Schilderung des Waldweibchens nicht hinreichen, der geneigten Leserin ihr Bild sich zu versinnlichen, so können wir nach verlässlichen Nachrichten noch einige nähere Einzelheiten hinzufügen und sagen, daß unsere Alte nach der Chronik ein Maul hatte, das kein zinnerner Zeller zu bedecken vermochte, ihre Hände glühen Rührlöffeln, auch hatte sie einen Prozeß, dessen Alten sie auf dem Rücken trug. Auf Dietrich's Frage nach einer Nachtherberge, erklärte sie sich bereit, ihn dahin führen zu wollen.

Die Alte drehte sich jetzt und schlug einen schmalen

Waldpfad ein, der fast ganz mit Dornen und Hagebutten-  
gesträuch verwachsen war. Die Baumgruppen standen dicht  
aneinander und außer einigen Mondblicken, die auf das  
häßliche Gesicht seiner Begleiterin fielen, war Alles finster  
und schauerlich. Endlich wurde der Pfad breiter und eine  
matte bläuliche Helligkeit erregte seine Aufmerksamkeit.

Sie verließen nun den Wald und betraten ein mit  
Felsenslücken besäetes unebenes Stück Feld, und die Alte  
sagte, daß sie vor der bezeichneten Wohnung ständen.

Es war ein altes, im gothischen Styl gebautes Schloß,  
das auf einer beträchtlichen Anhöhe stand, das sie jetzt er-  
blickten; ein weitläufiges Mauerwerk, das hier und da zu-  
sammen gefallen, Trümmerhaufen darstellte.

Der Ritter von Wiskernig, welcher seiner Weg-  
weiserin bisher wenig Niede hatte abgewinnen können, frag  
sie jetzt, wie diese zerbrochene Burg heiße.

„Es ist das hohe Haus Vorostgankō, das die  
Deutschen Wallenstein nennen“, lautete die Antwort.  
Die Bewohner der Umgegend nennen es auch die schwar-  
ze Marmorburg“, fuhr die Alte fort, „weil der Fel-  
sen, der das Herrenschloß trägt, aus dem schönsten schwar-  
zen Marmorstein besteht, der mit zierlichen weißen Adern  
durchflechten ist“). Dieses weiße Geäder nimmt sich  
hie und da, wie gebleichte Ledtengerippe aus, und hat  
schon manchen Ritter, der sich hierher verlor, von dannen  
geschreckt.“

„Das soll sicherlich bei mir nicht der Fall sein:“ fiel

---

\*) Die Aussage der Alten ist wahr.

Herr Diet her ein, dem der spöttische Jen nicht zusagte, wennit die Alte den letzten Satz verbrachte. — „Sagt mir, liebe Alte, seit wann und warum das Schloß verdet ist und ein Kauzestall wurde.“

„Ich bin kein lebendiges Geschichtsbuch Wallenstein“ erwiderte die Alte, und muß sich auf einige einfältige Nachrichten beschränken, die hie und da im Gehirn alter Leute geschrieben stehen. So hört man oft unten im Dorfe sagen, sieben W hätten Wallenstein's Geschick geleitet, vier W nämlich wären Ursache seiner Entstehung und seines einstigen Alters und drei W seines Verfalls und Unterganges gewesen.

„Und was waren das für W?“ frug der Wüßwüßiger.

„Die vier guten W,“ versetzte die Berichterstatlerin, sollen Wald, Wiesen, Weinwachs und Wasser sein, die man alle um Wallenstein findet und die nothwendigen Erfordernisse einer lustigen Aussicht und eines behaglichen Lebens sind. Und das mochte hier nur zu sehr der Fall gewesen sein, denn da kamen drei andere W, Wein, Würfel und Weiber, diese leidigen Verderben der sogenannten Herren der Schöpfung, und die, sie stürzten den schönen Bau in Schutt und Graue.“

Diese Worte blieben nicht ohne Einfluß auf den Zuhörer, der diesen verderblichen drei Wch nicht abhelfen war. Er brach das Gespräch hier ab und widmete der Dürftigkeit des Schloßes wieder seine Aufmerksamkeit.

Ein Theil des tiefen Buravergliefes und ein hoher Thurm waren noch ganz unversehrt. Umgestürzte Mauertrümmer waren rings umher verstreut, mit Moos über-

wachsen und halb in die Erde versunken, und eine Menge Ulmen, durch deren Laub der Wind in hohlen Tönen heulte, bildeten ein finsternes Dach, das kaum einzelnen Mondesstrahlen sich hindurch zu kehlen erlaubte.

Er trat in den Thurm, wo er seine Führerin vermißte, die plötzlich verschwunden war. Hier streckte er sein Schwert vor sich hin, und tappte vorsichtig rings umher, in der Hoffnung, irgendwo eine Oeffnung zu entdecken, die zu dem Verstecke der Stiege führte.

Es herrschte eine Stille wie im Grabe; als er auf dem Boden etwas stark auftrat, schallte ein hohler Ton von unten herauf, und ließ ihn fürchten, in ein schauerliches Gewölbe zu versinken. In dieser Lage, wo er einen Schritt vorwärts zu thun scheute, traf ein Geräusch, als wenn Leute zusammen flüsterten, sein Ohr; er schritt vorwärts und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit und da das Flüstern in geringer Entfernung von ihm herzukommen schien, so beschloß er ihm nachzugehen. Er that es und stürzte durch einen vermoderten Fußboden, wobei ein Gelächter aus jedem Zimmer des Schlosses hervorbrach.

Er befand sich in einem weiten Gewölbe, von gethischer Bauart, das von acht massiv steinernen Pfeilern getragen wurde.

Als er sich um sein Schwert umsah, das während des Falles ihm aus den Händen geschlupft war, und er auf dem Boden herumtappte, ergriff er ein Knochengerippe.

Nachdem Diet her seine Entschlossenheit wieder erhalten hatte, entschloß er sich, eine Wendeltreppe emporzusteigen, die er beim Mondschein entdeckt hatte. Er hatte einen beträchtlichen Weg zurückgelegt, als ein herzzerreiß-

der Schrei aus dem obern Stockwerke erschall und etwas, das herunterkam, ihn mit Stärke packte; als er das obere Gewölbe erreicht hatte, huckte ihm ein Geispenl auf dem Rücken.

Das Thor, durch welches er eingetreten war, hatte sich kaum geschlossen, als gellendes Getreische und wildes Getös emporstiegen, und es entstand ein Geräusch, als wenn eine Ritterschaar ihre Ketten gegen einander schlug.

Das Dämmerlicht, das bisher seinen Pfad erhellte hatte, verschwand jetzt und er stand in der dicksten Finsterniß; er drang vorwärts, bis er eine Kerze gewahrte, die eine matte Helle in einen engen dunkeln Gang verbreitete.

Der Ritter ging auf das Licht zu; es kam aus einem zweiten Gemache, dessen Flügelthüren weit offen waren; er trat hinein und eine dünne Kerze stand auf einem Leuchter und auf einem Tische in der Mitte des Zimmers. Ein alter zerstreuter Lehnstuhl stand beim Tische und im Kamin waren die Ueberbleibsel eines kaum verleschten Feuers sichtbar.

Er verließ dieses Gemach und erreichte den engen, finstern Gang wieder, wo er die Mergendämmerung zu erwarten beschloß; aber kaum waren einige Minuten vergangen, als das eiserne Thor in seinen Angeln knachte und bald überzeugten ihn Tritte, daß ihn etwas verfolgte.

Er flog nun neuerdings in das große Gewölbe hinab. Ein übelriechender Dampf füllte den Platz, in dessen Mitte eine matte Flamme sich erhebt. Der Ritter näherte sich und gewahrte einen Korper, der am Halse über dem Feuer aufgehangen war; sein Helt tröpfelte herab und die

Flamme schimmerte an einem häßlichen und abscheulichen Gesichte, das durch den Rauch hindurch sich bewegte.

Der Herr von Bisternitz trat festen Schrittes vorwärts, entschlossen die Geheimnisse des Ortes zu ergründen. Da erfolgte ein Schrei, der Körper fiel ins Feuer, das emporflammend das gräßliche Gesicht seiner Führerin enthüllte.

Nicht der unerwartete, furchtbare Anblick der alten Waldhäre, sondern die betäubenden Dämpfe, die dem Feuer entstiegen, beraubten ihn seiner Besinnung. Er stürzte leblos zu Boden.

Als Diether endlich erwachte, erblickte er die emporsteigende Morgensonne, welche die Spitzen des Zieffelsberger-Waldes vergoldete und er lag ermattet mit müßem Sinne an dem vom Dorfe Wallenstein nach Marienthal führenden Feldwege.

Sein gutes Ross war nirgends zu sehen, er selbst rein ausgeplündert, ohne Schwert, ohne Barrett, ohne Fußbekleidung, nur mit der nothdürftigsten Bedeckung versehen.

Im Begriffe, einen Strom von Verwünschungen auszustossen, kam ein frommer Bruder des Pauliner-Klosters zu Marienthal des Weges dahergezogen, dem Herr Diether sein nächtliches Abenteuer mittheilte.

„Ihr seid der Spielball einer Gaunerbande gewesen,“ belehrte ihn der fromme Mann, „und könnt Gott danken, mit dem Leben davon gekommen zu sein. Nachdem man eure Sinne mit den falschen Schrecknissen in der Burgruine und mit narkotischem Rauchwerke betäubt hat, seid ihr in einen festen Schlaf verfallen, in welchen

euch die fantastischen Traumgebilder vergelommen sind und den man benützt hat, Euch zu berauben, und dann hierher zu bringen. — Doch laßt uns vor Allem die nächste Obrigkeit von dem Verfall in Kenntniß setzen, vielleicht gelingt es ihr die Räuber einzufangen. Ihr aber kennt dem wunderthätigen Frauenbilde zu Mariathal (Val-  
lis - Marianna), dessen Thurm ihr dert erblicken könnt, ein warmes Dankgebet darbringen; denn wenn die Bösewichte euch erschlagen und euern Leichnam in die tiefe Eis-  
kerne Wallenstein's versenkt hätten, so wäret ihr auf immer verschollen gewesen. Hier hat eine höhere Macht euch beschützt."

Diether von Wiskernig befolgte mit hehem Dank-  
gefühle den erhaltenen Rath und stiftete zum ewigen An-  
denken seiner wunderbaren Rettung einen Jahrestag. Von  
der Gaunerbande fand sich keine Spur mehr vor und nur  
in Diether's Gedächtniß blieb die Warnung der alten  
Räuberin von jenen drei W zurück, welchen schon so  
manche Herrlichkeit zum Opfer fiel.

## Die weggesichzte Brant.

*Historische Novelle.*

In der Schweiz, wo die Zitter in die Thur fällt,  
stand das Stammschloß der Edlen von Ramschwag.  
Um das Jahr 850 wurden in diesem Hause die Brüder  
Salemön, der nachher Fürstabt von St. Gallen wurde,  
und der jüngere Adolf geboren, Jünglinge von hohen,  
seltenen Gaben, die alle Herzen zu gewinnen wußten.

Während Salomon den Studien oblag, zog Adolf die Liebe zur Natur oft hinaus in die Blüten und Schatten des Landes, und er brachte manchen Tag bei den umwohnenden Edlen zu.

Einer derselben hatte eine Ziehtochter, Gisela mit Namen. Das Herz des Jünglings entbrannte für die schöne Jungfrau, und auch sie mochte nicht lange verhehlen, daß sie ihm hold sei. Sie hatten einen unglücklichen Augenblick, dessen Folge eine heimliche Ehe und die Geburt einer Tochter war, welche Ida genannt wurde.

Adolf von Ramschwag hatte nur einen geliebten Bruder in das Geheimniß gezogen, und ehe es diesem noch gelungen war, beide Väter, welche bisher in alter Feindschaft gelebt hatten, zum Wohle ihrer Kinder mit einander auszuföhnen, starb Adolf eines plötzlichen Todes.

Seine tief trauernde junge Witwe Gisela ging hierauf in das Frauenmünster nach Zürich, wo sie fortan ein frommes Leben führte, und dessen Aebtissin sie sogar in der Folge wurde. Als die kleine Ida die ersten Jahre der Jugend überschritten hatte, wurde sie ebenfalls in diesem Kloster aufgenommen, und dort mit frommer Treue erzogen.

Ida von Ramschwag wuchs heran, und wurde ein Wunder von Tugend und Schönheit. Ihr Name wurde weit und breit genannt, und ihr Lob war in dem Munde von Tausenden, die sie nie gesehen hatten. Auch der mächtige Herzog Arnulf hörte von ihr reden, und als er einst nach Zürich kam, war sein erster Gang nach dem Frauenmünster.

Die Aebtissin empfing ihn seiner Würde gemäß, und



stellte ihm auf seinen Wunsch auch die holde Ida vor. Bei dem Anblicke so seltener Reize erglühete der Herzog alsbald in unrühmlicher Liebe, und hatte kaum so viel Macht über sich, es zu verbergen.

Des andern Morgens schrieb er ein Briefchen an Ida, und warb um ihre Gunst in schönen Worten. Das Brieflein übergab er einem jungen Ritter aus seinem Gefolge, um es zu bestellen. Notker von Elgg, so hieß der Jüngling, nahm den Auftrag gern an, er hatte Ida's Schönheit oft und hoch rühmen hören, und freute sich der guten Gelegenheit, sie zu sehen.

Als sie ins Sprachzimmer trat, da vergaß er, warum er gekommen sei, und ihm dächte, als ob der Himmel seines Lebens nur in diesen reinen, blauen Augen wäre, und in diesem heilseligen Lächeln, und in dieser Würde und Jungfräulichkeit. Ida fragte ihn nach seinem Begehren, und jetzt wurde es ihm ganz unheimlich ob dem Inhalte seines Briefes, den er wohl ahnen konnte, doch überreichte er denselben der Jungfrau.

„Was will der Herzog von mir,“ fragte sie mit mildem Ernst?

„Er hat mir nichts von dem vertraut, was er euch schreibt,“ antwortete Notker.

„Ich lebe hier im Kloster unter den Augen meiner frommen Mutter, und es ziemt mir durchaus nicht, ein Schreiben von einem Manne anzunehmen.“

Dem Jüngling fiel bei dieser Rede eine Würde vom Herzen. „Verzeiht, edle Jungfrau,“ sagte er, „ihr handelt, wie ihr sollt, und ich that, was ich als der Diener meines Herrn thun mußte.“

Bei diesen Worten bückte er sich ehrerbietig vor Ida, die ihm einen freundlichen Blick zuwarf, und verließ das Gemach.

Arnulf war ein wenig betreten, als er den schlechten Erfolg seiner Liebeswerbung erfuhr. Einen Korb hatte ihm noch keine der manchen Frauen, die er schon gefunden hatte, so gerade zu, ohne alle Verzierung gegeben. Ob sie den Muth haben wird, mir die Thüre zu weihen, wenn ich selbst komme?

Gegen Abend führte er sein Vorhaben aus, ging nach dem Frauenmünster, und ließ Ida durch die Pförtnerin ins Gastzimmer beiseiden. Sie ließ nicht lange auf sich warten, und trat ruhig, und mit edlem Anstande vor Arnulf.

„Ihr habt mein Brieflein nicht angenommen, edle Jungfrau,“ fing er an, „und ich kann das nicht tadeln, denn Ihr dürft wohl fordern, daß auch ein Fürst sich selbst zu Euch bemühe.“

„Ich verstehe das nicht, gnädiger Herr.“

„Das Herrschen hat mir bis jetzt wenig Freude gebracht, darum möchte ich's auch einmal mit dem Dienen versuchen. Ich bitt' Euch, mich zu Eurem Ritter anzunehmen, wenigstens werdet Ihr kaum einen treueren finden.“

„Wie meint Ihr das, gnädiger Herr?“

„Ich meine, daß Eure Macht weiter reicht, als die meinige, und daß es mir süßer sein wird, Euch zu gehorchen, als über Land und Leute zu gebieten.“

Ida warf ihm einen ernstlichen Blick zu, doch ließ Arnulf sich dadurch nicht irre machen und fuhr fort:

„Ich liebe Euch, schöne Ida, bis zum Wahnsinne liebe ich Euch, und es hängt von Euch ab —“

„Ich kenne meine Abkunft,“ versetzte die Jungfrau  
 in erhabener Stimme: „die Tochter Adolfs von Ham-  
 burg wird sich nie zur Puhlbinne erniedrigen.“ Mit  
 diesen Worten entfernte sie sich.

Arnulf befand sich in nicht geringer Verlegenheit.  
 Er entschloß sich, sein Aermel zu zerreißen, und er murmelte im Hin-  
 tergrunde: „Sie muß doch mein werden.“

Als er nach Hause kam, rief er dem jungen Ritter,  
 Moritz von Elgg zu sich und sagte zu ihm:

„Die schöne Jungfrau im Frauenmünster ist ein we-  
 rthe, und ich möchte sie gern zähm haben. Hab  
 Rath, wie wir sie am besten entführen.“

Moritz kannte seinen Herrn, der leicht auftraute,  
 und dann keine Widerrede ertragen konnte. Darum stellte  
 er sich unbefangen, und antwortete: „Die Entführung  
 ist nicht auf mich, anständiger Herr, aber nicht die Ver-  
 waltung.“

„Die sei mein Antheil,“ erwiderte Arnulf, der  
 diesem Augenblick vergaß, daß es auch für ihn einen  
 Theil gebe, und einen Richter.

Moritz hat sich einige Tage Zeit aus, um die Ge-  
 heimnisse des Klosters kennen zu lernen. Mit bestimmter  
 Absicht verließ er den Herzog, und ging die ganze Nacht  
 mit sich zu Rathe, wie er die schöne Jungfrau vor  
 den Schlingen seines Herrn bewahren moge. Dabei ging  
 die Liebe seiner Klugheit treulich an die Hand, und beide  
 suchten ihm ein Mittel ein, wie er Ida retten könne,  
 ohne Arnulf's Rache auf sich zu ziehen. Des andern  
 Tages in der Frühe ließ er sich bei der Äbtissin melden,  
 und entdeckte ihr die ganze Sache.

„Ehrwürdige Frau,“ setzte er hinzu, „Ihr dürft unbekümmert sein, wenn ihr meinem Rathe folgen wollt. Es ist mir wohl erlaubt, meinen Herrn zu betriegen, damit er seine Ehre nicht beslecke, und kein Unrecht auf sich lade. Der Bischof, des Fräuleins Ohm, ist, wie ich gehört habe, in Bischofszell; fertigt sogleich einen vertrauten Boten an ihn ab, daß er einige treue Leute ausschicke, die sich übermorgen mit einbrechender Nacht an der Straßte bei Wil im Gebüsch lagern, und harren, bis ich mit Fräulein Ida des Weges komme. Sie nehmen uns dann in Gewahrsam, und bringen uns zum Bischof, der mich als den Entführer des Fräuleins gefangen hält, und dem Herzoge darüber Bericht gibt. Auf diese Weise wird das böse Vorhaben zu Schanden, und ich entgehe dem Horne Arnulfs.“

Die Aebtissin stand eine Weile nachdenkend da, und warf bisweilen einen forschenden Blick nach Notker, der leicht errieth, was in ihrer Seele verging. Er nahm ein Crucifix, welches auf einem Tische stand, legte zwei Finger seiner Rechten darauf, und sagte: „Ehrwürdige Frau, bei den Wunden des Mittlers schwöre ich Euch, daß mein Vorschlag aus treuem Herzen kommt, und ich mein Leben setzen will, an Ida's Ehre.“ Er küßte das Crucifix — die Aebtissin vergoß Thränen und sagte: „Ritter, ich vertraue Euch ein heiliches Gut, aber Ihr habt auch Euer heilichstes dagegen eingesetzt, Eure Seele.“ —

Sie verabredete nun noch das Nähere mit ihm, und Notker kehrte in seine Wohnung zurück, in freudiger und banger Bewegung. Dem Herzog hinterbrachte er: Ida werde in zwei Tagen eine Reise nach Wil ma-

den, dort wolle er sie überfallen und zu seiner Mutter bringen, die bei Wil auf einem Hofgute wehne."

Arnulf war über die Botschaft sehr erfreut, und versprach, die guten Dienste des Ritters königlich zu belohnen.

Der Tag erschien, den Alle, die um das Geheimniß wußten, mit Unruhe erwarteten. Gegen Abend verließ Ida das Kloster, sie ritt auf einem Mantstiere, und war von einem einzigen alten Diener begleitet.

Zwei Stunden von Zürich gesellte sich Metker zu ihr. Der Pfad zog sich eben einen kleinen Hügel hinan, auf welchem eine mächtige Eiche sich erhebt. In den Stamm der Eiche war eine Blende gehauen, und in der Blende stand das Bild der Mutter der Liebe und der Schmerzen. Ida stieg ab, und warf sich betend vor dem Bilde nieder. Als sie sich wieder erhob, sagte Metker: „Edele Jungfrau, hätte Arnulf Euch in diesem Augenblicke gesehen, sein Herz wäre rein geworden."

Unter mancherlei Gesprächen setzten sie hierauf ihren Weg fort, und ihre Herzen näherten sich einander immer mehr. Allmählig sank die Dämmerung herab, und vom Kirchturme des nahen Wil, der aus Tannen hervortragte, tönte die Betalocke. In diesem Augenblicke sprengten einige Reifige auf die Wanderer zu, und der Anführer derselben hielt vor Metker, und bat ihn, ihm seinen Namen zu sagen.

„Ich heiße Metker von Elgg, und geleite diese edle Jungfrau, die aus dem Frauenmünster kommt."

„So werdet Ihr die Güte haben, uns nach Wilschhofzell zu folgen," versetzte Jener. „Ich bin ein

Dienstmann des Bischofs, der Euch unbekannter Weise seinen Gruß entbieten läßt."

Dem Ritter war es so traulich gewesen, mit der schönen Ida allein zu sein, sie war bis auf diesen Augenblick nur in seine Hut gegeben, nur an ihn konnte sie sich lehnen, wenn vielleicht eine Gefahr nahte. Die Dazwischenkunft der Diensleute des Bischofs änderte das, und verschloß wieder die Herzen, die sich einander geöffnet hatten, und auch das Fräulein empfand dazwischen ein Mißbehagen. Das Gespräch wurde gleichgiltig, bis die Reissigen einige Lieder anstimmten, unter andern das Mährlein von der Königstochter, die einem Lindwurme ausgesetzt, und von einem Ritter befreit wurde, dem sie aus Dankbarkeit ihre Hand gab.

"Möcht' es mir auch vergönnt sein, so zu kämpfen," sagte Notker, nachdem das Lied zu Ende war, "ich wollte mich gerne mit einem dankbaren Andenken begnügen." Ida verstand den Sinn seiner Worte recht gut, und es war ihr lieb, daß die Dunkelheit dem Ritter ihre Verwirrung nicht bemerken ließ.

Gegen Mitternacht langte der Zug in Bischofszell an. Der Ritter mußte dem frommen Bischofe den Hergang der Sache ausführlich erzählen, und dieser war sehr gerührt über Notker's Wiedersinn, und versprach, für die Rettung seiner Nichte dankbar zu sein. In der Frühe des anderen Tages ließ Salomon die Jungfrau zu sich rufen, und sagte zu ihr:

"Ida, ich möchte einen guten Rath von dir haben. Wir sind dem wackern Ritter von Elgg große Erkenntlichkeit schuldig, und du weißt, daß ich solche Schulden am

liebsten abtrage. Gold und Silber darf ich ihm nicht anbieten, ich kenne sein Geschlecht, er ist nicht arm."

"Und das würde seine Ehre beleidigen," fiel Ida rasch ein.

"Du hast recht," fuhr der Bischof fort: „ich bin wirklich in Verlegenheit, wie ich ihm meine Erkenntlichkeit bezeigen soll.“

Ida war nicht weniger in Verlegenheit. Sie spielte mit dem goldenen Kreuze, welches sie am Halse trug.

Salomon ging im Zimmer auf und ab, und warf hier und da einen Blick auf seine Nichte. „Der junge Mann gefällt mir," fing er nach einem Stillschweigen wieder an; „wer die Tugend der Frauen ehrt und schützt, auf den kann man bauen, als auf einen Fels. Auch scheint er überhaupt nichts Gemeines an sich zu haben.“

Ida wollte etwas sagen, aber das Wort verischwebte auf ihren Lippen. Der Bischof fuhr fort: „Den Herzog muß ich schonen, darum mag's am gerathensten sein, ich suche für dich einen wackern Mann, der wird dich dann schon zu schützen wissen. Ida, sag' aufrichtig, ob dir der Ritter gefällt?“

Das Mädchen wurde über und über roth, ergriff die Hand ihres Oheims, und drückte einen krennenden Kuß darauf.

Der Ritter wurde gerufen. „Ich möchte Euch meinen Dank abtragen, oder vielmehr Eure Dienste auf's Neue in Anspruch nehmen," sagte Salomon zu ihm. „Wollt Ihr diese Jungfrau noch ferner schützen?“

„Mit Gut und Blut," rief Rottet.

„Nun, so gebt ihr die Hand darauf," sagte der Bi-

schof, und legte Ida's Hand in jene des Jünglings. Er selbst traute sie noch an demselben Tage, und reiste am anderen Morgen mit ihnen nach Zürich, wo er sich bei Arnulf melden ließ. Arnulf, der ihn sehr hochschätzte, empfing ihn mit sichtbarer Verlegenheit. „Gnädiger Herr,“ redete Salomon den Herzog an, „diesmal erscheine ich als Kläger vor Euch. Metker von Elgg hat eine Jungfrau aus dem Frauenmünster entführt, meine Leute haben die Flüchtlinge angehalten, und nach Bischofszell zu mir gebracht. Sprecht jetzt ein Urtheil nach Recht und Gesetz.“

„Einen Fehltritt der Liebe muß man mit dem Mantel der Liebe bedecken,“ sagte Arnulf mit erzwungenem Lächeln.

„Ich habe verziehen.“

„Das ist edel und christlich.“

„Aber Ida's Ehre ist besetzt in den Augen der Welt; diese Schmach zu tilgen, habe ich die jungen Leute getraut, sie sind jetzt Mann und Frau.“

Arnulfen wurde bei dieser Nachricht seltsam zu Muth, aber er verstellte sich, so gut er konnte, und sagte mit erkünstelter Freundlichkeit: „Ich schenke Eurer Michte mein Hofgut am Konstanzersee zur Morgengabe.“

Salomon dankte im Namen seiner Kinder, und bat um die Erlaubniß, sie dem Herzoge vorstellen zu dürfen. Dieser aber entschuldigte sich mit Geschäften, und als Salomon weggegangen war, rief sich Arnulf mißmuthig die Stirne, und sagte: „Ich habe den Angel hergegeben, und ein Anderer hat den Fisch. Mir ist aber recht geschehen.“



## Das

**Wiederfinden in der Antichambre.**

Am 15. Jänner 1800 starb zu Olmütz Wilhelm, Freiherr Schröder zu Vilienhof, k. k. Feldzeugmeister und dertiger Festungs-Kommandant, in seinem 81. Lebensjahre. Dieser ausgezeichnete Mann war von Geburt ein Berliner, und sein Vater ein kaiserlicher Beamter, der eine Witve und zwei Söhne in sehr bedrängten Umständen hinterließ.

Schröder und sein jüngerer Bruder blieben, obgleich sie mit vielem Mühschicksel zu kämpfen hatten, den Wissenschaften getreu; die Rechte sollten die Ernährerin des Ersten werden, obgleich sein Lieblingsfach die Mathematik war; der Jüngere widmete sich der Arzneikunde.

Als Beide mit ihren akademischen Studien fertig waren, rüsteten sie zusammen, was sie hatten, gingen nach Regensburg, und von da auf der Donau nach Wien.

In dieser großen Kaiserstadt sahen sie sich jedoch verlernen, wie zwei Tropfen im Meere; ohne Empfehlung, von fremder Religion, und überdies von einer Landsmannschaft, die in Wien damals der politischen Verhältnisse wegen nicht sehr beliebt war, befanden sie sich in der schlimmsten Lage: sie wußten nicht, wo sie ihren Lebensunterhalt suchen sollten.

Zur gelegenen Zeit erhielt der jüngere Schröder durch einen Engländer die Zusage, auf einer Reise nach den ungarischen Bergwerken frei gehalten zu werden, während der Ältere in Wien blieb, wo er sich mühselig durch Abschreis-

ben bei einem Advokaten, die traurigste aller Erwerbsquellen, durch das Leben fortschleppte.

Um jene Zeit stand Fürst Wenzel von Lichtenstein an der Spitze des kaiserlichen Artillerie-Wesens, ein Mann, zu dessen Lobe es schon damals nur eine Stimme gab, und der als Feldherr wie als Staatsmann durch die Verbesserung, oder vielmehr durch eine ganz neue Schöpfung des Geschüßfaches sich einen unsterblichen Ruhm erwarb. Zu den vielen Maaßregeln, durch welche der Fürst die Kenntnisse seiner Untergebenen zu vermehren strebte, gehörte auch, daß er ihnen durch eigene Lehrer Vorlesungen über alle einem Feuerwerker nöthigen Wissenschaften erteilen ließ. Dabei wurden die Schüler nach Klassen und Studien geordnet; gewöhnlich machten ihrer 40 — 50 eine Abtheilung aus. Öffentliche Prüfungen entschieden über ihre Fortschritte, und nur die vorzüglich Befundenen wurden weiter befördert.

Bei Besoldung der Lehrer sparte er keine Kosten; er nahm dazu Ausländer wie Einheimische ohne Unterschied auf, indem er nur auf wirkliches Verdienst sah. Zur Zeit, als Schröder sich in Wien befand, trug ein Franzose einer solchen Artilleristen-Abtheilung die Mathematik vor, ein Mann, der wohl gute Kenntnisse, aber dabei zwei wichtige Fehler besaß, denn er verstand wenig deutsch, und noch weniger die Gabe, für Angelehrte sich faßlich zu machen; diesem Umstande verdankte Schröder seine glänzende Lebenslaufbahn.

Der Wein war damals in Oesterreich's Hauptstadt eines der wohlfeilsten Lebensbedürfnisse; in mehreren Kellern schenkte man das Zeitel trinkbaren Gewächses zu zwei bis drei Kreuzer aus. In einem Schanklokale dieser Art hatte eines Nachmittags Schröder sein Gläschen vor sich stehen, als drei Feuerwerker geraden Weges aus der Vorlesung ihres undeutschen Professors ebenfalls dahin kamen, an einem nachbarlichen Tische Platz nahmen, und unter sich ein lautes Gespräch, ungefähr folgenden Inhaltes, begannen.

„Es sei doch eine verzweifelte Sache, daß die liebe Mathematik, diese Seele der Feuerwerkskunst, sich so schwer verstehen lasse! Da gingen sie nun schon so viele Monate in die Vorlesungen darüber, und wie wenig sei ihnen davon verständlich! — Zumal die jegige Abtheilung, wemit ihr Professor sie schon seit vierzehn Tage quäle. Ach hätten sie genug auf seinen Vortrag gegeben, und doch verstanden sie keine Sylbe davon. Wie übel werde es ihnen gehen, wenn in sechs Wochen die öffentliche Prüfung da sein wird, wobei der Fürst Wenzel zugegen ist, der in diesem Punkte keinen Truß versteht.“

Schröder'n entging von dem Gespräche kein Wort. Die Verlegenheit dieser guten Leute rührte ihn, und da ihm überdies die Möglichkeit vorgedämmert haben mag, daß sich hier etwas verdienen lasse, so stand er auf, trat an den Tisch der Redenden, und sprach:

„Meine Herren, sie thun wahrlich der Mathematik Unrecht; — sie ist nur dann schwer zu verstehen, wenn sie dunkel vorgetragen wird. Was zumal die Materie betrifft, von der Sie zuletzt sprachen, so ist sie gerade einer der

leichtesten Theile der Mathematik. Wenn Sie sich anders ein wenig zusammennehmen, so getraue ich mir in drei Stunden Ihnen diese ganze Abtheilung begreiflich zu machen."

Die anfangs et was verblüfften Feuerwerker nahmen ihn nach einigen Zwischentreden beim Worte, und Schröder beschied sie zu sich in sein kleines Kämmerchen in einem Hause auf der Schottenbastei.

Sie kamen pünktlich. Schröder begann seine Vorlesungen; seine Zuhörer verstanden ihn und erfragten, was ihnen allenfalls in seiner fremden Mundart dunkel zu sein schien. Keine Sylbe von Allem, was er vertrug, fiel auf unfruchtbaren Boden.

So fanden sich die drei Feuerwerker sechs bis sieben Wochen hindurch täglich bei ihm ein; ihr Fleiß war musterhaft und Schröder hatte eine herzliche Freude an seinen militärischen Schülern.

Endlich erschien der noch vor Kurzem so gefürchtete Tag der Prüfung. Für den ungleich größern Theil der Zuhörer blieb er immer traurig genug; denn von vierzig Artilleristen bestanden sieben und dreißig einer schlechter als der andere.

Nur unser Kleeblatt blieb keine Antwort schuldig und alle Drei übertrafen bei Weitem alle Erwartung des Examinators.

Fürst Lichtenstein bezeugte ihnen sein großes Wohlgefallen und versprach, sich ihrer bei nächster Gelegenheit zu erinnern. Desto heftiger und bitterer drückte sich sein Un-

wille gegen die Uebrigen aus. Vergebens suchten Einige von ihnen durch die Ausflucht sich zu decken, sie hätten ihren Lehrer nicht verstanden. — Kaulenzer! — hieß es, warum haben ihn diese drei braven Burschen verstanden? —

Einer von den Gelehrten konnte es aber nicht über sich bringen, seine bedauernswerthen Kameraden in Zlich zu lassen. Er trat hervor und sprach:

„Eure Durchlaucht halten zu hohen Gnaden: — Alles, was ich und jene Zwei wissen, haben wir nicht von unserm irdentlichen Professor, sondern von einem wildfremden Menschen gelernt, dessen Beihülfe den Uebrigen abging.“

Von einem Fremden? rief Fürst Wenzel betroffen, — und wer war denn das?

„Ein preussischer Student, den wir sehr zur guten Stunde kennen lernten, und der die Gabe sich verständlich zu machen, besser als — mancher Professor besitzt.“

Des Fürsten Befremden lieg, und auf seinen Befehl mußte der Feuerwerker das uns bereits Bekannte haarklein erzählen.

„Hm!“ sprach endlich der Fürst, „schickt den Mann zu mir, und findet ihr ihn nicht daheim, so bringt mir ihn Morgen.“

Schröder stellte sich ohne Bedenken beim Fürsten ein. Lichtenstein empfing ihn mit Güte, erkundigte sich nach seinen Umständen und ging dann auf die Wissenschaften über.

Der junge Mann drückte sich mit vielem Anstande

aus, und verrieth tiefe Einsicht. Wenzel's Mienen wurden immer heiterer.

„Aber warum, mein Herr,“ — sagte er endlich, — „warum wählt sich ein Mann von ihren Kenntnissen nicht lieber den Militärstand, als die Feder? — Ueberlassen Sie sich mir. Finde ich in Ihnen Denjenigen, der Sie zu sein scheinen, — haben Sie Lust, Ihre zur Taktik nützlichen Kenntnisse zu erweitern, so will ich trotz zwanzig Wettern und Mähmen für Sie sorgen.“

Schröder antwortete, Derjenige sei glücklich zu preisen, der sich der Gnade des Fürsten zu erfreuen habe.

„Aber dann,“ fuhr Lichtenstein fort, „müßten Sie auch ganz mit dem zufrieden sein, was ich über Sie verfüge und bedenken, daß bei meinem Korps Jeder als Gemeiner eintritt.“

Schröder stugte. Schon stand er im Begriffe, eine verneinende Verbeugung zu machen. Aber um ihn standen die Artilleristen, welche seinen Unterricht genossen hatten; sie flüsterten ihm zu: „Um's Himmelswillen kein Nein!“ — Auch von den Offizieren, die hinter Lichtenstein standen, winkten einige bedeutend dem Unentschlossenen zu. — Nach kurzem Bedenken gab daher Schröder mit etwas zitterndem Tone die Antwort: „Ich bescheide mich gern, daß Eure Durchlaucht besser als ich selbst wissen, was mir nützlich sei, und ich überlasse mich ganz Dero Befehlen.“

Fürst Wenzel lächelte — „Man rufe einen Schneider,“ sprach er nach einer Weile, „und lasse dem Neu Angeworbenen im Nebengemache eine Kadetten-Uniform anmessen. — Morgen muß sie fertig sein, und dann, mein Sohn, zeige dich wieder bei mir.“

Alles geschah nach Ordre. Schröder ging heim, seinen Kopf von tausend Zweifeln erfüllt, ob er klug oder thöricht gehandelt habe? — Sein einziger Trost war, daß ihm ja für die Zukunft keine Wahl übrig bleibe, und daß zur Nothwendigkeit geworden sei, was ein Bagatell scheine.

Die Uniform kam des andern Tags, und Schröder trat, damit gekleidet, vor den Fürsten. „Gut,“ hieß es hier, — „Morgen speise der Herr bei mir, ich erwarte ihn um halb zwei Uhr.“ —

Auf die Minute erschien der Eingeladene im Palaste. Der Pfertner sagte ihm, daß es für die fürstliche Tafel um ein halbes Stündchen zu früh sei; der Angekommene möge einstweilen hinauf zum Haushofmeister gehen. Schröder that, was ihm geheißen ward. Der Haushofmeister that Alles, was sich thun ließ, um die Zeit auszufüllen. Ploglich aber rief er aus: — „Die Uniform sitzt Ihnen nicht ganz gerecht, und seine Durchlaucht lieben das Festanliegende sehr. Im Nebengemache liegt eine andere Uniform, und diese, ich verwette meinen Kopf darauf — wird Ihnen wie angegossen passen. — Versuchen Sie es, und ziehen Sie diese an!“

Er öffnete bei diesen Worten die Thüre des anstossenden Zimmers, und Schröder sah hier auf einer Tafel eine vollständige Offiziers-Uniform. Er stugte und erklärte, er könne diese nicht anlegen.

„Aber,“ wurde ihm bedeutet, „Sie sind ja als Gast zur fürstlichen Tafel geladen und scheinen nicht zu wissen, daß an derselben nur Offiziere freizen dürfen. Folgen Sie meinem Vorschlage. Er ist gut gemeint, und ich sehe Ihnen mit meinem Kopfe für jeden Nachtheil.“

Schröder legte diese Uniform endlich an, und war kaum damit fertig, als der Ruf zur Tafel erscholl. Nicht ohne Bangigkeit that Schröder die ersten Schritte in den Speisesaal. Aller Augen hingen an ihm, aber kaum erblickte ihn der Fürst Lichtenstein, so rief er ihm entgegen: „Willkommen, Herr Lieutenant, diese Uniform kleidet Sie vortreflich!“

Am folgenden Tag schickte ihm der Fürst auch ein beträchtliches Geschenk unter dem Namen eines Verchusses, damit er in allem Uebrigen sich seinem neuen Stande gemäß einrichte.

Nach vier Monaten schon machte der Fürst Schröder zu einem seiner Adjutanten, nach zwei Jahren zum Hauptmann; nicht minder rasch wurde er zum Major befördert. Schröder's Kenntnisse und Dienstleister machten ihn eines so ausgezeichneten Glückes auch vollkommen würdig.

Während so der ältere Schröder ruhmvoll seinen Lebenspfad fortsetzte, war das Andenken an seinen Bruder beinahe aus seinem Gedächtnisse verschwunden. Dieser war, wie schon erwähnt wurde, als Gesellschafter eines Engländer's nach Ungarn gereiset, mit dem vier Wochen einig zu bleiben noch keinem Sterblichen gelungen war. Auch Friedrich Schröder trennte sich noch vor Ablauf eines Monats von diesem Aker-Mäcen, und befand sich in einer Entfernung von hundert Meilen von der deutschen Grenze, in einem für Fremde sehr ungesunden Lande, von Allem entblößt, sein Dasein zu fristen.



Um seinem Mißgeschicke die Krone aufzusetzen, erkrankte er noch dazu, lag sechs Wochen hilflos in der Hütte eines Raißen, und bettelte sich endlich glücklich nach Preßburg zurück.

Da er auch hier kein Fortkommen fand, weil sich ihm bei jeder Gelegenheit sein Glaubensbekenntniß in den Weg stellte, so faßte er den doppelten Entschluß, den väterlichen Glauben zu verlassen, und in den Orden der barmherzigen Brüder zu treten.

Da diese Bruderschaft sich ganz der Krankenpflege widmet, so benutzte der Neuaufgenommene die Gelegenheit, sich wieder eifrigst mit medicinischen Studien zu beschäftigen, und er erwarb sich binnen einigen Jahren sehr schätzbare Kenntnisse, durch welche er sich einen ausgedehnten Ruf erwarb. Bruder Jirmian (dieses war Schröders Klosternamen) — zeichnete sich vor allen seines Gleichen so aus, daß man jene Kranken beneidete, die seiner Pflege unterworfen waren.

Herrn Wenzel von Lichtenstein besaß die große Majerats-Herrschaft Zeldsverg: in der Stadt dieses Namens, wo der Fürst jährlich einige Monate zuzubringen pflegte, steht nicht weit von seinem Schlosse ein Hospital der barmherzigen Brüder. Der Fürst hörte von Bruder Jirmian's Geschicklichkeit, und wußte es dahin zu bringen, daß derselbe von Preßburg nach Zeldsverg verlegt ward. So oft nun dem Fürsten während seines dertigen Aufenthaltes eine Unpäßlichkeit zusieß, so oft ward nach Bruder Jirmian geschickt, dem es auch glückte, den Fürsten zu heilen und einige Mal sogar aus bedentlichen Zufällen zu retten, wofür er reichlich beschenkt wurde.

Da Bruder Firmian mit dem Hofstaate des Fürsten, so wie überhaupt mit der ganzen politischen Welt keinen Umgang pfleg, so konnte er am allerwenigsten mit seinem Bruder persönlich zusammenstoßen, weil der Major Schröder seinem hohen Vönnern niemals nach Feldsberg folgte, indem seine Gegenwart bei der Kriegsschule in Wien unentbehrlich war, und so hatten beide Brüder mehrere Jahre hindurch einen und denselben Wohltäter, ohne daß sie davon nur eine Ahnung gehabt hätten.

---

An einem Wintertage überfiel den thätigen Fürsten Wenzel in seinem Palaste in Wien die Krankheit der vornehmen Herren, Podagra genannt, heftiger als je. Er schickte nach allen Leib- und Hofärzten, kam mit militärischem Gehorsam ihren Vorschriften nach, aber jener fatale Gast wich nicht von der Stelle. Endlich kam der Fürst auf den Einfall, sich Bruder Firmian's Beistand zu verschaffen, und ein eigener Bote flog nach Feldsberg.

Der Heiße wartete kam nicht viel langsamer nach der Hauptstadt, und, sonderbar genug, kaum war der barmherzige Brater im Palaste, so minderten sich schon die Schmerzen des Fürsten, und das Zipperlein bequeme sich allmählig zum Rückzuge.

Eines Morgens wartete Bruder Firmian im Vorge-  
 mache des Fürsten, der eben Besuch hatte, um von ihm Abschied zu nehmen. — Bald darauf trat auch ein Offizier vom Artilleriestabe herein, dem auch gesagt wurde, er müsse sich einen kleinen Verzug gefallen lassen, weil der Fürst occupirt sei.

Beim ersten Eintritt waren die Gesichtszüge des Offiziers dem Frater aufgefallen. Er fand zwischen dem Eingetretenen und seinem vor zehn Jahren verlassenen Bruder eine ungemeine Ähnlichkeit. Nur mit Mühe hielt er den Ausruf des Gefühls zurück, und suchte auch den Blick des Offiziers auf sich zu lenken. Aber dieser schritt ernsthaft im Grunde des Vergemachs auf und ab, ohne den Klosterbruder eines Augenmerks zu würdigen.

Dieser konnte nicht länger an sich halten. Mit bescheidener Heberde wandte er sich an den Offizier:

„Dürfte ich nicht fragen, mein Herr, ob Sie nicht aus Berlin gebürtig sind?“ —

„Das bin ich,“ — antwortete der Major kalt.

„Und ob Sie nicht Schreder heißen?“

„So heiße ich;“ — lautete die Antwort, — „und was weiter, Herr Frater?“ —

„Sollten Sie nicht einen Bruder haben, Friedrich mit Namen?“

„Allerdings,“ versetzte der Major fliegend, und besah sich den Frater scharf.

„Wilhelm, Wilhelm! rief dieser mit offenen Armen, — bin ich dir denn ganz fremd geworden!“ —

Die Brüder lagen sich in den Armen, und als der Fürst aus seinem Kabinete trat, war er Augenzeuge eines der ruhrendsten Auftritte seines Lebens.

Das Romantische dieses Wiederfindens verbreitete sich in der ganzen Hauptstadt, und drang bis zu den Ohren der hochherzigen Maria Theresia, welche die Brüder beglückwünschen ließ. — Diese waren und blieben glücklich bis an's Ende ihrer Tage.

## Die Perlen des Hauses Maltzan.

*Familienfage aus Schlessen.*

Im Jahre 1586 führte der Freiherr Joachim von Maltzan, aus einem der edelsten Geschlechter von Pommern, die Enkeltochter Heinrich des II., Freiherrn von Kurzbach und Herrn auf Militzsch in Schlessen, die wegen ihrer seltenen Schönheit wegen bekannte Eva Regina Freiin Popel von Lobkowitz aus Böhmen, als Gattin in sein Haus ein, und gewann mit ihrer Hand die Anwartschaft auf das reiche Erbe des alten Standesherrn von Kurzbach.

Der alte Freiherr von Kurzbach erlebte noch die Freude, aus dieser glücklichen Ehe den 12. Mai 1590 einen Enkel und Stammhalter in der Taufe halten zu können. Groß war der Jubel, der auf allen Besitzungen der angesehenen, mit einander verbundenen Häuser damals allgemein herrschte, und in den alten Familien-Archiven werden noch sehr detaillirte Nachweisungen über die Speisen und Trinkartikel aufbewahrt, die dabei in unglaublich großen Quantitäten verzehrt wurden, und welche Zeugnisse von dem damals geherrschten Wohlleben geben.

Als indessen der Schlaraffentag zur Reize gegangen war, trat gegen Abend eine davon sehr absteckende Stimmung ein, welche der Zustand der edlen Wöchnerin nothwendig machte. In der darauffolgenden Nacht hatte die junge Frau einen eben so seltsamen als lebhaften Traum.

Es kam ihr im Schlafe vor, als ob in dem Gemache, in welchem sie und ihr Söhnlein im Schatten einer a

dem Fußboden stehenden Lampe schliesen, aus einem Winkel, der sich öffnete, eine kleine, kaum eine halbe Elle hohe Mannesgestalt mit ernstler Miene hervorstiege.

Es war ein Greis mit einem langen Silberbarte, in dunkelgrauem Gewande, dessen Gesicht immer wehmüthiger und demüthiger wurde, je mehr er sich dem Bette der Greisfrau näherte. Als er das Lager der Ruhenden erreicht hatte, blieb der Alte ehrfurchtsvoll stehen und begrüßte die Dame mit einer tiefen Verbeugung, ohne ein Wort zu sprechen.

Als dieser stumme Auftritt eine geraume Weile gedauert hatte, redete ihn die Träumende, welcher die Nähe des unbekannten Mannes übrigens nicht die mindeste Furcht einflößte, an und fragte ihn, wer er sei, woher er komme, und was er von ihr wolle.

Die Miene des grauen Männchens erheiterte sich bei dieser Anrede sichtlich und nach einigem Nachdenken sprach er:

„Hehe Frau, ich gehöre zu dem Geschlechte der Erdmännchen, von denen du schon vernennen haben wirst, und welche schon seit Jahrhunderten vor der Oberfläche der Erde durch das Menschengeschlecht, das sich darauf immer mehr ausbreitet und unter sich nicht dulden will, vertrieben worden sind. Auch ich bin mit meinem Stamme dem Andränge der Menschentinder gewichen, und komme auf meiner langen Wanderung hierher, um in diesem Schlosse und zwar im Erdreiche gerade unter diesem Zimmer Nacht zu halten, weil meine Enkelin ebenfalls, so wie Ihr, einen kleinen Sohn geberen hat. Da wollte ich Euch, edle Frau, sichtlich bitten, jene Lampe dert wegzunehmen zu

lassen, weil sie gerade über dem Bette meiner Enkelin steht, und das herabtropfende Oehl sie sehr beschädigt.

Als der kleine Greis seine Rede vollendet hatte, verneigte er sich noch ein Mal mit bittender Geberde und verschwand auf dieselbe Weise, wie er gekommen war.

Die Freifrau erwachte von dem seltsamen Traume, blickte besorgt nach ihrem Säugling, und als sie sich darüber beruhigt hatte, schlummerte sie wieder ein, ohne am andern Morgen des gehabtten Traumes weiter zu gedenken.

In der nächstfolgenden Nacht hatte die Burgfrau aber daselbe lebhaftes Traumgesicht. Das graue Männchen erschien wieder und erneuerte mit gesteigertem Nachdrucke die Bitte, die tröpfelnde Lampe von der Stelle, wo sie stand, wegzusetzen.

Aber auch dieses Mal ließ Frau Regina die Bitte unbeachtet.

Das greise Erdmännchen erschien daher zum dritten Male, und diesmal zeigten seine Züge Schmerz und Trauer. Als er sich dem Bette der Schloßfrau genähert hatte, sprach er: „Hohe Frau, zu zweien Malen habe ich Euch vergeltens gebeten, die Lampe von ihrer Stelle nehmen zu lassen. Meine Bitten waren wohl gegründet; denn meine Enkeltochter und ihr Söhnlein sind durch das herabtropfende heiße Oel schmerzhaft beschädigt worden. Ich bitte Euch zum dritten und letzten Male flehentlich, laßt die für uns so unheilvolle Lampe von ihrer Stelle wegrücken und seid nicht länger taub gegen die Bitten eines Greises und gegen die Leiden einer Mutter und ihres Kindleins.“

Frau Regina erwachte und beunruhigt von dem oft wiederkehrenden, sich immer gleich bleibenden Traume

glaubte sie, die Nichterfüllung der Bitte des Greises könne ihrem Söhnlein irgend ein Unheil bringen. Sie gab daher der Wärterin den Befehl, die Lampe vom Beden aufzuheben, und an eine andere Stelle zu setzen.

Wen nun an kehrte der Traum nicht mehr zurück, und als die Freifrau denselben ihrem Gatten erzählte, fand dieser darin nichts Besonderes, als die dreimalige Wiederholung desselben. Nach einigen Tagen wurde übrigens nicht weiter daran gedacht.

---

Nach einigen Wochen erschien der alte Erdmann abermals im Traume vor dem Bette der Freifrau. Sein Gesicht zeigte Freude und Heiterkeit, und in seiner Hand hielt er eine Perlenkette. Er verneigte sich und sprach:

„Hohe Frau, ich komme, Euch zu danken, daß Ihr meine Bitte erfüllt habt; seit dem Tage, wo Ihr die Lampe habt wegnehmen lassen, hat sich das Unwohlsein meiner Enkelin gehoben, und sie und ihr Söhnlein sind so weit genesen, daß wir weiter ziehen können. Als einen Beweis ihrer Erkenntlichkeit übersendet sie Euch diese Perlen. Bewahret sie wohl als ein Andenken an die Unbekannten, die Ihr in Eurem Hause beherberget habt, und als ein Heiligthum Eures Stammes. So lange diese Perlen im Besitze des Oberhauptes Eurer Familie oder seiner Gattin sind, werden sie stets den Maltzanen Glück und Wohlergehen, und folglich auch schon Euerem Gemale Ehre und eine lange Regierung bringen. Kommen sie aber in andere Hände, so verlieren sie ihre segenspendende Kraft. Diese Perlen besitzen ferner die Eigenschaft,

daß jedes Mal die Farbe von einer derselben schwindet, wenn das Haupt der Familie sterben soll. Hütet Euch aber, eine Perle muthwillig zu verletzen; denn dies würde stets ein Unglück des Hauses nach sich ziehen."

Das Männchen legte darauf die Perlschnur in Reginas Händen, verneigte sich und verschwand.

Als die Greifrau am Morgen erwachte, fand sie wirklich das wunderbare Geschenk in ihrer Hand, ohne daß sie anzugeben vermochte, wie sie es auf natürliche Weise erhalten haben sollte; da Niemand während der Nacht ihr Schlafzimmer betreten hatte.

Sie zeigte es ihrem Gemale und vielen Besuchenden; Keiner konnte jedoch das Räthsel dieser, von unbekannter Hand gesendeten Gabe lösen, und die Greifrau bewahrte die Schnur nach dem Gebote des Erdmännchens sorgfältig in ihrem Schmuckkästchen auf.

Nach zwei Jahren aber hatte sie schon Gelegenheit, die Wunderkraft der Perlen zu erproben. Denn als sie dieselben zufällig zur Hand nahm, fand sie, daß eine der Perlen, die von milchartiger, etwas gelblicher und glänzender Farbe waren, abzustehen und Färbung und Glanz zu verlieren begann. Nach einigen Tagen war diese Perle grau geworden und gleichzeitig starb der Großvater der Greifrau, der alte Freiherr von Kurzbach, den 22. Juni 1590, nachdem er dem Gemal seiner Enkeltochter, mit Uebergehung seiner Stammesverwandten in Trachenberg, sein ganzes Vermögen vermacht hatte.

Auf diese Weise gelangten die Grafen von Malt-



an in den Besitz der ansehnlichen freien Standesherrschaft Militsch.

Viele Jahre später (1616) geschah es, daß Herr Joachim von Maltzan zur Feier des Geburtstages seiner Gemalinn, mit welcher er in einer sehr glücklichen Ehe lebte, ein großes Gastmal gab, wobei das Gespräch auf die Perlenschnur kam, welche die Tischgesellschaft zu sehen wünschte.

Die Freifrau Regina ließ sie holen und es entspann sich unter den Anwesenden ein Streit, von welcher Masse die Perlen wohl sein möchten, indem Niemand dieses bestimmen konnte. Um der Ungewißheit ein Ende zu machen, nahm der Schloßherr uneingedenk der Warnung des Erdmännchens oder vom reichlich genessenen Wein etwas benebelt, ein Messer, und schlug eine Perle in Stücke; man konnte jedoch auch daraus ihre Substanz nicht erkennen.

Die Freifrau erschrak über das Beginnen ihres Vathens, und besorgte nach dem bestimmten Ausspruche des Erdgeistes irgend eine Widerwärtigkeit. Ihre Befürchtung ging in Erfüllung; denn noch an demselben Tage zog sich über das Schloß ein Gewitter zusammen, welches mit furchtbarer Stärke losbrach und wobei ein Blitzstrahl den Thurm stark beschädigte.

Noch war man mit der Besichtigung dieses Schadens beschäftigt, als ein Bote die Meldung brachte, daß ein zweiter Donnerschlag ein gräßliches Verwerk angezündet habe, welches in vollen Flammen stand und nicht gerettet werden konnte.

Allein hierbei blieb es nicht. Die Nacht darauf, als die Gäste geschieden waren und man sich bereits zur Ruhe begeben hatte, erfolgte plötzlich zwischen Mitternacht und Ein Uhr ein neuer, fürchterlicher Schlag und eine starke Erschütterung. Verstimmt sprang Alles aus dem Bette, um der Ursache dieses Ereignisses nachzusehen; es war der neue Schloßthurm zusammengefallen und hatte den Küchenmeister, einen Kämmerling, eine alte Frau und zwei Mägde in seinem Schutt begraben.

Bei diesem Anblicke entsetzte sich der Freiherr Joachim von Maltzan, und er gelobte feierlich, nimmer wieder einen solchen Muthwillen an dem Geschenke des Erdmännchens auszuüben; auch ermahnte er seinen Sohn mit väterlichem Ernste, diese wunderbare Gabe als das kostbarste Familien-Kleinod zu bewahren und zu ehren.

Seitdem wurde auch nach der Verausagung des grauen Männchens dem thatenreichen und langen Leben des Freiherrn viel Ehre und reiche Güter zu Theil. Seinen späten Tod im J. 1625 den 7. Jänner verkündete schon einige Zeit vorher der treuen Hausfrau das allmälige Absterben einer Perle.

Diese Perlenschnur ist mit der Zeit auf eine Nebenlinie der später in den Grafenstand erhobenen Familie von Maltzan übergegangen und wird von derselben noch aufbewahrt.

Es wird auch behauptet, daß noch im J. 1817 das Absterben einer Perle den Tod des Ältesten der Familie verkündete, und daß noch Reste der zerstückteten Perle

vorhanden sind. Eben so haben die heutigen Juweliere die Substanz dieser Perlenchnur nicht erkennen können.

## Aus der Osterreichischen Chronik.

### I.

#### Die Holz-Jungfer.

Die uralte Riesenburg Osterreich im Lande der Kärntner, eines der am besten erhaltenen Alterthümer, liegt in einem friedlichen, mit Dörfern besäeten Thale und ist ein Besizthum des Grafenhauses Hohenhüller-Metsch.

Ein enger Fahrweg führt durch vierzehn, mit frommen Sprüchen aus den Psalmen gezeierte Thürme und Wachthäuser und über drei Brücken, unter welchen graufende Abgründe liegen, zu dem Schlosse hinauf.

In einer Mauernische steht daselbst im natürlichen Schmucke, eine aus Holz gebildete Jungfrau, die in der Hand ein entbloßtes Schwert hält und durchaus keinen andern Werth hat, als ein mehrhundertjähriges Alter, was allerdings für eine Jungfrau ein sehr zweideutiges Attribut ist.

Diese Holz-Jungfer wird allgemein für das Sinnbild der Unüberwindlichkeit der Feste gehalten, weil sie in der That niemals erobert wurde, und man alle uneingenommenen festen Plätze mit Jungfrauen zu vergleichen pflegt. Diese Behauptung ist aber unrichtig, denn nach verlässlicheren Nachrichten stellt diese holzerne Statue

die wohlbekannte Frau *Margaretha* mit der *Maultasche* vor, und ist bestimmt, das Andenken der Belagerung zu erhalten, welche diese Fürstin nach der Bestätigung verschiedener, noch vorhandener Inschriften, mit einem tirolischen Heere im Jahre 1334 unternommen hat, und welche die Burg *Osterwitz* vorzüglich merkwürdig gemacht hat.

Als Herzog *Heinrich* von *Kärnten* in dem genannten Jahre starb, wurde dem Gemale seiner einzigen Tochter *Margaretha*, einem Sohne des Königs *Johann* von *Böhmen*, aus dem *Luxemburgischen* Hause, *Johann Heinrich*, von den *Kärntnern* gehuldigt. Der gegen den König von *Böhmen* aufgebrachte Kaiser, *Ludwig* der *Baier*, erklärte aber die Länder *Tirol* und *Kärnten*, als eröffnete Reichslehen und verlieh sie dem Herzoge *Otto* von *Oesterreich*.

Auf *kärntnerischem* Boden entspann sich nun mit dem Herzoge von *Oesterreich* eine zweijährige Fehde, in welcher der Landeshauptmann von *Auffenstein* bei *Liesen* erschlagen ward, worauf die kriegerische Frau das Land verheerend durchzog und besonders Städte und Klöster brandschatzte.

Sie kam auch mit bewaffneter Hand vor *Osterwitz*, und hatte sich vorgenommen, diese festeste Burg des Landes einzunehmen.

Sie mußte aber, wie einst die böhmische *Wlasta* vor dem *Wischerad*, die beschämende Erfahrung machen, daß die Leidenschaft des Weibes der Ausdauer des Mannes nicht gewachsen sei. Noch sieht man am Fuße des Felsens, der die hohe Burg trägt, einen kleinen, künst-

lich errichteten Erbhügel, den die feindlichen Knechte zusammengetragen haben sollen, um der Fürstin die Uebersicht der Belagerung zu gewähren. Dieser Hügel heist noch heut zu Tage die *Maultsch-Schutt*, wovon wir unten noch eine andere Nachricht mittheilen.

Ein anderes Denkmal dieser Belagerung ist eine Stierhaut, die an einem Gewölbe hängt, und welche den Belagerten damals gute Dienste leistete. Sie zwickten nämlich ihren letzten Stier mit glühenden Zangen, damit sein weitschallendes Brüllen einen großen Vorrath von Lebensmitteln anzeige. In die Haut dieses Thieres nähten sie dann einen Theil ihres noch übrigen wenigen Getreides und übergaben sie den Belagern mit der Meldung, „daß die Burg noch für so viele Jahre Proviant habe, als Körner in der Haut wären.“

Hierauf soll *Margaretha* die Belagerung von *Osterrich* aufgegeben haben. Ihr Hut, der ebenfalls noch im Schlosse gezeigt wird, gleicht einem kärntnerischen schwarzen Bauernhute von grobem Filze.

Den Bewohnern *Wien's* ist diese Fürstin auch aus einer andern Ursache interessant; die Vorstadt *Margarethen* soll nämlich von ihr den Namen erhalten haben. Wo dieser Stadttheil steht, befand sich einst ein mit Fischteichen und Jagdrevieren umgebenes, herzogliches Schloß. Hieher brachte *Herz. u. Rudolph* die Fürstin, als sie ihm im Jahre 1363 ihr Land *Tirol* mit Zustimmung der Landstände übergeben hatte. Obgleich an Jahren sehr vorgeückt, ergötzte sich die männliche Frau noch mit Jagd und Fischerei und starb hier nach 6 Jahren. Sie wurde bei den *Minoriten* in der Stadt begraben.

## II.

## Die Maultasch-Schutt.

Den 23. Jänner 1363 übergab Margaretha, die Maultasche, nach dem Tode Meinhards, ihres einzigen, in zweiter Ehe mit Ludwig von Brandenburg erzeugten Sohnes, die Grafschaft Tirol dem Hause Oesterreich. Herzog Rudolph nahm sogleich die Huldigung an und bewog die Fürstin nach Wien zu kommen, wo sie im Jahre 1369 in einem Landhause starb, das in der Gegend der heutigen Vorstadt Margarethen stand, die von ihr den Namen erhalten haben soll.

Auch ihr unästhetischer Beiname, die „Maultasche“, hat sich im Lande Kärnten noch erhalten, wie uns die folgende Archival-Nachricht lehrt.

„Als das Schloß Dietrichstein in Kärnten von der Frau Margaretha (im Jahr 1354) belagert und verwüstet worden, sind viele Herren und Landleute aus Kärnten mit Weib und Kind in eilender Flucht gen Osterwitz gekommen, dem edlen Herrn Freiherrn Schenk zugehörig, von dem sie mit großen Ehren sind empfangen worden. An diesem Orte, als von Natur stark und ungewinnlich, hatten sie alle gute Hoffnung, mit den Thron vor der Tyrannin sicher zu bleiben.

Es liegt aber Osterwitz eine Meile von St. Veit gegen Wölkeimarktwärts zu der rechten Hand, auf einem starken und sehr hohen Felsen, der an keinem Ort, weder gestürzt noch angelaufen werden kann. Nun zog aber Frau Maultasch mit ihrem Kriegsvolk stracks auf Osterwitz zu, sonderlich, nachdem sie verstanden, daß

ein großer Adel allda beisammen wäre; des unendlichen Verhabens, so lange davor zu liegen, bis sie solches in ihre Gewalt bringen, und der vorberühmten Herren und Frauen würde habhaft sein.

Wie solches dem Herrn Freiherrn Schenk von seinen Rundschaftern angekündet worden, hat er unverzüglich seine Kriegsleute, derselben nicht viel über dreihundert gewesen, mit großem Fleiß auf die Wehren der Mauern und allenthalben auf dem hohen Berge geordnet.

Hinzwischen kam die Frau Maultasche so weit hinaus, daß sie mit den Ihren das Feld weit und breit eingenommen, auch das Schloß in dem Bezirk also umringet, daß schier Niemand zu den Belagerten kommen, oder aus der Bestung weichen konnte. Und weil die Tyrannin gesehen, daß es unmöglich, Osterwitz zu bewältigen, hat sie in der Zeit der Belagerung, den armen Bauersleuten in den Dörfern, mit Brennen, Rauben, Werden und andern Gewaltthätigkeiten nicht geringen Schaden zugefügt; wie dessen die zerbrochenen Schloßer und Burgen noch heutigen Tages genügsames Zeugniß geben.

Als sie zuletzt gesehen, daß sie die Zeit umsonst und vergeblich vertrieben, auch mit all ihrer Gewalt wenig ausrichten würde, hat sie so viel Rath befunden, ihre Gesandten an Freiherrn Schenk zu verordnen, mit dem Befehl, daß sie ihn mit vielen und reichen Verheißungen bewegen sollten, das Schloß Osterwitz ihr zu übergeben, und mit den Seinen frei abzuziehen. Als auf solche Werbung Herr Freiherr Schenk abschlägig antwortete und sagen ließ, „er müsse ein Kind sein, wenn er darauf herchen und

nach ihren Drohungen fragen wollte," also, daß die Gesandten mit betrübtem Herzen ins Lager zurück kamen, riethe ihr alle, den Ort, da mit Gewalt nichts auszurichten wäre, auszuhungern, und mit solchen Mitteln den färentnischen Adel zum Brette zu treiben.

Welchem getreuen Rath auch Frau Maullatsch nachkommen wollte, weil doch keine andere Gelegenheit vorhanden war, ihres Willens habhaft zu werden.

Weil nun diese Belagerung ziemlich lange gewähret, entstand in dem Schloß zu Osterwiz, nicht allein unter den gemeinen Knechten, sondern auch unter denen von Adel, sonderlich aber bei den Frauenzimmern ein großer Mangel in allen Sachen, besonders aber an Wasser, daß auch täglich viel umkamen. Denn es waren von den dreihundert Knechten kaum hundert überblieben, die sich gedrungener Weise mit abscheulicher Speise, als Ragen-, Hund- und Kesselfleisch sättigen mußten.

Indem sich nun etliche vornehme Herrn berathschlugen, wie den Sachen abzuthun wäre, erfanden sie endlich einen trefflich guten und erwünschten Weg. Denn als sie täglich den großen Jammer vermerkten, und ihnen gar schmerzlich war, daß sie sammt Weib und Kind in großem Unglück standen, und noch zukünftigen Zeiten mehreren Unfall möchten unterwerfen sein, gingen sie sämmtlich zu Herrn Schenk und sagten ihm: „wie sie diesmal nur durch einen lustigen Hund, weil sie keine Hülfe vom Erzherzog Otto zu gewarten hätten, zu erretten wären. Sie erdachten nun eine gute und geschwinde Kriegslist, den grimmen Feind ab ihrem Hals zu bringen. Nämlich, dieweil sie gesehen, daß alle Essens- Speisen und des



Leibes Nothdurft bereits verzehrt, und nichts mehr in ihrer Gewalt wäre, als ein dünner Stier und zwei Vierling Hocken: so wäre ihr getreuer Rath, Gutsdünken und Meinung, man sollte den Stier abschlachten, in dessen abgezogene Haut den Hocken einschütten, und sie alle wohl verpackt, den Berg hinabwerfen. Wenn die Feinde dann solches sehen, würde es ihnen Ursache geben zu denken: wir wären mit allerlei Nothdurft und Lebensmitteln versehen, und könnten die Belagerung noch eine gute Zeit ausharren, derowegen sie unzweifelich würden aufbrechen und mit dem ganzen Kriegsheere abziehen.

Diesem Rath kam Herr Freiherr Schenk alsbald nach, ließ den Stier abnehmen und den Hocken darein thun, und solche damit über den Berg abstürzen, dem Jedermann mit großer Verwunderung zusehen.

Als solches Frau Maultsch erfahren, that sie einen lauten und hellen Schrei und sagte: „Ha, das sind die Klausstrappen, so eine gute Zeit ihre Nahrung in die Klust zusammen getragen, und auf den hohen Felsen sich versteckt haben, die wir nicht so leichtlich in unsere Klauen werden fassen können; da wir sie in ihrem tiefen Nest sitzen lassen, und andere gemästete Vogel fuchen wollen.“

Von Stund an hat sie ihren Knechten befohlen, daß ein Jeder, insonderheit seine Zurnhaube voll Erde fassen, und solches auf einem ebenen Felde, gleich gegen Osterwitz über, ausschütten sollte.

Als solches geschehen, ist aus derselben Erde ein ziemlich großes Berglein worden, das man in Land zu Kärnten die „Maultsch-Schutt“ genannt hat.

Noch vor Kurzem, im Jahre 1580, hat Herr Veit Aherenhüller, Freiherr zu Michelberg, als Landhauptmann von Kärnth'n, der Frau Maultasch einen in schönen weißen Stein aushauen lassen, welcher Säule das Kreuz bei der Maultasch-Schutt genannt wird."

### III.

#### Der trübe Deutsche.

Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts lebte in einer schlesischen Stadt ein junger Mann, Namens Nikolaus Hennenschmidt. Er hatte von seinem Vater ein hübsches Einkommen und eine in gutem Zuge befindliche Gastwirthschaft ererbt; jenes brachte er aber nicht leichtfertigen Gefellen in Sauf und Braus durch, so daß sein Gasthaus bald von allen ehrsamem Bürgern gemieden und fast zur Einöde wurde, weil die lustigen Brüder, da nichts mehr ohne Geld zu haben war, und alle schon tüchtig an der Kreide standen, ebenfalls sich entfernten.

Der verlassene Nikolaus Hennenschmidt saß nun allein da und grubelte, wie er seinen Zustand verbessern könne. Da lehrte eines Tages ein österreichischer Invalid bei ihm ein, der viel zu erzählen wußte, und von den Schätzen viel Aufhebens machte, die in der hohen Burg Osterwitz in Kärnten verbergen sein sollten, seit der Zeit, als Margaretha, genannt die Maultasch, verwüthend von einer Burg zur andern zog, und die Landbewohner ihr Besitztum an Geld und Kleinodien nach der festesten der Burgen, nach Osterwitz, brachten, um

es dort in den dicken Mauern oder unter der Erde zu verbergen. Da aber Manchen der Tod erreichte, ehe er seiner Schätze wieder habhaft wurde, so blieben sie vergraben und unausgibt bis auf den heutigen Tag.

Dies erzählte der alte geschwätziqe Kriegsknecht, und hatte an Nikolaus einen eifrigen Zuhörer. — Der Gedanke an die vielen Schätze in Osterwitz verließ ihn nicht mehr, so daß er den Rest seiner Habe zu Gelde machte, und nach Kärnten mit großen Hoffnungen zog.

Die Burg Osterwitz gehörte damals dem Freiherrn von Hohenhüller und war von einem Kastellan und wenigen Dienern bewohnt. Hennenschmidt gab sich, als er dert angekommen war, für einen deutschen Handelsheeren aus, der von protestantischen Regern verjagt werden, und eine Aenderung seines Schicksals in Kärnten erwarten wolle. Er wußte sich dem Kastellan gefällig zu machen, so daß dieser in einem Seitensügel der Burg ihm eine Wohnung einräumte, und ihn nach einiger Zeit zu seinem Rechnungsführer ernannte.

Jetzt spähet Nikolaus im Schlosse nach Schätzen überall umher und grub insgeheim hier und dert, von Schätzen aber ließ sich nichts gewahren. Wie er nun eines Tages in der weidläufigen Burg wieder durch öde Gemächer schritt und manche der Inschriften las, die an den Mauern angebracht sind, fiel ihm eine auf, die fast unleserlich geworden war, aus der er aber endlich folgenden Vers zusammen brachte:

„Sonder Furcht und sonder Grauen  
Kann ich diesen Ort nicht schauen:  
Er verschreckt des andern Freud.  
Der mit seine Schätze deut.“

Unter dieser Inschrift standen die Zahlen fünf und acht. Und daß diese irgend eine Bedeutung haben mußten, ließ sich aus einem zweiten Verse erkennen:

„Ich säte Trauen und Gold ging auf.  
Du kam mit eben das Trauen zuhauf.  
Kannst gut Du wählen mit Kunst und Aht,  
Sind Gold und Trauen Dir zugehoht.“

Wie von unheimlichen Mächten ward Nikolaus von Stund an immer wieder zu dem Gemache getrieben, wo er diese Sprüche entziffert hatte, und endlich kam er, mit Werkzeugen, um die Mauer zu öffnen, die an dieser Stelle, dem Klange nach, minder stark schien, als sonst überall in der Burg.

Die wenigen Bewohner derselben waren nach St. Veit gegangen zu einem Volksfeste, Nikolaus aber, um seinem Gelüste der Entdeckung eines Schazes zu folgen, blieb daheim. Er konnte dies um so eher, weil er, durch sein stetes Sinnen und Trachten verflört, für einen Sonderling galt, den man seine Wege müße gehen lassen; ja er wurde schon damals oft „der trübe Deutsche“ genannt, ein Beinamen, der ihm später verblieb.

Jetzt arbeitete er rüstig die Mauern zu öffnen; wer aber schildert sein Entsetzen, als ein lose gewordener Theil derselben plötzlich zusammenstürzte, und er eines menschlichen Gerippes ansichtig wurde. Wie von bösen Geistern gejagt, entfloß er, und hatte Monate hindurch nicht den Muth zu weiteren Nachforschungen; des Menschen Habsucht aber überwältigt jede Furcht, und statt den Anblick des Gerippes für eine Warnung anzusehen, daß Alles auf Erden eitel ist, besonders das, was der Mensch diesseits

zurücklassen muß, weil ihm jenseits nur seine Thaten zählen, warf er das Gerippe zusammen, in dem Glauben, er werde irgend eine Weisung zu Schätzen entdecken.

Gierig durchwühlte er Staub und Knochen, nichts war zu finden, und da der Abend hereinbrach, stieß er abermals mit erneuertem und verdoppeltem Entsetzen. Die Aufregung warf ihn auf das Krankenlager; der Kastellan pflegte ihn und als der unglückliche Schatzgräber wieder genas, erzählte ihm Jener: er habe im Fieber fortwährend von Lebtengerippen und Schätzen gesprochen, oft aber auch ausgerufen: „Fünf und Acht!“ welches sich Keiner zu erklären gewußt.

Hennenschmidt schwieg und beachtete nicht die zweite Mahnung, die ihm seine Krankheit hätte sein können. Mit der Wiederkehr seiner Kräfte, folgte er von Neuem den Antrieben seiner bösen Neigung, die sich an jene beiden Zahlen heftete. Er zählte alle Steine, rochte an allen Wänden, schlug hier eine Oeffnung, grub dort in die Tiefe, Alles vergebens: sein Wismuth stieg dadurch so sehr, daß der „trübe Deutsche“ endlich für einen Wahnsinnigen gehalten wurde.

Jahre vergingen, und Nikolaus, zu keinem Geschäft mehr zu gebrauchen, wurde endlich auf der Burg ein Gegenstand des Mitleids, dem man ein kümmerliches Dasein gönnte.

Schon war er Greis geworden, und noch hatte sich die wilde Lust nach Schätzen nicht gelegt; da geschah es, daß er einst die vielen Wartthürme zählte, die Herr Georg von Rhevenhüller zu Ende des 15. Jahrhunderts hatte um die Burg errichten lassen. Und als Nikolaus von da, wo er sein Zählen angefangen, zu dem

fünften Wartthurme kam, bemerkte er, daß dieser acht Mauereinschnitte hatte. Ein neuer Sporn für ihn. Er untersuchte den Thurm und fand, daß er im Erdaeschoß ganz leer, der Boden aber mit Steinen belegt war. Er schlug auf die Steine — sie tönten an einigen Stellen als ob eine Höhlung darunter wäre.

Unstät verbrachte er den Tag, konnte kaum die Nacht erwarten, um den Boden dort aufzuwühlen. Mit einer Blendlaterne und Werkzeug versehen, schlich er sich gegen Mitternacht in den Thurm. Draußen war es mondhell, und im Innern des Gemachs spielten wunderbare Schatten, die durch den Schein der Blendlaterne sich nur noch mehr kreuzten.

Nikolaus sah sich nicht viel um, sondern betrieb die Arbeit in Angst und Eile. Er hob die Steine aus den Jugen, und traf auf einen leeren Raum; hier grub er — und welch' Entzücken! bald hob er ein schweres Gefäß empor. Er sprengte den Deckel, und Gold glänzte ihm entgegen. In frischer Eile arbeitete er weiter, und Kisten mit Gold und Kleinodien kamen zum Vorschein. Er trug die Schätze nach seinem Gemache in selbiger Hast, daß er in Schweiß sich badete, stellte in dem Thurm Alles wieder her, so weit er es vermochte, und lief dann freudig zurück, an seiner reichen Habe sich zu ergötzen.

Wie er nun aber die Gefäße und Kisten öffnete, fand er in einer der letzteren ein Pergamentblatt, auf dem geschrieben stand:

„Diese Schätze zu erlangen, erschlug ich meinen Bruders, der, und verbarg den Leichnam im Gemäuer der Burg. Des Geldes aber wurde ich nicht froh; denn der Schatz

ten des  
„wider die  
„meinem  
„einä die  
„tem Gebr  
„erfere M  
„der Glück

Und  
nen sch m  
Schlag ge  
ment: sein  
heimlichen  
Zerstör u  
und die S  
Kleider zu

Eine  
Kerztu  
ungarn e  
herrschaf  
Tempelhe  
Nar  
mehreren  
gegen das

des Ermordeten verfolgte mich überall. Ich liehe  
 der die Ungläubigen, meine Schuld abzuwaschen mit  
 einem Blute, die Seele mir zu retten. Wer aber der-  
 nüt viele Schätze findet, bedenke wohl, daß er mit ihm  
 im Gebrauche dem Teufel verfallen: er gehe hin und  
 opfere Alles zu heiligen Werken, sonst komme über ihn  
 der Fluch, der mich jagen wird von Land zu Land.

Andreas von Celisy."

Und am Morgen des nächsten Tages wurde Hen-  
 n Schmidt todt gefunden, wahrscheinlich hatte ihn der  
 Schlag getroffen. In der Hand hielt er noch das Perga-  
 ment: seine Augen waren starr auf die gefundenen, un-  
 möglichen Schätze gerichtet und aus seinen Zügen sprachen  
 Furcht und Grimm. Kein Mensch aber wagte das Geld  
 und die Kleinodien sein zu nennen; beides kam an ein  
 eiserne zu Klagenfurt.

## Die Braut des Blitzes.

Page aus Ungarn.

Eine Viertelstunde vom Markte Kreuz (Nemetz  
 keresztur, Deutsch-Kreuz), der von Oedenburg in Nieder-  
 ungarn eine kleine Meile entlegen ist, befindet sich das  
 herrschaftliche Schloß, das vermals ein Eigenthum der  
 empelherren gewesen sein soll.

Nach deren Aufhebung kam diese Herrschaft nach  
 letzteren Besitzern an die Grafen Nádasdy, welche sie bis  
 gegen das Ende des 17. Jahrhunderts besaßen, wernach

sie den später zu Fürsten erhabenen Grafen Eberhard zufiel.

Das Schloß, ein längliches Quadrat, zu dem eine steinerne Brücke führt, steht in einem gänzlich ausgetrockneten, als Garten benützten Graben, im Innern mit einem gedeckten Säulengang zu ebener Erde und im ersten Stockwerke; an jeder Ecke mit einem massiven, viereckigen Thurme gesichert.

Die Stukaturarbeiten der meisten Zimmer und die alterthümlichen, meistens künstlich eingelegten, mit Schnitzwerk geziereten Eichenthüren, beweisen den alten Pracht und den Reichthum der ehemaligen Besitzer.

Mehr als zwei Treppen des Schlosses im oberen Stockwerke sind leer, die Gewölbe und Oberböden eingestürzt, die Thüren herausgerissen, doch haben das durchaus erhaltene Ziegeldach und die riesigen Hauptmauer das Gebäude vom Ruin bewahrt.

In dem nordöstlichen Thurme befindet sich die noch wohl conservirte, geräumige Capelle mit zwei kleinen Ehen. Der Altar (Bildhauerarbeit in Holz) stellt Christus am Kreuze dar mit ihn umschwebenden Engeln, die aus seinen fünf Wunden das quillende Blut in Beckern auffangen, und auf die, unten am Kreuzestamme stehenden armen Seelen im Hergeseuer gießen; an den vorderen Säulen sieht man in Bildhauerarbeit den Ritter St. Georg im liegenden Kampfe mit dem Drachen und Johannes in der Wüste.

Die Decke der Capelle ist mit schönen Bildern des neuen Testaments in Oel auf Leinwand gemalt, geziert, worunter besonders die Verkündigung Maria bemerkens-



werth ist. Die Keilen des Gewölbes und senklichen Bausteinegerünne sind stark verguldet.

Das Gewölbe unter dem südlichen Thurne soll das heimliche Vericht gewesen sein, und noch zeigt man eine Nische in der Wand, an der die eiserne Junafran stand, in Verbindung mit einer nun vermauerten Öffnung in den Gerichtssaal, von wo die zum Tode Verdamnten in die Arme dieses merkwürdigen Instrumentes gelassen wurden.

Ueber dieses Schloß hat sich folgende Sage erhalten.

Im 16. Jahrhunderte haufete hier ein Graf Nadasden, der einen Sohn und eine Tochter, Vettere von ausgezeichneten Tugendheit, hatte. Ehen längst hatte er seine Erwine einem reichen, schon alternden Maanaten Wnarno versprochen und hoffte in weltlicher Hinsicht und wegen des Grafen Reichthumern die besten Folgen von dieser Ehe.

Erwine, eine 17jährige, blühend-schöne Blentine, hatte noch nicht geliebt, und scherzend und ländelnd, wie bis jetzt ihr Leben dahin gelaufen war, hette sie die unverhoffte Kunde ihres Vaters: ihr Bräutigam werde nächster Tage kommen, und mit ihr seine Verbindung halten. Der Graf war zufriedener als je über seiner Tochter Kluges Benehmen, und sah, der Zeit Flügel wünschend, sehnsuchtsvoll seinem Eidam entgegen.

Endlich erschien er mit einem starken Troß Reiter vor dem Schlosse, nannte seinen Namen, die Zugbrücke raffelte nieder, und Graf Nadasden, mit Erwinen an der Hand, eilte ihm entgegen vor das Thor. Ein junger Edelknecht sprang vom Pferde, seinem Herrn beim Ab-

sigen den Steigbügel zu halten, und war der erste, auf den Erwinens großes blaues Auge fiel.

Welcher Wuchs! Welche Jugendfrische! Welch' ein edles Benehmen zierte den Jüngling! Sein brennend-schwarzes Auge hing an Erwinens reizender Gestalt, während seine nervige Haut des Herrn bäumendes Ross hielt, welchem der Reiter derb stehend, noch einmal die scharfen Sporn eintrieb, daß es hoch aufstieg und überzuschlagen drohte. Ein enganliegender, dunkler, mit Gold geschnurter Rock, so wie das lichtblaue, mit Gold besetzte Beinkleid, mit den gelben kurzen Stiefeln und die weiße Feldbinde, von der ein blanker, krummer Säbel niederhing, knarrt um den schlanken Leib gewunden, erhoben seinen kräftigen majestätischen Wuchs, und dienten, das schöne Ebenmaß des Körpers zu erhöhen, so wie die schwarzen Nadenlocken, in glänzenden Ringen aus dem Calvac hervorquellend, seine morgenrothen Wangen noch röthiger zu malen schienen.

Des Jünglings Blick traf dem Erwinens und Beide bisher unbekannt mit dem Gefühle der Liebe, meinten in dem ersten einzigen Blick sich verstanden zu haben, und die Augenwimpern zu Boden bestend, standen sich Beide sprachlos gegenüber.

„Ist das Eure Tochter, Graf?“ frug der Magnat, „wahrlich! eine himmlischschöne Maid, werth, eines Fürsten Braut zu sein. Nicht schüchtern, Bräutchen, dein Bräutigam ist da, und fordert seinen ersten Kuß.“

Jetzt erst erhob Erwine ihr Köpfchen, und erblasend trat sie einen Schritt zurück, als sie den Bräutigam sah, der, obwohl tiefig gebaut, seine 50 Jahre nicht verbergen

kennte; Leidenschaften jeglicher Art hatten tiefe Furchen in seinem Gesichte gegraben, aus seinem Auge schien ein greller Blitz zu schlagen, zu dem seine rollende Stimme den Donner lieferte; der grau mit schwarz gemischte Bart nahm mehr als die Hälfte seines fennenderkannnten Gesichtes ein, aus der seine Habichtsnase wie eine Fackel leuchtete.

„Das ist mein Vetter *Vadislau s*,“ sprach der Angekommene weiter, „ein schmucker Bursche, wie ihr seht, aber kein warmes Herz für Weiber. Er ist arm wie eine Kirchenmaus und lebt von meiner Gnade; nach meinem Tode sollten ihm, wenn ich kinderlos hinfahre, meine Güter zufallen, aber davon schütst du, schönes Mädchen, mich befreien, und meiner lachenden Erben mit kräftigen Kindern spotten. Aber zum Teufel, nicht so scheu, komm her und umarme mich.“

„Küßt sie,“ sprach der Graf, „das ist der Schauer der Bräute, kommt in mein Schloß.“

Der Becher kreisete wacker, und noch eh' es Mitternacht wurde, trugen sie den weintrunkenen Bräutigam zu Bette.

Wochen vergingen unter Jagden und Gelagen, und Erwine bath ihren Vater flehentlich, sie dem verhassten Bräutigam zu entziehen. „Er hat mein Wort,“ war Alles, was ihr der Graf antwortete, und in einigen Tagen ward der unglücklichen Erwine Verlobung, und über ein Jahr die Vermählung festgesetzt.

*Vadislau s* konnte im Trunkenheitsfall seines Oheims, also täglich, Erwine zu Fuß und zu Ross begleiten. Gleich den Blumenthesen, die, wenn der erste

milde Sonnenstrahl sie erwärmt, ihre Kelche dem belebenden Lichte und der Wärme öffnen, öffneten Erwine's und Ladislaus Herzen sich dem milden Hauche der ersten reinen Liebe. Furcht und Gefahr hatten ihre Gesandnisse beschleunigt an einem mondlichten Sommerabend in Garten vor dem Schlosse umschlang Ladislaus seine Geliebte, und mit dem heiligsten Kusse war das Band der Liebe für die Ewigkeit geknüpft — nicht für das Diesseits!

„Treu bis in den Tod will ich dir bleiben,“ rief Ladislaus im schwörenden Tone, „eher sterben als von dir lassen; aber wirst auch du dies können, meine Erwine?“

„Vetters Zorn treffe mich,“ bat Erwine, mit zum Himmel gehobener Rechte, „wenn ich meinen Vater nicht bewege, mich loszureißen von dem verhassten Bande: der Schleier des Klosters, der Tod von deiner Hand ist mir willkommener, als deines Oheims Herrlichkeit und Güter!“

Der Bräutigam brach wenige Tage darnach auf, gab seiner Braut einen kostbaren Ring, und verließ, mit dem Versprechen, in Jahresfrist zu kommen, mit Ladislaus und seinem Gefolge das Schloß.

Sie stürzte Erwine zu des Vaters Füßen, bekannte ihm ihre Liebe für Ladislaus und ihren Haß gegen seinen Oheim; sie rang unter Thränen ihre schönen Hände, sie beschwor ihren Vater bei der Asche ihrer seligen Mutter, sie von dem Verhassten zu befreien, — vergebens.

„Er hat mein Wort,“ sagte der Graf wieder „und ich habe zudem nichts auszusagen an ihm.“

„Nichts auszusagen?“ erwiderte Erwine, „seine durch Leidenschaften jeder Art verzerrten Gesichtszüge, sein Zorn, seine Trunkenheit — o Vater, macht Eure einzige Tochter nicht unglücklich!“

„Wie ist Dir frommes, kindisch-tändelndes Mädchen denn auf einmal so die Liebe zu dem armen Ladislaus in's Herz geschossen?“

„Er ist der Würdigste der Männer!“

„Und wenn du eine Legion von Engeln liebtest; fere aus meinen Augen, ich kann mein Wort nicht brechen: Du bist seine Verlobte, Du trägst seinen Ring, und in Jahresfrist bist du sein Weib.“

„So laßt mich den Schleier wählen; ich will meiner irdischen Liebe entsagen, ich ahne, meine Liebe blüht nur jenseits.“

„Ich will Enkeln von dir auf meinen Knien schaukeln, ich will dich reich und glücklich, nicht als Menne das Leben vergehen sehen: glaube mir, ein monatlanges Zwang“, setzte er sonster hinzu, „und du wirst dich in deine Lage finden.“

„Vater —“

Er kehrte ihr den Rücken und ging zürnend ab.

Der Graf war stolz und unbeugsam: was er befohl, mußte geschehen, und von seinen Kindern war er am wenigsten Widerstand gewohnt. Er sah selbst ein, sein Eidam sei kein Mann für Erwine, er hatte ihn Jahre lang nicht gesehen, er hatte sich ihn ganz anders gedacht, sein politischer Einfluß aber auf das Reich, seine Schätze hatten ihn geblendet und so wurde die Tochter geopfert; noch nie hatte er sein Wort gebrochen, er konnte es nun um so weniger.

Um die Zeit zu tödten, vielleicht um seinen geheimsten, natürlichen Kummer zu zerstreuen, hatte er den Plan zu einem großen Tanzsal entworfen, der zur Hochzeitfeier seiner Tochter fertig sein mußte; er war reich, und dem reichen Eidam wollte er die Tochter würdig zuführen.

Zu diesem Ende wurde das Gebäude aufgeführt, es wimmelte von Maurern, Zimmerleuten, Steinmetzen und Schieferdeckern, und unter dem Fleiße der Arbeiter wuchs das Gebäude zu der heutigen Größe. Maler und Vergolder wetteiferten mit den Stukaturarbeitern und Bildhauern, sich gegenseitig in ihrer Kunst zu übertreffen, und wie die Blumen in des Lenzes Farben neu sich kleideten, stand das Saalgebäude fürstlich-prachtvoll gebaut da.

Seine Höhe beträgt 8 Klafter, sein Länge 45 — und seine Breite 8 Klafter; links und rechts waren Speisefäle angebracht, und breite, mit Blumen und Teppichen bedeckte Treppen, auf denen man zu dem reichgeschmückten Balkon und den Orchestern gelangte. Die Nischen der Fenster und die Wände waren mit Malereien geziert, und von dem reich vergoldeten Gewölbe hingen Luster und Ampeln mit zahllosen Kerzen herab.

Während das Gebäude dem Grafen Arbeit und Zerstreuung bot, sank Erwinen's Hoffnung immer tiefer.

Der Vermählungstag brach an, der Bräutigam rückte mit einer reich ausgestatteten großen Dienerschaft ein, die Gäste waren versammelt, nur Ladislaus erschien nicht — ein dunkles Gerücht sagte: Er sei in einer Rumänenschlacht geblieben.

Erwine war seit einem Jahre wirklich verändert, ihr Blick war unstät und trübe, die Purpurröthe ihrer Wangen gebleicht wie eine weiße Rose. Nacht und Einsamkeit war ihr einziger Trost, und stundenlang sah man sie öfter um Mitternacht in dem gewölbten Säulengange des Schlosses klagend umherwandeln.

Geduldig, wie ein Lamm zur Schlachtbank, ließ sie

sich nach dem ersten stummen Willkommen des Bräutigams in ihr Zimmer führen und zur Vermählung ankleiden; leichenblass und zitternd duldete sie es, als man ihr die reich gestickten Kleider anlegte, die Stirne mit einem Bande von Diamanten umwand, und den Rubinengürtel um ihren schlanken Leib heftete. Als aber eine ihrer Dienerinnen das Myrthenkränzchen in die blenden, verlendurchwirkten Flechten drücken wollte, rief sie plötzlich mit einem Schrei des Entsetzens den Kranz von sich, stürzte noch einmal zu den Füßen ihres Vaters hin, und verbarß das betrännte, kummerbleiche Angesicht in seinen Knien.

„Vater! um Gotteswillen, ich kann kein Weib nicht werden, ich war Ladislaus' verlobte Braut; er ist todt, sagen sie, laßt mich in's Kloster gehen!“

„Hört, Thérin, zum Altar! der Caplan wartet, die Gäste sind versammelt, der Bräutigam harret Dein!“

„In's Kloster, Vater! gebt mir den Schleier!“ wimmerte Erwine.

„Zum Altar!“ rief der Vater, „ja, aber zum Traualtar,“ und wollte sie mit sich fertzichen.

„Geduldet Euch noch einen Augenblick,“ bath sie plötzlich mit schrecklicher Kälte, „ich habe mein Brautkränzchen vom Kopfe gerissen, ich muß ein frisches nehmen.“

„So sprichst Du, wie eine kluge Tochter,“ antwortete der Graf, „geh, erhole Dich, wie Du blaß und entsezt bist! — des Himmels Segen wird Dir Deine frühere Jugendröthe wieder auf die Wangen hauchen.“

„Den Schleier oder den Tod,“ schluchzte Erwine, als ihre Frauen sie in ihr Gemach zurück führten. Sie vollendeten den Brautschmuck der jungen Gräfin, die mehr

einem leblosen Marmorbilde, als einem bräutlichen Mädchen glück.

„Laßt mich vor der Trauung noch einmal beten,“ bat Erwine, und wankte in ihre Bettkammer, die in einem ihrer Zimmer sich befand.

Unterdeß war ein starkes Ungewitter losgebrochen, das vom Walde her mit lautem Donner rollte, und Blitz auf Blitz leuchtete, den dunklen Abendhimmel zum Feuermeer umbildend. Der Bräutigam saß im Rittersaal und hatte mit einem Schwarm gleichgestimmter Kameraden dem Weine tüchtig zugesprochen; die reichgekleideten Diener mischten sich mit Erfrischungen in das bunte Gewimmel der Gäste im Tanssaale, der Graf ging unruhig in seinem Gemache auf und ab, und Erwine betete mit einer Inbrunst, in der sich ihre leidende Seele aufzulösen schien: ihr war's, als ob das lebende Ungewitter wie Gottes Stimme sie an ihren Schwur mahne.

„Ewiger, gerechter Gott!“ rief sie im Gebete, „erbarme Dich eines unglücklichen Geschöpfes, entreiße mich dem verhaßten Bräutigam und sei es durch den Tod. Mein Leben wollte ich gern im Nonnenschleier vollbringen, aber sie wollen mich zwingen; selbst die letzte einzige Zuflucht wollen sie mir gewaltsam verriegeln. Du, großer Gott, bist stark und allmächtig, der Tod von Deiner Hand führt mich zur Seligkeit, zu ihm. — Ein Blitzstrahl aus Deinem Himmel und ich bin befreit. Vergib mir meine Sünden — befreie mich von den irdischen Leiden — doch, Herr! nicht mein, sondern Dein Wille geschehe.“

Da schlängelte sich ein gräßlicher Blitz über das Schloß, fuhr vom Dache herunter, bei dem kleinen runden Fenster



der Betkammer hinein, durch den Vorhang und die gegenüberstehende Zimmerthür hinaus, ein furchtbarer Donner rollte, der selbst den Fröhlichsten und Leichtsinigsten verstummen machte, und den Rechern die Becher aus der Hand riß.

Erwine war nicht mehr! — „Das hat Gott gehört,“ riefen die Kammerfrauen, welche in der Nähe am Eingang der Andachtskammer standen und unverletzt geblieben waren.

Das Fest war aus; die lustigen Gäste flohen auseinander, als ob der Wind sie zerstoßen hätte, und seither war Kreuz kein Lieblingsplatz für die Grafen mehr.

Diese Sage verbürgen zwar keine alten Pergamente, aber noch zeigt man das Zimmer über dem Einfahrtsthere im Schlosse, das die junge Gräfin bewohnt haben soll, mit der daranstehenden kleinen Betkammer, und noch steht dem Schlosse gegenüber das Saalgebäude, nun seit langen Jahren zum Körnerschüttkasten umgestaltet. Noch hin und wieder an den Wänden erkennt man die Spuren der Malerei, besonders in den Nischen der Fenster im zweiten Stockwerke die Landschaften. Der hohe, leere Raum wurde in zwei Stockwerke und in das Erdgeschloß abgetheilt, und die Fenster zweckmäßig untermauert; im Gedächtniß des Volkes ist die alte Geschichte noch getreulich aufbewahrt, und fast jedes Kind weiß von der Braut des Kluges zu erzählen.

## Die Schwedenkönigin Christine

in Innsbruck.

Am 3. November 1655 erfolgte zu Innsbruck der Uebertritt dieser Fürstin zur katholischen Kirche mit einer angemessenen Feierlichkeit.

Es war der portugiesische Gesandte, Don Joseph Pinto Pereira, der 1654 mit seinem Beichtvater, dem gelehrten Jesuiten Pater Anton Macedo, nach Stockholm kam, und diesen Entschluß der Königin bestimmte. Zu ihrem Unterrichte rief Macedo die beiden Ordensbrüder Paul Casseti und Franz Malines von Rom, als reisende italienische Edelleute, an ihren Hof. Der spanische Botschafter, Don Antonio Piementel de Prado, leitete die Unterhandlungen wegen ihres künftigen Aufenthaltes, und so legte sie zu Upsala (17. Juni 1654) 27jährig (sie war am 8. Dezember 1626 geboren) die Krone nieder.

Es folgte ihr in der Regierung ihr Vetter, Carl Gustav von Zweibrücken. Sie verließ die schwedische Erde und blieb bis in den September 1655 zu Brüssel und Antwerpen, bis sie die längst beschlossene Reise nach Italien antrat. Von Augsburg aus, ordnete die Königin den Don Ramon Montero, einen spanischen Cavalier, an den Erzherzog Ferdinand Carl um die Verwilligung der Durchreise durch sein Gebiet nach Innsbruck ab; dieser schickte ihr seinen Kämmerer, Freiherrn von Spaur, nach Landsberg entgegen mit Vermelden, er schätze sich glücklich, einer so tapferen Königin in etwas willfahren zu können.

Am Grenzpaß Scharnig erwartete sie der erzherzogliche Kämmerer und Gardehauptmann, Freiherr von Freiberg, mit 10 Hatzschiern, um sie nach Seefeld und des andern Tags nach Zirl zu begleiten, an welchen beiden Orten übernachtet wurde; am letztern überraschten sie beide Erzherzoge mit einem Besuche, lehrten aber noch selbigen Abend nach Innsbruck zurück, um die nöthigen Vorbereitungen zum feierlichen Einzuge zu betreiben, welcher, nachdem die Herrschaften der Königin auf eine italienische Meile entgegen gekommen waren, des andern Tags, den 31. Oktober, als an einem Zenn-tage, in folgender Ordnung vor sich ging:

Voraus ritten 13 Trompeter, zwischen ihnen ein Heerpauker, alle in rothsammetenen reichlich bordinen Reitrocken, nach ihnen die Pagen Sr. k. k. Durchlaucht, darauf die geheimen Rätthe und vornehmsten Hescavaliers in prächtigen Kleidern auf schönen Pferden; nun wurde die Königin in einer Sänfte getragen, darneben ritten die Erzherzoge Ferdinand Carl und Sigmund Franz, in einer andern Sänfte folgte die Erzherzogin, Anna von Medicis, neben der hohen Reisenden gingen 30 Mann von der Leibwache; auf diese kam der königliche Hofstaat mit der Garde zu Pferd in rothen, mit Gold verbrämten Reitrocken, dann wurden 14 Handpferde geführt, denen unter Veraussetzung der 5 Trompeter und eines Heerpaukers abermals 60 Mann von der fürstlichen Garde in schönen Livreen des Erzherzogs folgten; den Beschluß machten 9 sechsspännige Kutschen mit den ansehnlichsten Damen, und der Ueberrest des königlichen Gefolgs.

Zu diesem gehörten zwar nur etwas über 50 Personen, worunter sich die Herren von Lilienkorn und Apelgrün aus Schweden, nebst zwei Kammerfrauen und 4 Kämmerern befanden; es hatten sich aber auch mehrere andere Herren dazu gesellt, als: Don Antonio de la Quevada de Silva, königl. spanischer General-Lieutenant, unter dem Titel eines Oberstallmeisters mit seiner Gemalin als ersten Kammerfrau; Don Antonio Piementel, königl. spanischer, und Graf Raimund von Montecuculi, kaiserl. Vetschaster, mit ihrer ansehnlichen Suite, nebst anderen Herren verschiedener Nationen; so daß die ganze Reisegesellschaft bis auf 200 Köpfe anwuchs.

Beim Eintritte in die Stadt wurde die Königin aus 50, jenseits des Innstromes aufgestellten Kanonen, vielen Mörsern und Musketen des Militärs und der Bürgerschaft begrüßt, unter dem Trompeten- und Paukenschall, auch allgemeinen Frechlocken des Volks empfangen und von dem regierenden Erzherzog in die fürstliche Burg begleitet; die Stadt blieb die ganze Nacht hindurch beleuchtet.

Den 28. Oktober war der päpstliche Nuntius Lucas Holsteinius (ein Deutscher von Hamburg) mit drei sehr schmeichelhaften Breven an die Königin, den regierenden Erzherzog und die Erzherzogin zu Innsbruck angelangt, welcher von seiner Heiligkeit den Auftrag hatte, das öffentliche Glaubensbekenntniß von Ihrer Majestät aufzunehmen. Als nun der zu diesem feierlichen Akte bestimmte Tag (Mittwoch 3. Nov.) angebrochen war, begab sich die Königin in einem einfachen, schwarzseidenen Kleide,

mit einem Diamantenkreuz auf der Brust, an der Hand des Erzherrzogs über die Straße aus der Burg in die Hofkirche zum heil. Kreuz.

Am Eingange kam ihr die Clerisei nebst den zwei Prälaten von Tegernsee und Mariaberg in ihren Pontificalien entgegen; jener reichte ihr das Weihwasser, dieser das kostbare krystallene Kreuz zum küssen; dabei war auch der päpstliche Nuntius, welcher nach einer tiefen Verbeugung gegen die Königin und die fürstl. Durchlauchten, das *Veni Creator Spiritus* anstimmen ließ.

Nachdem Alle ihre Plätze eingenommen hatten, setzte er sich an der Epistelseite auf einen rothsammetenen Sessel, und trug die ihm vom Papst ertheilte Kommission laut vor; hierauf nahte sich die Königin, geführt von den Erzherrzogen, ließ sich vor ihm auf die Knie nieder, und las das ihr vergehaltene Glaubensbekenntniß in lateinischer Sprache vor. Auf dieses ertheilte ihr der Nuntius die Absolution und den päpstlichen Segen.

Nun kehrte die Königin wieder zurück auf ihren Platz und während sich der Nuntius zum Hochamt bereitete, hielt der fürstl. Hofprediger, Pater *Staudacher S. J.*, eine Predigt; das Hochamt wurde mit einer außerlesenen Musik celebriert und den Beschluß machte ein *Te Deum Laudamus*, begleitet mit dem Klange aller Glocken und mehr als 50 Kanonen, vielen Mörsern und unzähligen Schüssen aus dem Gewehre.

Der Abend dieses festlichen Tages wurde mit Feuerwerken und mit einer prächtigen Oper voll kostbarer Maschinen und Veränderungen gefeiert; und so wurde mit Schauspielen, wobei die Akteurs kostbar gekleidet erschie-

nen, und die Scenen zu Jedermanns Verwunderung auf's künstlichste in's Perspektiv gesetzt waren, auch in den übrigen Tagen fortgefahren. Am Tag der Abreise ließ der Nuntius ein öffentliches Instrument über das abgelegte Glaubensbekenntniß aufsetzen, welches nicht nur von der Königin und von ihm, sondern auch von beiden Erzherzogen und dem spanischen Botschafter unterschrieben ward.

Den 8. November nach der Mittagstafel reiste die Königin von Innsbruck nach Matren ab, wo sie das Nachtlager nahm; die Herrschaften begleiteten sie noch eine kleine Strecke, der Freiherr von Freiberg aber mit der nämlichen Bedeckung, wie von der Scharnitz, bis an die venetianische Grenze; sie wurde allenthalben auf Kosten des Erzherzogs freigehalten.

So ist diese berühmte Königin, die Tochter des großen Gustav Adolf, nachdem sie mehrere Jahre hindurch das deutsche Vaterland mit ihren Waffen in Furcht und Schrecken gesetzt hatte, nach Innsbruck gekommen, um sich dort mit der ganzen katholischen Kirche auszusöhnen.

---

## Der steinerne Mönch.

Ortsage aus Ungarn.

Die Feste Hricso liegt an der Waag in einer Gegend, die halb lieblich lachend und halb gespenstig-düster genannt werden kann. — Mehrere schroffe, nackte, himmelhohe Facken bilden zusammen eine Zinkenkronen von Felsen. Zwischen diesen Steinspitzen ist mit cyklopischer Kraft und

Beharrlichkeit Mauerwerk und Erker eingefügt, hohe Thürme hingerundet, und wo sonst nur Adler weilten, eine Burg entstanden geringen Umfangs, aber höchst seltsamen Anblicks, fest, trozig und abenteuerlich, wie jene Zeit und ihre Menschen.

Die ersten Herren von Hricso waren die Ritter von Lahar, deren Stamm mit der Festsetzung der Osmanen in Ungarn erlosch. Der letzte Burgherr hinterließ als einzige Erbin seiner weitläufigen Güter eine Witwe, die das Ziel hundertfacher Bewerbungen ward, welche aber von ihr alle abgewiesen wurden.

Als die Dame drei Jahre ihres Witwenstandes in ihrer hohen Felsenburg durchlebt hatte, waren die inneren Angelegenheiten Ungarns so bedenklich geworden, daß sie bedacht sein mußte, ihre reichen Besitzungen vor jeder äußern Gefahr sicher zu stellen. Ihr nächster Nachbar war der vielbekannte Frank Thurzo, der von seiner verstorbenen Gemalin, der reizenden Barbara Kostka, auch Herr der Feste Vietawa geworden war. Die Vereinigung der Güter der Witwe Hricso mit seinen Besitzungen, würde ihn zum mächtigsten Edelherren der ganzen Gegend gemacht haben, und dies war es, was den ehrgeizigen Mann beweg, um die Hand der Witwe anzuhalten.

Die Burgfrau von Hricso erwiderte zwar die harte, liche Neiguna, die Herr Thurzo für sie zu hegen vorgab, sie konnte sich aber um so weniger entschließen, dem um mehrere Jahre jüngeren, von leidenschaftlichem Ungestüm besessenen Manne ihre Hand zu reichen, als sie sich bewußt war, daß ihre Reize durch den Verlust ihres ersten Gatten und vierer Söhne schneller verblüht waren, als der Gang der Natur mit sich gebracht hätte.

Sie entschloß sich daher — zu ihrem Unglücke — den Franz Thurzo an Echnes Statt anzunehmen und ernannte ihn, jedoch erst nach ihrem Tode und auf Widerruf, zum Erben ihres Vermögens. Sie hoffte so, den jüngeren Mann durch ein fortwährendes, immer gleiches Interesse sich zum Freunde und guten Nachbarn zu erhalten. Eitle Hoffnung! —

Obgleich über die Jahre hinaus, genoß die Witwe von P a h a r dennoch einer guten Gesundheit. Thurzo sah durch die Maßregel der guten Frau seine hochliegenden Pläne weit hinausgerückt und selbst das Ende in Frage gestellt. Das Warten wurde ihm zur Last und von wilden Begierden getrieben, faßte er in einer unheilvollen Stunde den Entschluß, durch einen verwegenen Schritt rasch — sein Ziel zu erreichen.

In der nächsten Nacht drang er von zwei Vertrauten begleitet, in das Gemach seiner mütterlichen Wohltäterin, nöthigte sie, ihm zu folgen und wies ihr den finstern Kerker der Burg, bekannt unter dem Namen des M o d e r t h u r m s, zum Aufenthalte an.

Des andern Tages verkündete er dem versammelten Schloßvolke sich als seinen Gebieter an, weil die Burgfrau so sehr in Wahnsinn verfallen sei, daß sie nach ärztlicher Vorschrift zu ihrer eigenen und Anderer Sicherheit in enger Verwahrung gehalten werden müsse. — Zugleich entließ er alle getreuen Diener der Herrin, besetzte die Burg mit seinen Leuten und schlug seinen Wohnsitz auf H r i c s o auf.

Die gefangene Dame befand sich in dem besammernswerthesten Zustande. Zu allen Schrecknissen ihrer Abgeschiedenheit gesellte sich noch der herbe Schmerz über den



Andank ihres Adoptivsohnes. Nur die Hoffnung, sein Herz oder Gewissen werde bald die Riegel ihres Kerkers öffnen, hielt sie aufrecht. — Aber Tage — Wochen und Monate verstrichen, ohne daß sich die Thüre ihres Gefängnisses öffnete, — da ergriff die Verzweiflung die Arme und mit lauter Stimme verfluchte sie ihren Peiniger.

Der Wärter, welcher der Gefangenen die Nahrung brachte, hinterbrachte dem Herrn von Thurzo und den Burgleuten diese Verwünschung, und von der Stunde an soll der Tage nach die Burg selbst ein Haus des Glüches und unheimlicher Mächte geworden sein. Ein Wimmern ließ sich in den langen Gängen zur Nachtzeit hören, drehende Gestalten durchrauschten die Gemächer, oft gewahrte man ganze Zuge verzerrter Thier- und Menschengebilde, die hauptsächlich Thurzo's Schlafzimmer zum Tummelplatze ihres Treibens wählten.

Eines Tages meldete man diesem einen, im Rufe hoher Frömmigkeit stehenden Mönch, der den Burgherrn zu sprechen verlange. Er ließ ihn kommen und mußte mit tief ergriffenem Gemüthe eine bittere Strafrede über die verübte Gewaltthat anhören. — Unsanft ließ Thurzo den braven Mann aus der Burg weisen.

Der Mönch hielt, was er dem Burgherrn verheißen hatte. Er blieb vor dem Schloßthore in Wind und Wetter stehen, des Augenblicks harrend, wenn es sich wieder öffnen würde, um seine Warnung so lange erneuern zu können, bis die Unglückliche befreit sein würde. In der Zwischenzeit verkündete er mit lauter Stimme Thurzo's Schmach und Schande.

Da keine Drohung diesen furchtbaren Herold vertrieb,

so ließ ihn *Thurjo* ergreifen und in einem Thurme den Hungertod sterben.

Von Stunde an sah der Bösewicht vor seinen Fenstern einen der Felsblöcke der Burg sich zum Riesengebilde eines drohenden Mönches gestalten, und so oft er es auch zu zertrümmern befahl, sah er es jeden Morgen furchtbarer und drohender wieder; auch dächte ihm, die warnende Stimme fortwährend um Rache rufen zu hören.

Kein Lohn und keine Furcht war mehr im Stande, seine treuesten Diener auf *Hricso* zu halten; es verließ ihn einer nach dem andern.

Alle diese Erfahrungen brachen endlich seinen Frevelmuth. Er befahl, die Witwe von *Lahar* in Freiheit zu setzen, sobald sie geschworen haben würde, sich nie zu rächen. — Allein es war zu spät, die unglückliche Frau war ihrem Gesichte erlegen.

Von den Furiën des Gewissens getrieben, eilte *Thurjo* nach *Pietawa*, fand aber auch dort keine Ruhe und endete bald sein ruchloses Leben.

*Hricso's* Mauern blieben seit dieser Zeit verödet; sie verfielen in den Schutt, in welchem sie noch liegen. Keine menschliche Hand vermochte mehr sie aufzubauen, das Aufgebaute stürzte stets wieder zusammen.

Desto fester hält aber der Fels, der steinerne Mönch genannt, noch immer die furchtbare Wache vor dem zerbrochenen Thore, allen Bösen ein warnender Mahner.

## Carl V. in England.

Geschichtlich.

Den 26. Mai 1520 landete dieser große staatskluge  
 rist zu Hythe in England, wohin bis dahin noch kein  
 utschscher Kaiser gekommen war und wohin er sich begeben  
 te, um mit Heinrich VIII. blutigen Andenkens eine Zu-  
 sammenkunft zu haben, worüber die *Pictorial History of*  
*England* folgendes berichtet.

Als König Franz von Frankreich den König von Eng-  
 land, Heinrich VIII., bat, seinem frühern Versatz gemäß,  
 auf einer persönlichen Zusammenkunft mit ihm, den  
 Continent zu besuchen, so wurde beschlossen, den König von  
 Frankreich, dieses Zeichen von Vertrauen und Freundschaft  
 geben, und die Zusammenkunft wurde für den folgen-  
 den Sommer bestimmt.

Als Kaiser Carl V. davon hörte, fühlte er sich be-  
 ruhigt, und suchte durch seinen Gesandten in England  
 die Sache rückgängig zu machen. Aber Heinrich, wel-  
 chem es darum zu thun war, seine Größe und Pracht zu  
 zeigen, verhartete fest bei seinem Versatz, und als die Zeit  
 annahnte (Ende Mai 1520), begab er sich mit der Kö-  
 nigin und seinem Hofe von Greenwich nach Canterbury,  
 um hatte er die nöthigen Bestellungen zu seiner Ein-  
 führung zu Dover getroffen, als ihm die Nachricht über-  
 bracht wurde, Kaiser Carl sei im Canal.

Laut den gewöhnlichen Berichten kam Heinrich dieses  
 Zusammen treffen unvermuthet, nicht aber so seinem Mi-  
 nister. Walsley hatte eine geheime Unterhandlung mit Eva-  
 ngen eröffnet, wo der Kaiser damals reüdirte und hatte

diesen Besuch mit ihm verabredet; er wurde jetzt zum Empfang des kais. Hofes abgesendet, der am 26. Mai zu *Hythe* ankam. Der Cardinal stieß auf dem Wasser in einer prächtigen Barke mit dem Kaiser zusammen und geleitete ihn nach dem Strande, wo Alle unter einem von Gold und Stickerei bligenden und mit dem schwarzen Adler geschmückten Baldachin an's Land stiegen.

Die hohen Fremden wurden in Dover-Castell einlogirt, wohin sich *Heinrich* begab, um dem Kaiser seine Achtungsbezeugungen darzubringen. Er kam bei Jackellicht an, und umarmte und küßte den Kaiser äußerst kärtlich. Sie pflogten einen großen Theil der Nacht hindurch eine Privatunterredung und ritten am folgenden Morgen, es war gerade Pfingstsonntag, unter großem Gepränge nach *Canterbury*, wobei der Kaiser stets seinen Platz zur Rechten hatte und der *Carl* von *Derby* das Staats-Schwert vor ihnen hertrug.

Als sie sich der *Cathedrale* näherten, kam ihnen *Bolsey* entgegen und geleitete sie in die Kirche. Die *Cathedrale*, das anstößende Kloster und die verschiedenen, zu letzterem gehörigen Gebäude, welche an und für sich selbst eine kleine Stadt bildeten, waren damals in der Höhe ihres Glanzes und Ruhms, bereichert durch die Schenkungen von tausend Jahren. „Jeder Platz,“ sagt *Erasmus*, „glänzte von kostbaren Steinen, und die Kirche zeigte überall von mehr als königlichem Reichthum. Aber vor Allem glänzte die Capelle von *St. Thomas* *Wicket*, worin die Überreste dieses Heiligen niedergelegt sind; sie strahlte wie eine Sonne, umgeben von ihren Planeten.“

Man sagt von dieser Capelle, sie sei dergestalt mit

Edelsteinen und köstlichen Zierathen geschmückt, das Gold  
den niedriaksten Rang darunter einnahm.

Die Monarchen legten, das Beispiel ihrer Vorgänger  
nachahmend, ihre Gaben auf dem Grabe nieder und brach-  
ten einige Zeit in Andachtsübungen dabei zu — und ders-  
elbe Heinrich, welcher sich jetzt hier demüthigte, ent-  
scheidete bald darauf das ehrwürdige Monument seines  
Vateres, und bemächtigte sich des unermäßlichen, daselbst  
niebergelegten Schazes.

Aus der Kirche ging der Zug nach dem Palaste des  
Erzbischofs von Canterbury, wo der Kaiser von der Köni-  
gin Katharina, die seine Tante war, auf das freu-  
gste bewillkommen wurde. Hier sah Carl auch zum ersten  
Male Heinrich's Schwester, Marie, vormalige Köni-  
gin von Frankreich und jetzt Herzogin von Suffelt.  
Er betrachtete mit großem Wohlgefallen diese aus-  
gezeichnete Schönheit; und man erzählt, er habe sein Ver-  
wehnen ausgesprochen, daß politische Verhältnisse ihm nicht  
verstatet hätten, sie, die einst seine Verlobte gewesen, als Ge-  
malin heimzuführen, und daß dieser Gedanke der einzige  
sei, der ihm die glänzenden, ihm zu Ehren angestellten  
Festlichkeiten verleide.

Carl entwarf während seines kurzen Besuches man-  
chen Plan und suchte dabei Wolsen für sich zu gewinnen.  
Der Cardinal, welcher jede Beförderung als eine Stufe  
zu etwas Höherem betrachtete, seufzte nach Rom's dreifacher  
Krone, und der Kaiser machte sich verbindlich, all seinen  
Einfluß anzuwenden, wenn der Papst mit Tod abgehen  
wüßte. Zu gleicher Zeit machte er ihm einige prächtige Ge-  
schenke und schmeichelte seinem Stolze, indem er ihn mit

großter Achtung behandelte und sich stellte, als füge er sich seinem überlegenen Urtheil in Staats-Angelegenheiten.

Drei Tage wurden auf diese Weise verbracht, am vierten schiffte sich Carl zu Sandwich ein, und segelte nach seinen niederländischen Besitzungen, zufrieden, daß er durch Gewinnung Wolsey's manchen üblen Folgen vorgebeugt, die andernfalls aus einer Zusammenkunft Heinrich's mit Franz für ihn hätten entspringen können.

Am dem nämlichen Tage steuerte Heinrich unter großem Gepränge mit dem Cardinal, der Königin und dem ganzen Hofe von Dover nach Calais, um sein, dem Könige von Frankreich gegebenes Versprechen zu erfüllen. Der Platz der Zusammenkunft, über welchen man sich lange Zeit berathen, war zwischen Guisnes und Ordres. Die Art und Weise des Zusammentreffens, so wie überhaupt die ganze Anordnung des Ceremoniels und Gepräuges war von beiden Monarchen Wolsey überlassen worden, der ein entschiedenes Talent für dergleichen Dinge hatte. Franz dachte durch diese Beauftragung Wolsey's Ehrgeiz zu schmeicheln; allein dessen Wahl zum Ceremonienmeister für die bevorstehende Gelegenheit konnten Carl's Versprechen, den Cardinal zum Papste zu machen, nicht aufwiegen.

## Der Familien-Ring \*).

Sage aus Kärnten.

Als sich eines Tages kaum des Morgens Nebelgrau entschleiert hatte, lustwandelte Wilhelm von Schär-  
fenberg auf der vor seiner Burg gelegenen Heide allein  
längs des Waldes Saum hin. Da bet sich eine seltsame  
Erscheinung seinem Auge dar.

Auf vier hohen vergoldeten Stangen trugen vier  
Zwerge einen Himmel von purpurnem, mit Gold durch-  
wirktem Stoffe. Unter dem Himmel ritt ein Zwerger, so ge-  
kleidet und von solcher Gebärde, als wäre er ein König.

Staunen und Verwunderung ergriffen den Schär-  
fenberger, als er den Zug von der Höhe herab auf  
sich zukommen sah. Wie eingewurzelt blieb er stehen.  
Eben war der Zwerg herangekommen, da besann sich  
Wilhelm, und zog grüßend sein Barett. Freundlich  
winkte ihm der Zwerger.

„Gott grüß dich, Wilhelm!“ tönte es von seinem  
Munde.

Erfreut, ebischen verwirrt durch des Zwerges An-  
sprache, versetzte Wilhelm: „Weher kennt ihr mich?“

„Dass ich dich kenne und grüße bei deinem Namen,“  
antwortete der Zwergenkönig, „hat seine gute Ursache.“

\*) Diese von Ottomar von Harnel überlieferte Sage hat Joh.  
v. Kalchberg im 1. Hefte der steiermärkischen Zeitschrift in  
einem dem Originale ganz unähnlichen Gewande bearbeitet:  
die Karinthia (1822) hat eine dem Urtexte getreue Mittheilung  
dieser Sage geliefert.

„Man hat mir so viel von deiner Mannheit und Treue gesagt, daß ich nicht umhin konnte, sie zu prüfen. — Neu-lich widerfuhr mir ein unerwartetes Geschick. Es ist ein gewaltiger König mein Genosse um ein großes Land; wir führen Krieg darum; durch List wollte er mir's abgewinnen. Unentschieden war bisher unser Streit.“

„Sonst war ich ihm wohl Mann genug, doch der Schlaue begehrte, nach einer Frist von sechs Wochen, sollte ich mit meinem Rechte ihm zum Zweikampf stehen, und dazu ist er mir zu groß. Auf dich riethest mir nun alle meine Freunde, dich sollte ich gewinnen.“

„Nun fordere ich dich auf bei Allem, was dir fremmt, ob du wohl so viel Mann und Held bist, den Kampf für mich zu bestehen. Ausrüsten will ich dich dazu mit aller meiner Macht; nur gebrauch sie wohl — und, wahrlich! brächte man einen Riesen gegen dich, du würdest Obsteiger sein. Ich gebe dir einen Gürtel, in dem die Stärke von mehr als zwanzig Männern ist. Wehnt so viel Mannes-  
kraft und Muth in dir, als man spricht, gewiß es miß-lingt dir nicht.“

„Wehlan!“ antwortete der Schärfenberger — „da Ihr mich für so einen Helden haltet; bei dieses Namens hehem Sinn, ich gelob' es Euch, zu Eurem Dienste bereit zu sein. Wenn mir bis dahin das Geschick mein Leben fristet, so sei's gewagt.“

„Nun höre! —“ fuhr der Zwergenkönig fort, — „fünf Wochen vom heutigen Tage an, da laße dich an dieser Stätte finden. Dein Streitroß, deinen Waffenrock und einen Knappen nimm zu dir, nur sage es keinem Menschen, und hute dich vor deines Weibes Verwisp, denn sonst ist Alles verloren.“



Wilhelm gelobte auch dieses.

„Noch eines,“ sprach der Zwerg. „Diesen Ring empfangs zum Pfande des Versprechens, behalte ihn sorgfältig, und solltest du 1000 Jahre leben, er bringt dir reiches Gut und hohen Muth, nur bewahre die Treue an mir.“

Raschen Trabes jag nun der Zwerg davon. Scharfberg's Blicke folgten ihm unverwandt, bis er seinen Augen entchwand. Schon war es Mittag geworden, und jetzt erst dachte Wilhelm an die Heimkehr. Seiner harrten zu Hause die dampfenden Töpfe und der Seinen ängstliche Sorge. Alles fragte den Kommenden, was er so lange gemacht, doch seine Antwort lasen sie nur in seiner düstern Miene; er schwieg. Verschwunden war sein sonst freudiges Wesen. Daß stiller Harm ihn verzehrte, merkten Freund und Weib. Diese, die nichts Gutes ahnete, lag ihm immerfort in den Ohren, ihm abzulocken das Geheimniß. Doch auch sie vermochte nicht zu entriegeln die verschwiegene Brust, er wich ihr aus, und schloß sich in seine Kammer.

So blieb es, bis die Zeit der fünf Wochen sich schon zu Ende neigte, da schickte Wilhelm um einen Klausner, dem er sich von Jugend auf anvertraut, und dessen Gebet und Segen auf seinen Zügen ihn oft geleitet hatte. Diesem eröffnete er sein Beginnen, empfahl sich seinem Segen, und empfing auf sein Geheiß die heiligen Sakramente.

Nicht entgangen war dem Scharfblicke der Frau und ihren Trähern des Greisen Aukunft und sein heimlich Thun mit dem Gatten. Mit Schmeicheleien und Thränen suchte sie dem Alten es abzugewinnen, um was sie schwer bekümmert war; doch umsonst.

Was Weibetlist nicht vermochte, sollte Gewalt erpressen. Hier der Vertrauesten erbat die Frau zu sich, flehte und beschwor sie so lange, bis sie eins waren mit ihr. Sie erhaschten den Greisen, als er allein war, zogen ihn mit sich in eine abgelegene Kammer und suchten ihn anfangs mit Worten zu bewegen, das Geheimniß zu enthüllen. Noch hielt er die Prüfung aus, als sie ihm aber die Dolche an den Hals setzten, da wankte die schon morsche Kraft, und entdeckt war ihnen, was sie gewollt.

Da nahmen nun die Freunde und die Frau den Schärftenberg beiseite; noch einmal setzten sie ihm die veinliche Frage, doch felsenfest blieb sein Sinn. Nun kam's heraus, daß sie alles wußten. Jetzt gestand er, da er sich verrathen sah. Doch ein neuer Sturm begann. Alle baten ihn, er möchte ablassen von seinem Verhaben.

„Nimmermehr,“ sprach Schärftenberg, „will ich mein Wort und meine Treue brechen. Vergehen würde mir sonst Ruhe und Glück. —“ Er hätte wohl der Mähren schon genug gehört, meinte sein Weib, er sollte sich nicht Preis geben so einer Gefahr um Ehre und Leben; wenn er fertzöge, und nimmer zurückkehrte, betrogen von solchem Spuck, wäre seine Seele verloren, und sie würde der Gluch der Treulosigkeit treffen, wenn sie ihn ziehen ließe.

Woll Wehmuth, und im schrecklichen Kampfe mit sich begriffen, rief Wilhelm: „O! daß ich je geberen ward! Nun muß ich bleiben, da mein Geheimniß kund gethan; dieß ist meiner Ehre größter Schlag und meines Glückes Untergang.“

Nur die fertzgesetzten Witten seines Weibes und der

Freunde, die Gewalt, mit der sie ihn zurückhielten, bra-  
chen endlich seinen Sinn und benahmen ihm die Gelegen-  
heit zur bestimmten Frist den Gang zu wagen. Doch sei-  
ner Seele Ruhe zu bringen, vermochten sie nicht.

Stets bewacht von den Seinen, verfolgt von den  
Erinnerungen der Vergangenheit, die Einsamkeit meidend,  
verlebte Schärfsenberg ein halbes Jahr, bis er einst  
nach seiner Wüste Landstrass (in Krain) hinziehend, in  
Gedanken verleren sich hinter dem Zuge seiner Reifigen  
verspätete.

Da überraschte ihn der Zwerg, und ein Streich von  
Schmähungen und Verwürfen ergoß sich über den Wert-  
brüchigen. „Wisset,“ sagte der Zwerg zum Schlusse —  
„daß ihr unbesiegbar seid im Besitze des Ringes. Hättet  
ihr ihn nicht, Weib und Kind und all euer Habe hätte  
man euch schon geraubt, und wie zertreten wäret ihr am  
eigenen Leib.“

Da wollte der Zwerg ihm den Ring von der Hand  
ziehen, doch Schärfsenberg verbarg die Hand in  
seinem Wamms. Unter Verwünschungen verließ ihn der  
Zwerg, ritt spornstreichs feldeinwärts und verschwand, noch  
einmal dräuernd mit stelzer Gebärde.

Des Zwergenkenigs Versicherung: der Ring mache  
unbesiegbar, machte den Schärfsenberg kühn und ver-  
wegen. Sein Irrwahn war seines Treubruchs Strafe. In  
der Schlacht am Wallersberge bei Griffen (im  
Jahre 1293) traf ihn der Todesstreich. Noch glaubend  
an höhere Mächte, reichte er den Ring seinem Freunde,  
Konrad dem Aussenkeiner, ihn versichernd: „Die

würde ihm Macht und Herrlichkeit zerrinnen, träch' er nicht Treue, wie er sie gebrochen.

## Das Mädchen vom Berge.

Page des 13. Jahrhunderts.

Zu einer Zeit, als die Wege durch das Böhmer-Grenzgebirge noch schlecht waren, und im Dunkel der dortigen Wälder wilde Thiere ungestört herumzogen, hatten sich in diesen unwegsamen Gegenden drei rüstige Gefellen von ihrem Jagdzuge verirrt. Sie gehörten zum Gefolge des Ritters Quahl von Werka, Herrn zu Leipa.

Owate, der älteste von diesen Dreien, schritt munter vorwärts, um aus der Wildniß herauszukommen; denn der Abend stand nahe bevor, und die hohen Niesenbäume hüllten die ganze Gegend in ein unheimliches Dunkel. Da sahen sie durch das Dickicht einen Bär daherstürzen, der bei ihrem Anblicke tiefer in das Gebüsch floh. Flugs suchten sie seiner Spur zu folgen, bis sie an einen steilen Berg kamen. Eine so kostbare Beute wollten sie sich, als wackere Weidmänner, nicht entgehen lassen. Darum machten sie einen Versuch, den Berg hinaanzuklimmen. Ein kühnes Unternehmen, weil sie oft tiefe Klüfte überspringen mußten. Auch wollte ihnen zuweilen Lust und Muth zum weiteren Verfolgen des Thieres vergehen, wenn sie bedachten, daß die Nacht nicht fern, sehr fern aber eine Herberge war.

Doch Owate, der unerschrockene Bursche, sprach

seinen Gefährten Muth ein, und sie verfolgten die Spur des Wildes noch weiter.

Zur Hälfte hatten sie den Berg erstiegen, aber die Spur war verloren. Da fing es an dunkler zu werden. Hinter den Bergen zog der Mond herauf und leuchtete ihnen zu ihrer nächtlichen Jagd.

Wenn der Wind durch die Wipfel der Bäume rauschte, so war es ihnen, als käme das Geräusch von leisen Schritten her, oder als hörten sie das Flattern eines Gewandes in der Luft; wenn das Gebüsch über die Felsen sich neigte, und, vom Winde getrieben, hin und her schwankte, so schien ihnen, als träten weiße Gestalten hervor hinter den Bäumen, und als schauten geisterliche Gesichter durch die Lücken der Zweige und Blätter.

Das Rauschen im Laube ward lauter und lauter; schon glaubten sie dem Bären auf die Spur zu kommen; allein sie sahen jetzt — war es Wirklichkeit oder war es Traum — ein geisterhaftes, lustiges Wesen daher schweben, das ihnen freundlich zu winken schien.

Villenweiß war das Gewand des Aeenmädchens; rabenschwarz sein Haar und lieblich anzuschauen sein Gesicht.

Wie die erstaunten Drei vollends zur steilen Höhe hinangeklimmen waren, blieb ihnen selbst ein Räthsel. Zugang waren sie in die Erscheinung des holden Wesens versunken.

„Wo bist du, holde Maid?“ riefen sie alle Drei wie aus einem Munde; denn nirgends sahen sie ihr lustiges Bild, und fast hätten sie in ihrer Zerstreuung den vorbeijagenden Bär übersehen, wenn er nicht durch sein Brummen sich ihnen bemerkbar gemacht hätte.

Hastig setzten sie ihm nach und ihre Pfeile saßen dem Thiere bald im Nacken. Köchelnd sank es auf einen Felsen nieder und die Jäger frohlockten über ihren Fang.

Sie setzten sich nun traulich zu einander und erzählten sich uralte Märchen, wozu die Erscheinung des Waldmädchens die Veranlassung gegeben hatte.

Inzwischen war die Nacht vorgerückt und sie mußten warten, bis ihnen der Tag wieder leuchten würde. Kaum hatten sie ihre Erzählungen geendet, als der Schlaf ihre Augen überfiel, und sie neben einander auf den Felsen hingestreckt lagen.

Der Mond zog seine Jackel ein, und in Osten begann es zu dämmern, als die Drei zugleich erwachten. „Wo ist sie hin?“ riefen sie und sahen einander erstaunt an; ihr Erstaunen stieg aber noch höher, als sie einander entdeckten, daß sie alle ein und denselben Traum gehabt hatten.

Der erste erzählte: „Er habe jenes unbekannte Mädchen gesehen, wie sie hinter einem Gliederbusche hervorgestiegen, ihren durchsichtigen Schleier weggezogen und ihn aus ihrem Antlitz mit Himmelswolke angelächelt; sie habe ihm darauf befohlen, hier an dieser Stelle zu bleiben: solcher Anmuth habe er nicht länger widerstehen können, er habe ihr nachzusehen wollen, und darüber wäre er aufgewacht.“

„Zerbar!“ riefen die andern Weiden, „gerade dasselbe hat uns auch geträumt!“ Nachdenkend und halbträumend zogen sie von dannen, als die Sonne schon über die Berge heraufgestiegen war.

Herr Quahl von Werka saß daheim in seiner Burg zu Leipa, als Owate mit seinen Gefährten bei

ihm ankam, und das Abenteuer im Walde erzählte. Da machte der Herr von Verka sich selbst auf nach der Lausitz, um das Wundermädchen aufzusuchen und zu sehen.

Wie er hier den Berg hinangestiegen über Klüfte und Steinblöcke, durch Sumpf und Gesträuch, da war es ihm, als umwehe ihn ein leises Flüstern. Blicke er empor in das Blaue des Himmels, da dunkte es ihm, als schwebe, getragen von dem Hauche der Lüfte, ein wunderbares Zauberbild, — wie es seinen Dienern erschienen, — herab; wendete er den Blick hinüber nach den dunklen Schatten der Tannen und Nichten, so war es ihm, als lausche hinter den schwankenden Ästen jenes liebliche Wesen, als wolle es mit dem West ihm die glühende Wange küssen. — Senkte er das Auge in die Tiefe, so kam es ihm vor, als sei die holde Gestalt hinabgezogen, als zerfinne ihr lustiges Gebild an dem heißeren Strahl der Sonne, als sinke es hinab in die kühlen Wellen des Bächleins, von dessen Grunde es nur noch in sehr schwachen Umrissen hervorschimmere.

Wie festgebannt war Herr Quahl an diesen Ort. Jeden Tag kehrte er wieder, um die holde Unbekannte zu sehen. Alles, was um ihn her verging, vergaß er: allen war er ein Nächstel.

So rückte die Zeit heran, daß er zum Grafen Budayn ziehen sollte, um dessen Tochter als Hausfrau heimzuführen. Allein auch dieß hatte Herr Quahl vergessen, und hin nach Norden in das Lausitzer Gebiet zog es ihn.

Eines Tages lauschte er hier, hoch oben auf der höchsten Spitze des Berges stehend, ob er den leisen Zusritt der geheimnißvollen Schönen zu hören bekäme.

Wald zeigte sich ihm heute auch die geliebte Gestalt; aber stumm, wie gewöhnlich, blieb ihr Mund.

„Wann, du Hölde!“ sprach er, wann wird dein Mund sich einmal öffnen? — Wie heißest du, theures Wesen? — Nenne mir deinen Namen, ich will ihn in mein Herz schreiben, und ihn den Lüften anvertrauen, damit sie dich rufen, wenn du meine Stimme nicht hörst.

Freundlich lächelnd blickte sie auf ihn nieder. Aber ihr Nebelbild zerrann; die Lüfte rauschten ihr nach durch die Bispel der Bäume, und er glaubte in den leisen Zäuseln des Windes den Namen Uwina zu hören.

„Ach, Uwina, weile, weile!“ rief ihr Quahl nach, doch sie war und blieb verschwunden. Er sah sie nicht wieder.

„Zeit ich dich sah,“ sprach er in tiefer Wehmuth, „bist du ewig um mich, und du hast meine frühere Liebe aus meinem Herzen verdrängt. — Kann ich dich auch nicht wiederfinden, so will ich doch, so lange ich lebe, nach diesem stillen Felsen wandeln und auf der Stelle, wo du mir erschienen bist, soll künftig eine Hütte, aus den Stämmen des Waldes erbaut, stehen. So wie dieser Pfahl \*), den ich als erste Grundsäule zum Baue setze, sich in die Erde senkt, so hat auch dein holdes Bild sich tief in mein Herz gegraben. Daher soll auch dieser Felsen Uwina heißen.“

Und also nennt man ihn bis diesen Tag. Dieses Waldhäuschen war der erste Ursprung des später so bekannt

\*) Ein solcher Pfahl oder Keil zum Stützen heißt im Böhmischen *auwyn* (v. *uwyn*).



gewordenen Schlosses und Klosters auf dem Ophiu bei Zittau, dessen Ruinen noch die Zierde dieser Gegend sind.

## Der Blutfeller.

Chronikblatt aus Ungarn. \

Den 21. Aug. 1611 starb die schreckliche Frau Elisabeth Bathory, das schauderhafteste Beispiel weiblicher Eitelkeit, welches die Geschichte kennt.

Durch Reichthum und Schönheit ausgezeichnet, war sie das Ziel der Bestrebungen der ersten Männer Ungarn's, von welchen der angesehenste Oberst-Stallmeister des Reich's den Sieg davon trug. Er starb jedoch bald darauf und überließ ihr den unbeschränkten Genuß eines großen Vermögens.

Sie lebte von nun an auf ihrem Schlosse Eszthe in der Neutraer Gespannschaft in Pracht und Fülle, umgeben von einer zahlreichen Dienerschaft, deren vorzüglichster Theil aus jungen weiblichen Personen bestand, meistens von edlen, aber verarmten Familien, wie sie damals in die Häuser der Großen zur Erlernung weiblicher Arbeiten und der gesellschaftlichen Künste gegeben wurden.

Allein die armen Geschöpfe, welche in Elisabeth's Schloß kamen, waren in eine Tigerhöhle gerathen. Sie wurden von der grausamen Gebieterin auf das unmenschlichste behandelt, und die Gräueltthaten, deren Schauplatz das Schloß Eszthe war, sind so raffiniert und schrecklich, daß man ihnen allen Glauben verlegen müßte, wenn sie nicht gerichtlich erhoben worden wären. So war

1. V. zur Winterszeit an den Brunnen gestellt und mit kaltem Wasser begeben, oder im heißen Sommer mit Honig bestrichen und so den Stichen der Insekten Preis gegeben zu werden, die geringste Maiter, welche Elisabeth über ihre Dienerinnen oft einer Kleinigkeit wegen verhängte. Es geschah, daß ein Mädchen ihrer Gebieterin beim Ankleiden ein Härchen mehr anzeig, und derselben dadurch einen kleinen Schmerz verursachte, worüber sie so in Wuth erglühte, daß sie der Dirne eine heftige Maulschelle gab. Das Blut floss der Geschlagenen beim Munde heraus und einige Tropfen desselben benetzten Elisabeth's Angesicht. Diese wuschte, sich im Spiegel anschauend, das Blut weg und sie glaubte in einer höllischen Verblendung die Entdeckung zu machen, die Haut ihres Gesichtes sei an den Stellen, wo die Blutstropfen gewesen waren, weißer und frischer, als die übrigen Theile des Gesichtes.

Von der Stunde an verfolgte sie der Wahn, Blut sei ein Verjüngungs- und Schönheitsmittel, und der Entschluß, die herannahenden Spuren des Alters dadurch von sich entfernt zu halten, war bei ihrer grausamen Einnasart bald gefaßt.

Sie eilte die Blutthat zu vollführen, und zog zwei alte Weiber aus ihrem Gefolge in das Einverständniß.

Unweit des Schlosses stand damals ein mit Wein beflangter Berg, der einen kunstvollen, aus vielen Höhlen und Gängen, die alle mit einander communicirten, gebildeten Keller enthielt. Nach dem Rathe der zwei teuflischen Helfershelferinnen wurde dieses vielverzweigte Erdgewölbe zur Werkstätte der fluchwürdigen Arbeit ausersehen. Sie erhielten die Schlüssel dazu und beschloßen, das

Mädchen, dessen Blut Elisabeth's Gesicht benezt hatte, zuerst zu erfarn.

Nach einiger Ueberlegung fanden sie jedoch, daß die hellsche That ohne männlichen Beistand nicht ausführbar sei. Sie gewannen daher einen gewissen Johann, den man als Kind und auch nachher alldemem Nigke (Bürschchen) nannte, für ihre Sache. Dieser Nigke, eine hässliche Zwergegestalt, hatte sich durch seine Ergebenheit zum Kammerdiener der Purgfrau, in deren Geheimnisse er ganz eingeweiht war, emvergeidwungen, und er erklärte sich bereit, mit den zwei alten Weibern gemeinschaftlich zu handeln.

Das dem Tode bestimmte Mädchen wurde in den Keller geleckt, dort von dem mörderischen Meehlaffe ermerdet und die schreckliche Elisabeth erhielt das vermeintliche Schönheitsmittel, nach dessen Gebrauch sie sich in hellscher Verblendung in der That reizender und junger dünkte.

So wurden nach und nach alle jungen Mädchen des Schlosses ermerdet, und nach deren Abgang fing man an, mehrere Töchter von Edelleuten und wohlhabenden Personen zu vermiffen, welche in der Verttergrube gefallen waren.

Diese auffallende Erscheinung machte allgemeine Zensation und erweckte Verdacht. Man erforschte die Diener des Schlosses und brachte endlich durch Weiskunde aus ihnen so viel in Erfahrung, daß man mehrere Mädchen in den Bergkeller habe hinein, aber keine heraus gehen sehen. Viele der unglücklichen Eltern traten nun zusammen und berathschlugen mit einem jungen Manne, dessen Ge-

liebte ebenfalls verschwunden war, über die Mafregeln, die zu treffen wären.

Man kam dahin überein, die Klagen dem Reichspräsidenten vorzutragen und ihn mit Bitten zu bestürmen, das vergossene Blut der Unschuld zu rächen. So kam die Sache vor den König, der eine vorsichtige aber strenge Untersuchung verfügte.

Georg, Graf von Thurke, der Palatin, begab sich nach Preßburg und von da in Gesellschaft der Magnaten Niklas von Zriny und Georg Druggeth von Homonai, Schwiegersehnne der Elisabeth, wie auch eines Herrn von Megier auf das Schloß Eseithe, und traf gerade daselbst ein, als wieder ein Mädchen ermordet worden war. Der Palatin ließ die Burgfrau ergreifen, durch vierzehn adelige Richter unter seinem Versig verurtheilen und auf Lebenslang in den Keller ihres eigenen Schloßes Eseithe werfen. Hier wurde enthauptet und die zwei alten Weiber verbrannt.

Zwei Jahre später, am ebenannten Tage, endigte Elisabeth ihr verruchtes Leben im tiefsten Versteck der Burg. Noch heute zeigt man dem Wanderer mit Frauen die Höhlen, wo die entseßliche That geschah und wo noch vor einigen Jahren die Gefäße sich befanden, worin das Blut der erschlagenen Mädchen aufgesangen wurde.

Die Zahl der Geopfertten ist nie bekannt geworden; glaubwürdige Nachrichten geben sie aber auf mehr als Hundert an.

## Die Silber-Kapelle.

Geschichtlich aus Tirol.

Am 28. September 1501 rückte Kaiser Maximilian I. mit einem Kriegsheere vor Austerlitz, das dem kaiserlichen Hauptmann Hans von Pienzenau zur Vertheidigung anvertraut worden war.

Dieser Mann ließ sich aber durch Georg Wischitz, den Feldhauptmann Elisabethens, Tochter des Herzogs Georg des Reichen von Landshut, und Witwe des Pfalzgrafen Rupert, bestechen, und zwar, als damals die Rede ging, durch eine goldene Kugel, 10,000 Gulden schwer, übergab die Festung an Pfalzgraf Albrecht, der diente alle Bürger im Innstrome erlösen zu lassen, und es versuchten sollten, dem Kaiser die Thore zu öffnen.

Im Gefolge des Kaisers, der mit einer vollen Ladung in dem Verräther empfangen wurde, befand sich ein Haufe deutscher Fürsten, zu welchem auch der Herzog Albrecht von Baiern, Herzog Erich von Braunschweig, Friedrich, Casimir und Georg, Markgraf von Brandenburg, Christoph, Markgraf von Baden und die Bischöfe von Würzburg und Eichstätt gehörten.

Zu diesen Herren wandte sich Maximilian mit einer Botschaft, ihn erbaute der Ritter Hans von Pienzenau, der sich selbst den Todesstoß beigebracht habe.

Im kaiserlichen Lager wurden nun sieben Zinnschmelzen aufgeworfen und aus sieben Feldschlangen nach Austerlitz geschossen. Allein die Wirkung dieser Beschie-

sung entsprach der Erwartung nicht und mit Unmuth mußte Maximilian sehen, wie der übermüthige Pienzenauer den Ort an den Mauern, wo die Kugeln angeschlagen hatten, zum Schimpf der kaiserlichen Artilleristen mit Wesen abkehren ließ.

Einem alten Berichtserstatter zu Folge, soll Maximilian damals zu seinen Soldaten gesagt haben: „Zehet da von dem Pienzenauer ein neues Reiterstück; dieser Kriegermann will die Wunden der Mauer mit Wesen heilen und vergißt, daß deren Ruthen und der Weilstock, womit ihm der Schädel abgeschlagen wird, von Einem Stamme sein können.“

Es mußte mit den Belagerten ein dreitägiger Waffenstillstand abgeschlossen werden, nach deren Ablauf der Kaiser den Ausspruch that, Niemand von der Belagerten zu verschonen, und denjenigen mit einer Obsequie abzufertigen, der eine Vorbitte einlegen würde.

Zu dieser Zeit hatten der Fürst Rudolph von Anhalt, Paul von Liechtenstein und Philipp von Neuchberg, die kaiserlichen Regenten von Innsbruck, zwei ungeheure Karthaunen giesen und zu Wasser nach Kufstein bringen lassen. Eine davon hieß der Parleryaus und die andere der Weckauf. Diese zwei Donnerbüchsen wirkten so kräftig, daß ihre Kugeln nicht nur die vierzehn Schuh dicken Mauern durchdrachen, sondern auch anderthalb Schuh tief in den Felsengrund drangen, worauf das Schloß steht, und dasselbe in Schutt zu legen drohten.

Den Belagerten sank nun der Muth und sie nothigten ihren Anführer, dem Kaiser Uebergabsvorschläge zu ma-

hen. Hans von Pienzenau schickte zwei Edelknaben, die jungen Herren von Medwig und Stauffen, weiß gekleidet, mit weißen Stäben in der Hand, in das Lager und ließ das Schloß gegen freien Abzug anbieten. Sie erhielten aber den kurzen Bescheid, daß mit einem Spottvogel und mit einem Kriegersmanne, der den Besen führte, kein Vergleich geschlossen werden könne, und daß Pienzenau nun auch die Ruinen des schönen Schloßes, das er habe zusammenschießen lassen, behalten könne.

Den Belagerten blieb jetzt nichts übrig, als einen Versuch zu machen, heimlich zu entfliehen. Sie wurden aber alle aufgefangen und mit auf den Rücken gebundenen Händen vorgeführt.

Pienzenau war ein ausnehmend schöner Mann von 36 Jahren, mit einem langen Barte, den er hatte wachsen lassen, weil einige Zeit zuvor seine Gattin gestorben war. Er entschuldigte sich mit einer kurzen Rede, trank ein Glas Wein, und bot dann dem Scharfrichter mit der größten Ruhe seinen Kopf dar. Als Pienzenau seine Verrätherie gebüßt hatte, traf die Reihe Wambolden von Trautenberg, einen Herrn von Tirigel und noch Mehrere, die alle an Pienzenau's That Theil genommen hatten.

Herzog Erich von Braunschweig sagte endlich ein Herz und that im Namen aller anwesenden geistlichen und weltlichen Herren und Fürsten die Verbitte.

Der Kaiser gab dem edlen Manne einen leichten Baßstreich und schenkte zwanzig Unglücklichen das Leben und die Freiheit.

Auf dem linken Innufer, im Angesichte der Weste aufsteigend, die seitdem kein feindlicher Fuß mehr betreten

hat, auf demselben Plage, wo das kaiserliche Lager stand, erhob sich durch Anverwandte der Gerichteten und Begnadigten und durch andere fromme Seelen, und vom Kaiser Maximilian selbst mit reichlicher Beisteuer versehen, eine Capelle, genannt: „zu den Aindlifen (d. h. zu den Eilfen),“ weil elf die Zahl derjenigen ist, die hier das Leben gelassen. — Auch sah man dort ein Gemälde dieses seltsamen Ereignisses, das der Vorstellung auf Kaiser Maxens herrlichem Grabmale zu Innsbruck durch Alexander Cellin von Mecheln in carrarischen Marmor geschnitten, nicht unähnlich ist. — Doch ist hier nur der kühne Trevel des Hans von Pienzenau zu sehen, der die Flecken auf der Mauer, wo die Kugeln der Kaiserlichen erfolglos hintrafen, zum Zvette mit einem Besen abkehrt, und wie der berühmte Kaiser anfängt, die Weste mit den zwei großen Donnerbüchsen zu beschiefen. In dem Gemälde der Capelle war aber auch die Strafe und die sanfte Maulschelle zu sehen, die der Kaiser dem Fürbitter, Herzog Erich von Braunschweig, gab.

Von diesem Gemälde scheint die Abbildung in Zuger's Ehrenspiegel entnommen gewesen zu sein.

## Das Grab des Tarodn.

Bei dem mit einem stattlichen Schlosse versehenen Dorfe Lakenbach in der Herrschaft gleichen Namens im Oedenburger Comitate, erhebt sich ein kleiner, steiniger Hügel, an dessen Fuß ein großer herrschaftlicher Acker



(Breite) liegt, der allgemein unter dem Namen die *Larodv-Breite* bekannt ist. Fast in der Mitte des Feldes steht ein nach eben kantig zulaufendes, etwa 4' hohes, quadratförmiges Grabmal, aus Backsteinen gebaut, mit einem einfachen Sandstein geziert, das *Larodv-Grab* genannt.

Die Sage, die sich seit mehr als 200 Jahren über dieses Grab fortpflanzte, ist folgende:

Matthias *Larodv*, ein Heerführer des Ziehbürger Fürsten Bethlen Gabor, der, verbunden mit den Mißvergnügten Ungarns, und bald im heimlichen, bald im öffentlichen Bündnisse mit den Türken, Oesterreich unter Kaiser Ferdinand II. an den Grenzen hart bedrängte und seine Ansprüche auf die Krone Ungarns nicht undeutlich zu erkennen gab, belagerte im Jahre 1623 den, dem österreichischen Hofe treugebliebenen Grafen Nikolaus Esterasius (*Esterhazy*) in seinem Schlosse *Kombak* (*Kalenbach*).

Weder die glänzenden Versprechungen, noch die Drohungen des Feldherrn *Larodv* konnten den treuen Vasallen Oesterreichs vermögen, seine Thore den Rebellen zu öffnen, und gemeine Sache mit ihnen zu pflegen.

*Larodv* commandirte einen Haufen von 2000 Mann Fußvolk und Reiterei, während *Esterhazy* kaum den fünften Theil dieser Streitmacht beisaß, und daher seinem Gegner im offenen Felde die Stirne zu bieten unermöglich war.

*Larodv's* Artillerie bestand nur aus wenig Feldstücken, und war dazu auf einer zu niedern Stufe der Kriegskunst, um das, nur durch schwache Mauern, einen

breiten, mäßig tiefen Graben, einige Thürme, und wenige Feldstücke und Falkonets versicherte Schloß ohne Sturm durch eine bloße Kanonade überwältigen zu können; jeder Sturm wurde von den Belagerten mit unerschütterlichem Muth ausgehalten und abgeschlagen.

Tarodn beschloß daher, das Schloß auszuhungern, schnitt ihm jede Zufuhr ab, und wußte selbst das dem Graben zulaufende Wasser abzuleiten.

Zwei Monate waren seit der Blockade bereits vergangen, ohne daß der Belagerer seinen Zweck erreicht hatte. Er beschloß daher einen Generals Sturm, und ließ Tage vorher dem Befehlshaber des Schloßes, dem Grafen Nikolaus Esterhazy, durch einen Trompeter die Wahl kund thun, es zu übergeben oder unter dem Schutte der Burg begraben zu werden. —

Esterhazy wählte das Letztere.

Tarodn schickte einen zweiten Boten ab, mit der Drohung, wenn Esterhazy lebendig in seine Hände gerathe, so würde er ihn mit Ross und Zeug lebendig begraben lassen.

Des Schloßkommandanten Plan war gemacht: er wußte, daß seine zum Theil schon stark beschädigte Weile keinen Hauptsturm aushalten könne, zudem war der Mundverrath rein aufgezehrt, und das stehende Sumpfwasser in den Schloßgräben hauchte verderbliche Dünste aus; — ein kühner Ausfall war das einzige Rettungsmittel; — er hoffte sich durchzuhauen, die nahen Wälder zu erreichen, oder ritterlich zu fallen. Er hatte gleich vom Anfang der Belagerung Nachricht über seine bedrängte Lage in's kaiserliche Lager geschickt, und hoffte täglich auf Entsatz:

aber Tag um Tag verschwand, und mit jedem Tage verminderte sich auch seine Hoffnung auf Hilfe.

Der Morgen graute, und in Tarodh's vollkreischem Lager rief der Schall der Trommeln und Trompeten die Belagerer an die Mauern des Schlosses, als plötzlich die Thorflügel sich aufthaten, und ein mörderisches Feuer der Feldstücke den andrängenden Soldatenhaufen zum Weichen brachte. Esterhazy, an der Spitze seiner Schaar, stürzte hervor, und ein Kampf begann, der, in Wuth und Erbitterung auflebernd, die Belagerten zu Helden machte.

Aber Tarodh's Kriegskunst brachte seine weichen Reichen zum Stehen, und die Uebermacht würde gesiegt haben, wenn nicht eben im wichtigsten Augenblicke des Gefechts das lustige Schmettern nahender Trompeten die Bedrängten mit neuem Muthe beseele, die übermüthigen, schon siegestrunkenen Krieger Tarodh's stugend gemacht hätte. Der kaiserliche General Dampierre war von den Gebirgen herüber zum Entsatz Lakenbachs gekommen, und brach eben zu rechter Zeit aus dem Walde von Rohersdorf mit 600 Mann außerleisener Reiterei hervor.

Der Kampf begann auf's Neue, und das Glück entschied für Esterhazy. Bei Tausend von Bethlens Kerntruppen wurden niedergehauen, und über dreihundert, unter denen Tarodh war, gefangen; die Uebrigen entflohen in größter Unordnung, so daß die wenige Artillerie und die Bagage in den Händen der Sieger blieb.

Tarodh wurde in Ketten vor den Grafen geführt, den er trozig fragte, was er mit ihm beschliesse?

„Das, was du an an mir thun wolltest, geschehe mit dir!“ antwortete der Graf, und bald ward eine tiefe Grube, da, wo Tarodn's Zelt stand, ausgegraben, er sammt Koff und Rüstung lebendig hinabgestoßen, mit Erde bedeckt, und vermauert.

So weit die Sage. Das Geschichtliche stimmt bis auf das Lebendigbegraben des Tarodn damit überein, und verbürgt, Tarodn sei mit unter den Erschlagenen gewesen.

Wahrscheinlicher und des Charakters des Grafen würdiger ist, daß Esterhazy den Gefallenen gleich den andern Gebliebenen kriegerisch beerdigen ließ; auch das Eritaphium scheint die Sage Lügen strafen zu wollen, indem es lautet:

*Hic jacet dux bellicus sepultus,  
In pugna ad Lakompak occisus,  
Principis Bethlen Primarius  
Nomine Matthias Tarodius.  
Dum Nicolaus Esterasius ab obsidione liberatus,  
Fit Victor a Dampero adjutus.  
Anno 1623.*

Das „in pugna occisus“ kann nur „gefallen in der Schlacht“ übersetzt werden.

Bis zum Jahre 1828 blieb dieser Grabhügel ununtersucht. Der damals dorthin stationirte Verwalter, Herr Friedrich Eckhard, ließ das Grab öffnen. Außer einem, noch mit allen Zähnen versehenen Menschenschädel, und einem Paar starken Fuß- und Armitknochen, hat sich nichts vorgefunden.

Das Grab ist seiner alten ursprünglichen Form nach wieder in Ordnung gestellt, rund herum mit Bäumen bepflanzt, und das „Tarodv-Grab“ ist nach dem, seit 200 Jahren wesentlich (nach den alten Zeichnungen) veränderten Schlosse, die einzige alterthümliche Merkwürdigkeit in dem Burgfrieden von Lakenbach.

## Der Jungfernthurm.

*Orts-Sage aus Ungarn.*

Die Stadt Schemnitz, in welcher von Alters her ein sehr bedeutender Bergbau betrieben wird, bietet nichts Merkwürdiges dar; nur macht sich in ihrer Nähe, außer dem Calvarienberg ein alter, viereckiger Wachtthurm bemerkbar, an welchen sich eine von bergmännischem Aberglauben erzeugte Sage knüpft.

Es lebten in Schemnitz vor vielen Jahren, als die Minen so ergiebig und die Bergleute so reich waren, daß sie sämmtlich silberne Nägel in den Schuhsohlen trugen, ein glücklicher Mann, der ein Mittel gefunden hatte, ungemein schnell reich zu werden: so daß man starken Verdacht hegte, er sei nicht auf eine ehrliche Weise zu seinem Besizthum gekommen, denn in kurzer Zeit war er so reich, daß er sein Geld nicht zählen konnte.

Diesem Verdachte gab man um so bereitwilliger Raum, als sein einziger Sohn plötzlich starb, und er bald darauf selbst verschied; so daß kein anderer Erbe da war, als seine Tochter Barbara. Während seines Lebens

hatte der alte Mann seine Tochter sehr still und bescheiden gehalten; allein kaum war er todt, als Fräulein Barbara beschloß, eine große Dame zu werden und sich ihres Lebens zu freuen.

Sie fand bald eine Menge lockerer Zeißege, die sich von der reichen Bergmannstochter unterhalten ließen und die dabei ein gar arges Leben führten.

Endlich trieben es einige dieser Herren so weit, daß sie in die Hände des Richters, und aus diesen in jene des Scharfrichters geriethen; kurz, sie wurden auf demselben Berge gehangen.

Obgleich das Unglück ihrer Freunde Barbara auf einen Augenblick ernst stimmte, verfiel sie doch bald in ihre frühere Zügellosigkeit. Es traf sich, daß von den Jüngern ihres Hauses aus, wo sie und ihre Gefährten nach ihrer Weise zu schmausen und zu schwärmen gewohnt waren, die Körper ihrer ehemaligen Freunde, an dem blutigen Baume hin- und herschwankend, gesehen werden konnten; zuweilen ließ sich bei ihrer lauten Frechheit Kettengerassel hören, was in ihrer Lustigkeit unangenehme Pausen veranlaßte.

Vergebens bestürmte Barbara die Richter, die scheußlichen Leichname von dem Berge zu entfernen; sie hatten sie zum Heile der Sünderin dahin gehangen, und dort mußten sie bleiben. Zuletzt versprach sie eine starke Burg auf jenem Plage zu erbauen und diese nach ihrem Tode der Stadt zu überlassen, wenn man ihr willfahren werde; da willigten die Richter ein und der gegenwärtige Thurm ward gebaut.

Alein Barbara lebte nicht lange, um sich ihres

Schloßes zu freuen. Ungeachtet vieler Warnungen führte sie ein gettleses Leben und fuhr fort, mit Allem, was heilig ist, Spott zu treiben. Als sie einer großen Gesellschaft von Freunden auf den anmuthigen Ufern der Gran an demselben Tage, an welchem der Grundstein des Thurmes gelegt wurde, ein Gastmahl gab, kam ein Brief von einem Priester, einem ihrer Verwandten, der sie an ihre Sünden und an die künftige Armuth mahnte, wenn sie von ihrem ausschweifenden Lebenswandel nicht abließe.

„So gewiß ich diesen Ring nie wieder sehen werde,“ sprach sie, einen kostbaren Ring in den Fluß werfend — „so gewiß werden meine Reichthümer so lange währen, als ich ihrer bedarf.“

Als der Thurm vollendet war, fand abermals ein großes Gastmahl statt; aber inmitten der Festlichkeit erblaßte Barbara; denn beim Durchschneiden eines Fisches fand sie auf ihrem Teller denselben Ring, den sie in die Gran geworfen hatte.

Von dieser Zeit an nahm ihr Geld sichtlich ab, — all' ihr Reichthum schien ihr zum Trepe dahin zu schmelzen. Uebrigens traf sie auch noch ein anderes Unglück; ihr Lieblingshockeeshund — welchem sie alle Zerkalt und Liebe widmete, die sie den Armen hätte zuwenden sollen — starb; sein Tod machte ihr viele Schmerzen, obgleich außer ihr Jedermann über die Beseitigung des Lieblingshundes froh war.

Nichts konnte seine Herrin zufrieden stellen, als daß er wie ein Mensch bearaben werde, was denn auch unter vielen Umständen ins Werk gesetzt wurde. In der nächst darauf folgenden Nacht aber erhob sich ein furchtbarer Sturm,

eine Feuerflamme schöß aus dem Grabe des Hundes hervor, und am Morgen fand man an der Stelle des Grabes einen bodenlosen Abgrund.

Ihre Armuth und die Schlechtigkeiten, die ihre Freunde ihr jetzt nachzusagen begannen, machten, daß Barbara krank wurde, und, ohne ihre Sünden gebeichtet zu haben, starb. Einige gutherige Seelen ließen sie begraben, und ganz in der Stille wurde sie auf den Kirchhof geschafft; allein unterwegs entstand ein heftiger Sturm mit Hagel; der Donner rollte und Blitze zuckten so stark, daß die Träger genöthigt waren, den Körper niederzulegen und ein Obdach zu suchen. Nicht sobald hatten sie dies gefunden, als ein Schrei in der Luft sich hören ließ, und die Hagelkörner in Hunde verwandelt zu sein schienen, welche auf den Leichnam der unglücklichen Barbara losstürzten und ihn nach dem bodenlosen Abgrunde schleppten, wo sie verschwanden.

„Dieses geschah,“ — setzt der Chronikschreiber hinzu — „im Jahre unseres Herrn 1570, und wurde in die Schemnitzer-Chronik eingetragen; als Beweis davon ist noch jetzt der Jungfernthurm zu sehen.“

## Der Hungerkeller zu Hohenstein.

*Sage aus Mähren.*

Rechts gegen den Wallfahrtsort Slaup und das Dorf Ostrow in Mähren, wo sich die Punka verliert, zeigt ein einzelner, hie und da drohend herüber-



ragender Kalkfels an der gegen das genannte Dörfchen ab-  
 kehrtten nackten Steinwand den finstern Schlund einer wei-  
 ten schauerlichen Höhle, die das Licht vieler Fackeln kaum  
 etwas erhellt, und in deren Innern, wild durch einander  
 geworfen, riesige Steinmassen den staunenden Besucher bald  
 auf Höhen und bald in Tiefen führen, wo ihm der Anblick  
 zahlloser, halbvermoderter Menschenknochen entgegenstarrt.

Von der Spitze des Felsens sehen mit hohen Buchen  
 bewachsene Trümmer von kühn gebauten Mauern einer  
 längst zerstückten Feste ins tiefe Thal herab. Schlankte Fich-  
 ten und Böhren, aus verworrenem Gesträuche hervorragend,  
 füllen den ehemaligen Burgraum. Als hier noch kecke,  
 merd lustige Hausritter, oder Männer mit eisernen Taschen  
 (wie ein einstiger Besizer des Schlosses Hinkel oder  
 Heinrich von Waldstein im 15. Jahrhunderte seine  
 eiserne Degenscheide nannte) hausten, diente jene schauer-  
 liche Höhle — deren jetziger Eingang vormals vermauert  
 war — zum Burgrathie.

Eine darin eben sichtbare Oeffnung zeigt die Ver-  
 bindung der Höhle mit dem ehemaligen Schlosse, und nach  
 nicht ganz verwerflichen Nachrichten sind die dort ruhenden  
 Gebeine, unter welchen man noch vor wenigen Jahren  
 eiserne Helme und Waffensstücke fand, traurige Reste der  
 dort hineingestürzten Gefangenen und zum Hungertode  
 Verdamnten.

Von seiner eigenen, sonderbaren Lage bekam dieser  
 Ritterstolz ohne Zweifel den Namen Helendstein, den er  
 auch dem berühmten Herrengeschlechte mittheilte, wovon  
 noch **Wol III.** von Helendstein durch Zaun im An-  
 denken des Volkes lebt.

Er war nicht nur ein gewaltiger Kriegerheld, sondern er setzte auch, weil zu seiner Zeit, nämlich zu Ende des 14. Jahrhunderts, die Privatfehden und faustrechtlichen Eigenmächtigkeiten wieder begannen, alle friedsamern Burgen der Umgegend in Furcht und Bangen. — Nicht weniger fürchteten die fremden Kaufleute, welche die Landesmärkte besuchten, die Nähe seines Raubnestes.

Viele Gebeine, die noch heute sich in der schauerlichen Verlieshöhle befinden, mögen vom bösen Wok dahin befördert worden sein. — Was aber sein Andenken noch mehr schändet, ist der Umstand, daß selbst zarte edle Frauen hier, als Opfer seiner Wuth, ihr Leben aushauchen mußten.

In der nachbarlichen Weile Petrowitz — die längst dem Erdboden gleich ist — lebte zu jener Zeit die geschätzte Frau Wieta, Witwe des Herrn Smils von Osow, aus dem berühmten Hause von Daubrawitz, mit neben Kindern, deren jüngstes, Agnes, ein Mädchen von ausgezeichnete Schönheit war. Von dessen Reizen auf das heftigste ergriffen, verlangte sie der rauhe, gefürchtete Mann zur Hausfrau.

Mit Angst im Busen wurde sie ihm von der zärtlichen Mutter, der das Glück ihres Kindes am Herzen lag, abgeschlagen. Es geschah dieß im Jahre 1406, und gleich nach erhaltener Abweisung überfiel Wok die Frau von Osow in ihrer Burg, erstürmte sie nach einer tapferen Gegenwehr, und zerstörte sie dann durch Feuer.

Aber weder unter den Getödteten, noch unter den Gefangenen fand der Wütherich die Herrin und ihre Tochter. Sie hatten sich, zufällig von dem Anrücken Holensteins in Kenntniß gesetzt, in großer Eile bei einem Verwandten in Sicherheit begeben.

Von diesem gegen die ferneren Nachstellungen ihres Feindes gesichert, verklagte sie den ritterlichen Räuber und Mordbrenner bei dem Landeshauptmann, Tacke von Kr war k, der den Herrn von H o l e n s t e i n zwang, den angerichteten Schaden zu ersetzen.

Der Herr von H o l e n s t e i n schwur der Witwe Rache und versuchte alle Mittel, sie in seine Gewalt zu bekommen. Das geschah leider noch in demselben Jahre mit Hülfe einer Verkleidung, wodurch er sich unkenntlich gemacht hatte.

Er brachte die unglückliche Frau nach seiner Mordburg H o l e n s t e i n, warf sie in den schrecklichen Felsenkeller, wo er sie — — verhungern ließ.

Leichtgläubige Bewohner der Umgebung behaupten, zu gewissen Zeiten ließen sich die Klagen dieser Unglücklichen aus dem tiefen Schlunde vernehmen, und setzen noch gläubig hinzu, daß diese traurigen Töne nur durch ein frommes Gebet für die Ruhe der grausam Gemordeten verstummen.

Die Klagen der so schändlich ihrer Mutter beraubten Waisen wurden erfolglos vor die Gerichte gebracht; der Bürgerkrieg hatte beinahe alle Ordnung aufgelöst. Alles, was sie erhielten, war fernere Sicherung ihres Erbes. Die zwei noch übrigen Töchter der Frau B i e t a verkauften schon im folgenden Jahre ihre Antheile ihrem Bruder H r d k o, genannt von P e t r o w i g und begaben sich zu Verwandten, fern von der Gegend, wo ihre Mutter so traurig geendet hatte.

## Die Blutprobe.

Geschichtlich aus Böhmen.

Wild bewegte Zeiten erzeugen wild bewegte Handlungen, die uns verleiten, an der angeborenen Gutartigkeit des Menschen zu zweifeln. Vorzüglich reich an solchen grauenvollen Ausstritten waren die unseligen Hussiten Unruhen.

Das Treffen bei Sudomieritz war geschlagen, und der siegreiche Žižka zog nach der kleinen Stadt Seleschan, die er in dunkler Nachtzeit überfiel. Die Bürger waren aber wachsam, und, wohlgerüstet für den Ueberfall, leisteten sie so tapfere Gegenwehr, daß die Taboriten mit großem Verluste zurückgeschlagen wurden, und jene noch lange Jahre nachher am Ostertage ihren erfreulichen Siege mit öffentlichen Dankgebeten und frommen Jubelgesängen in einem allgemeinen Freudenfeste feierten.

Wüthend über seine verunglückte Unternehmung, wandte sich Žižka gegen das Städtchen Sudletz, dessen Besitzer, Ulrich Sezyma von Austin, ihm zwar gleichfalls tapferen Widerstand leistete; endlich aber der Uebermacht erliegen mußte.

Das Städtchen wurde mit Sturm eingenommen: der Sieger ließ Ulrichs Hände und Füße abhauen, und befahl, den Rumpf auf einen dazu errichteten Scheiterhaufen zu werfen und zu verbrennen; dann plünderten die Taboriten den Ort, und da sich viele Geistliche der Nachbarschaft mit den Kostbarkeiten ihrer Kirchen, mit Reliquien und Menstranzen von Geld und Silber und reichen Me-

gewandern unter Ulrich's Schutz gesüchtet hatten, so winkte den Laboriten reiche Beute.

Sie warfen aber alle Kirchengeräthe in die Flammen, welche Ulrich's Leichnam verzehrten, und begnügten sich das Hab und Gut der Bewohner von Sudlez, die insgesamt dem Tode geopfert wurden, mit sich fortzuschleppen.

Zuletzt blieben nur noch sechs junge, kräftige Männer übrig, zu welchen der wilde Feldhauptmann Ziska sprach:

„Wer von euch sein Leben erhalten will, der mag die andern fünf besiegen und tödten.“

Da sprang der stärkste derselben, Gallus Plicka hervor, entriß einem der Laboriten die Streitart, megelte seine, vor Angst und Entsetzen über eine so verderbliche Zumuthung erstarrten Genossen ohne Barmherzigkeit nieder, und wurde dann unter die Laboriten aufgenommen, nachdem er sich durch diese That ihrer Gemeinschaft würdig bezeugt hatte.

## Der Hirtenstein bei Goldenstein.

Ortslage aus Mähren.

Befremdend ist oft das optische Spiel entfernter Berge und Felsmassen in Gebirgsgegenden. Oft glaubt man einen Berg mit der Hand erfassen zu können, obgleich er noch meilenweit entfernt ist.

Ein anderes Gaukelspiel der Augen läßt uns an vielen Erdhöhen und Steinklippen die mannigfaltigsten Germinationen wahrnehmen. So zeigen uns der Traunstein

und Hierlats in Ober-Oesterreich und Salzburg das Profil des Königs Ludwig XVI. von Frankreich; der Schafberg am St. Wolfgang-See erhielt seinen Namen von dem Thiere, das er vorstellt; der Untersberg um Salzburg herum betrachtet, stellt einen Türkenkopf mit Turban und Bart vor. Eben so verhält es sich mit den vielen Hirschensteinen, Hunds- und Rabenbergen, mit dem Hengstberge, den Teufelshörnern und unzähligen andern.

Größtentheils ist mit solchen seltsamen Berg-Formationen auch ein Märchen oder eine volksthümliche Sage verbunden, und es wäre keine undankbare Bemühung, die vorzüglichsten derselben zu sammeln. Eine ähnliche Gebirgs-Formation sieht man in der malerischen Umgebung von Goldenstein.

Hier erhebt sich ein Fels-Koloss, der die Gestalt eines Hirten mit Stab und Hut zeigt, und deshalb der Hirtenstein heißt.

Es geht davon folgende Sage im Lande:

Ein braver armer Hirt hatte einen ungerathenen Sohn, der mit Widerwillen die Lämmerherde seines Vaters auf die Weide führte, weil er lieber mit lockeren Gefellen in Müßiggang und Zechstuben sich herum trieb. Eines Tages zog er dem Befehle seines Vaters zufolge auf die Weide, nachdem ihm dieser nach seinem Vermögen ein Stück schwarzes Brot und etwas Käse als Tageskost mitgegeben hatte. Mürrisch und unzufrieden führte der Bursche die Herde auf den Weideplatz, und kam in dieser bösen Stimmung auf der Höhe des Felsens an, aus welchem heute der Hirtenstein hoch emporragt. Hier warf er

sich finster auf den scharfamen Grassboden, stieß die Kömmlingen, die freundlich und arglos auf ihn zuliefen, mit den Füßen von sich, und mißhandelte sie auf mancherlei grausame Art. Zur Mittagszeit zog er seinen kärglichen Mundvorrath hervor. Beim Anblick des schlechten Brotes erwachte sein Grimm von Neuem; er verwünschte mit argen Reden sein Schicksal, welches ihm keine bessere Speise und keinen andern Tisch, als die nackte Erde, gewährte, und warf endlich im frechen Zorn das liebe Brod stehend den Berg hinunter. Aber die Strafe folgte der Frevelthat bald: denn, wie die verschmähte Gottesgabe in die Tiefe hinabrollte, erstarrte der Körper des Hirten zu Stein. So steht der versteinerte Hirte, dem Ungenussamen zur bleibenden Warnung, noch heut zu Tage, verwärts gebeugt in's blühende Thal hinabschauend.

## Die todte Hochzeit.

*Familienlage aus Steiermark.*

In einer wilden Gegend an der obersteirischen Grenze ruht im düstern Schatten alter Lärchentannen das Stammhaus des ausgestorbenen kärntnerischen Geschlechtes der Herren von Silberberg; eine ungeheure Steinmaße, deren Wöden im ebern Steckwerke aus hartem, der Zeit und dem Wetter tragenden Zirbelholz bestehen. Nur die scheue Gule bewohnt diese einstige Herrenburg noch, und freut sich an den zerfallenen Mauern der Allgewalt der zerstörenden Zeit, die ihr hier eine friedliche Wohnung bereitet hat, die sie ungeschert mit den Wölfen theilt, welche diese Gegend nicht selten betreten.

Kümmerlich sind die Nachrichten über den Ursprung und die Schicksale der Burg und des Geschlechtes des Silberberg, welches in der Gegend reich begütert war und welchem, wie aus Urkunden bekannt ist, die unweit der Felsenveste liegenden, armen Alpendörfer St. Martin und St. Margarethen gehörten.

Unter dem Bergschleife dehnt sich das sogenannte Hörbacher Moos eine Stunde lang aus. Dieser der Gegend so nachtheilige Sumpf ist unter Kärntner und Steirer getheilt, die bis an den Oberleib im Wasser gehen müssen, wenn sie das Gras gewinnen wollen. Uebrigens liefert dieser Morast treffliche Wildenten.

Die nackten Ruinen Silberberg's und die historische Dunkelheit, die es umhüllt, erwecken in dem nahen Bergbewohner ein scheues Nachsinnen und vielfache abenteuerliche Sagen von einem verborgenen Blutracker, von einem eingemauerten Fräulein, von verheimlichten Schätzen, von der Riesenstärke eines Burgherrn, der, aus einer Schlacht zurückkehrend, vor Freude sein Zehntein drückte, welches ihm, als Erbe seiner Kraft, einen schweren Krug voll Wein entgegenbrachte, der einen Mühlstein eine Stunde Weges forttrug, der einen starken Hengst bändigte, dessen ungeheure Hufeisen noch in der Leonhardskapelle zu Waitschach hangen; alle diese Sagen hatten den Verwitz abergläubischer Nachbarn in wechlerweiser Entfernung.

Von dem Ausgange des Geschlechtes erzählt man sich, der letzte Ritter von Silberberg, Hans mit Namen, habe mit seiner Hausfrau nur Eine Tochter, Brunhild genannt, erzeugt, welche, wie sich das wohl von selbst



versteht, ein Meisterstück der Schöpfung war, und allen umwohnenden Herren die Köpfe verdrehte.

Vorzüglich bewarben sich aber um die Hand dieses weiblichen Phönix zwei Landesherren, nämlich ein Ritter von Eberstein und ein Herr von Reichenfels zu gleicher Zeit, von welchen keiner dem andern weichen wollte.

Die schöne Jungfrau soll aber, wie mein Gewährsmann in Erfahrung gebracht zu haben behauptet, dem an Jahren jüngern, aber unbemittelteren, edlen Eberstein; der kluge Vater aber dem tapfern, mannhaften und reichen Reichenfels gewogen gewesen sein. Da nun weder die Freier, noch Vater und Tochter sich vereinigen konnten, so kam es zwischen den Ersten endlich in dem nahen Höraarunde zu einem entscheidenden Zweikampf, worin der Herr von Eberstein erschlagen wurde.

Als die zitternde Brunhilde vom hohen Erker der Burg ihren Geliebten in seinem Blute liegen sah, fiel auch sie todt zu Boden.

Wie hierauf der Sieger und ihr mit ihm triumphirender Vater in die Burg zurückgekommen waren, und die todtte Braut fanden, soll sich der heißerliebte Ritter von Reichenfels in der Verzweiflung selbst entleibt haben, und der alte Silberberg bald darauf aus Kummer gestorben sein.

So lautet die Schauersage von der todtten Hochzeit auf Silberberg.

## Die Säule der Liebenden.

Chronikblatt aus Mähren.

Am äußersten Ende des Dorfes Tschuschitz nach der Stadt Mährisch-Trübau hin, an der Landeskroner-Kommerzial Straße, stand eine uralte Denksäule aus Sandstein, einfach ohne Inschrift; „die Säule der Liebenden“ hieß sie beim Volke. Vor vier Jahrhunderten erhob sich in diesem Dorfe auch ein Ritteritz, der dem ehrbaren Mann Kudlye, genannt der Keyer, gehörte.

Dieser Mann stellte sich am Samstage nach Bartholemäi 1373 mit seiner Hausfrau Wachenia bei dem Erbvogt Peter, den Geschwornen und Schöffen auf dem Trübauern Rathhause ein und erklärte, daß er den Hof zu Tschuschitz seinen rechtmäßigen Kindern, Johann, Dietrich, Margaretha, Elisabeth und Wachenia abgetreten habe, welches in dem Stadtbuche vermerkt wurde.

Die Sage hat nicht unterlassen, diese trockene, urkundliche Spur sehr reichhaltig auszustaffiren, und sie stützt ihren Aufspuz auf die Behauptung, nach dem Absterben der Eltern und zweier Schwestern sei nur die dritte Wachenia und die beiden Brüder im Gesamtbeizuge verblieben; ein schwerer Unfall habe aber die Theilung herbeigeführt.

Die beiden Töchter eines gesyrpten benachbarten Ritters, von dessen Wüste bei Dittersdorf noch einige Trümmer emporsteigen (Fahrbrieh und Schleifrand

vom Velle genannt), waren schon in der Wiege für die beiden Brüder Hans und Dietrich von Tschuschig bestimmt; die jüngere, ein Ausbund von Schönheit, die ältere häßlich. Die jüngere, Elisabeth, war dem jüngern Dietrich zugesagt und wurde von ihm zärtlich geliebt; aber auch der Ältere brannte für sie in lichterlehen, hoffnungslosen Flammen.

Liebe und Eifersucht hatten den blühenden Hans in ein Gerippe verwandelt und an den Rand des Abgrundes gebracht. Schon bei der Theilung des väterlichen Erbes glaubte sich Dietrich verkürzt. Ueber das höchste Gut des Lebens und der Liebe sollte wenigstens der Zufall der Erstgeburt nicht den Stab brechen, aber Hans drang auf Entscheidung seines Anspruches auf des Bruders Braut, durch das Gottesgericht eines offenen Zweikampfes auf Leben und Tod.

Lange lächelte Dietrich verächtlich und laß den Antrag von sich weisend. — Verzweifelter Abselsucken über seinen Muth machte endlich, daß er den Kampf annahm. An einer Brust genährt, unter einem Herzen getragen, zielten Hans und Dietrich mit Pfeil und Armbrust, einer nach des andern Herzen. Sie drückten Beide im gleichen Augenblicke ab, und Beide sanken verblutend zu Boden.

Die Schwester Bacheria setzte eine Denksäule an dem unglückseligen Orte, schenkte des Gutheus eine Hälfte zum Seelenheile der Brüder an das Spital zu Mährisch-Trübau, die andere verkaufte sie dem Markgrafen Jodok, der 1392 seinen Büchsenmeister (magister pyxidum), Mertlin von Kip, damit beehrte.

## Der Schinta'er Brief.

Geschichtlich aus Ungarn.

Den 16. October 1663 stand der Großvezier plötzlich vor dem Schlosse Schinta an der Waag in Ungarn, welches damals den Grafen von Thurso gehörte; — er fand den Platz aber so gut bewacht, daß sein Plan, ihn zu überrumpeln, vereitelt wurde. Auch befand sich ein Kommandant darin, der viel Tapferkeit, aber wenig Gallanterie besaß, und dem der Ausdruck ein Brief von Schinta, statt Schimpfbrief, seine Entstehung verdankt.

Wir lassen zur Erklärung der Sache den Ehrenkrieger selbst sprechen.

„Als der General Feldmarschall Montecuculi nach Uebergabe der Festung Neuhäusel dieser Orten Gefahr leicht sehen konnte, so bewarb er sich, einen erfahrenen und wohlgemuthen Kommandanten in Schinta zu bringen, und redete unter andern den Thur-Bayerischen Obristen Lieutenant Herrn Niklas an, ob er sich hierzu wollte gebrauchen lassen, so sollte er alsdann 500 Mann von den Thur-Bayerischen Volkern mit sich dahin nehmen.

Dieser zeigte sich hierzu alsbald willfährig, jedoch mit dem Beding, daß er solche 500 Mann auslesen möchte, als auf die er sich recht zu verlassen wüßte, welches ihm auch verstattet ward, so daß er sich mit seinen 500 Mann dahin begab; ohne diesen waren auch 40 der schönsten Stücke darinnen.

Er hatte sich aber kaum ein wenig darin umgesehen,

so kam ein Brief vom Gref. Negier an ihn des Inhalts:  
 „Er sollte innerhalb vier Tagen den Ort aufgeben, widrigen Falls wollte er ihn überziehen und keinen Menschen lebendig lassen.“

Gedachter Herr Obrist sah den Brief mit Verwunderung an, wie er so wunderliche Züge und Töne nach der türkischen Sprach Schreibart in sich hätte; und weil er solchen nicht lesen noch beantworten konnte, als ließ er den türkischen Beten selches bedeuten, mit dem ferneren Vermelden, „damit jedoch sein Herr eine Antwort bekäme, als schickte er ihm hiermit auch sein Pittschast auf einem Bozen Papier,“ worauf er (mit Ehren zu melden) eine unfeine Besudelung angebracht hatte, mit Vermelden, es wäre in seinem Lande also der Gebrauch, er sollte nur antkommen, alsdann ein mehreres aus solchen Landesgebräuchen ersehen.

Hierauf rückten die Türken mit etlich 1000 Mann vor den Ort, ließen ihm jedoch ebiges nochmal mündlich durch einen Dolmetscher sagen; worüber er aber zu lachen anfing, antwortend: „Er wolle ein redlicher Soldat verbleiben, und kein Schelm werden. Er wäre zu dieses Orts Erhaltung geschickt werden, dem wollte er nachkommen, sogar daß, wenn er ihn nicht behaupten konnte, er doch nicht lebendig daraus zu kommen leachte.“

Weil die Türken sahen, daß sie so eilends allhier nichts auszurichten vermochten und die rauhe Winterzeit herannahte, so brach die ganze Armee unverrichteter Sache wieder auf.

## Die Frauen von Erlaa.

Geschichtlich aus Ungarn.

Den 7. September 1552 fingen die Türken unter Sultan Soliman die Belagerung der schlecht befestigten Stadt Erlaa in Ungarn an. Der Obrist Stephan Dob, ein wackerer Mann, vertheidigte mit 2000 Mann, worunter sich 200 Edelleute befanden, gegen 60,000 Feinde den Plag.

Diese schwache Besatzung war nach einigen Tagen schon so geschmolzen, daß der Plag nahe daran war, sich ergeben zu müssen. Von dem hartbedrängten Kaiser war kein Entsatz zu erwarten, und die Gefahr hatte den höchsten Grad erreicht.

Da beschloßen die Frauen der Stadt, sich den Vertheidigern derselben anzuschließen. Die Panzer der gefallenen Männer deckten die harte Weiberbrust, schwere Helme drückten die reichumlockten Häupter, und sie traten sturmuthvoll in die Reihen der Krieger.

Diese Frauen legten einen bewunderungswürdigen Heroismus an den Tag. Der Bannerherr Wieliki war an der Seite seiner Gattin durch einen türkischen Pfeil getödtet worden. Man rief ihr zu, ihren Gatten begraben zu lassen.

„Ich muß ihm zuvor ein Denkmal bestellen,“ antwortete die muthige Frau, ergriff ihres Gatten Schwert, nahm seine Stelle in der Bresche ein, und erschlug vier Türken, welche sie in das Innere der Circumvallation schleppte.

Als der Sturm abgeschlagen war, ward Wieliki

bestattet, und sein Denkmahl waren die vier Türken, die auf seinem Grabe lagen und deren Waffen späterhin über seinem Leichenstein in der Schloßkirche aufgehängt wurden. Dieß ist nur Eine der weiblichen Heldenthaten, deren so viele geschahen.

So lange noch in Erlaa eine Hausr — sei es eine männliche oder weibliche — vorhanden war, die den Zürkel zu schwingen vermochte, so lange kam kein Türke in die Stadt. Und als es dem Feinde gelang, in den Platz einzudringen, so war er todt und menschenleer — nur von dem Markte her ertönte ein gräßliches Geschrei.

Dort waren in einer großen Wagnburg die Kinder unter 10 Jahren eingeschlossen, und sie hatten auf ihrer Aeltern Weheiß diese von allen Seiten angezündet. Sie wurden alle ein Opfer der Flammen, weil die hochherzigen Frauen lieber ihre Töchter todt als in den Händen der Erheberer wissen wollten.

Erlaa hatte 5000 Einwohner, — die Belagerung hatte aber 38000 Feinde dahingerafft.

## Das Annenkreuz.

Chronikblatt aus Steiermark.

Den 13. Juli, als dem Magarethentage eines von den Chronisten verschieden angegebenen Jahres, ereignete sich im Schlosse Gößting eine Begebenheit, die das Erlöschen des alten Edelgeschlechtes der Herren von Gößting zur Folge hatte.

Auf der Straße von Wien nach Graz sieht man

ungefähr zwei Stunden unter dem Postorte Pockau und eine Stunde von Graz; die Ruinen dieser alten Burg, die in einer lautlosen, nur durch das Rauschen der Lannen und Föhren belebte Einsöde verwittert. Von den Resten der Burg verdienten vorzüglich die beiden Capellen, eine über der andern erbaut, und wovon die untere die Weihe St. Anna von dem hier erzählten tragischen Verfall erhielt, die Aufmerksamkeit der Besuchenden.

Wülfing von Gösting war der Letzte seines Stammes, der diese Burg bewohnte. Er hatte keinen männlichen Erben; nur zwei Mädchen, Katharina und Anna, waren seines Hauses letzte Zweige. Seine älteste Tochter Katharina gab er Otto, dem Sohne seines Waffenbruders, Friedrich's von Thal, einem tapfern Ritter zum Weibe, und dieses Paar erzeugte zwei Söhne, Konrad und Walter. Auch nach Katharinens frühzeitigem Tode dauerte die innige Freundschaft der Häuser Thal und Gösting fort.

Wülfing's letzter Trost war Anna, um deren Hand bald ein angesehener Landherr ward, der vom Vater mit hohen Ehren empfangen wurde. Aber Annens Herz war schon vergeben. Die Sage vergaß zwar den Namen des Glücklichen zu nennen; doch bezeichnet uns ein alter Klaggesang noch den Tag, an dem es zwischen den zwei Nebenbuhlern zum entscheidenden Zweikampf kam.

An Samst Magette das geschah  
Man sey gar Furchte Geheich sah  
Um Herrn Wulphing Jungfrawen streiten  
Zwen Ritter Weniggleichen.

Das Fräulein harrte voll froher Zuversicht auf den Sieg des Geliebten. Doch anders war es vom Schicksale



beschleiffen; ein mächtiger Hieb spaltete Schild und Helm des Geliebten. Er sank sterbend in das Gras nieder. —

Verzweifelt sprang Anna auf den Felsenabhang -- und stürzte sich hinab in den schauerlichen Abgrund.

Die Bauern fanden die zerschmetterten Gebeine der Unglücklichen an den Ufern der Mür, wohin sie die Wogen ausgefüllt hatten, und brachten sie zur Ruhestätte in die Burgcapelle.

Auf Wölfin's Vaterherz wirkte die Schreckensscene so sehr, daß er, vom Schlage gerührt, todt zur Erde fiel, und so endete eines der ältesten Geschlechter des Landes.

Longe Zeit hindurch herrschte unter den Vandleuten die Weiserfaae, es wandle Annen's Schatten um die Mitternachtstunde in weißer Gestalt auf den Felsen und Mauern umher. Eine Steinsäule, das Annenkrenz genannt, stand über vierhundert Jahre auf der Spitze der großen Felswand vor den Ruinen der Burg, und es sollen davon noch Überreste vorhanden sein. Noch heute nennt man diesen Felsen den Jungfernsprung, und er ist ein Zeiteinstück zum bekannten Mädchenprung bei Anhalt.

## Die Kaiserkrone der Baumkircher.

Andreas Baumkircher war einer der ausgezeichnetsten und größten Männer seiner Zeit, der, glänzend unter den vaterländischen Helden, dem Freund der Geschichte um so mehr Theilnahme einflößt, als seine wahr-

haft romantischen Großthaten seines hochtraaischen Endes wegen unser Gemüth in gleichem Maße mit Mitleid und Bewunderung erfüllen.

Seine erste Heldenthat, deren die Geschichte erwähnt, vollbrachte er im J. 1451. Während sich Kaiser Friedrich III. zu Rom befand, verbanden sich die Oesterreicher, Böhmen und Ungarn mit einander, um diesen Fürsten bei seiner Zurückkunft zu zwingen, ihnen ihren geliebten jungen König, Ladislaus Posthumus, herauszugeben.

Der Kaiser, hiervon unterrichtet, verlangte Hülfe von seinen getreuen Inner-Oesterreichern. Unversichtlich begab er sich nach Wienerisch-Neustadt, bevor seine Beschützer anlangen konnten. Hier ward er von den Verbündeten eingeschlossen, aber in dem Augenblicke, als diese die Stadt erobern und den Kaiser gefangen nehmen wollten, erschien der wackere Baumkircher mit einer Truppe von 3000 kräftigen Steiermärkern.

Baumkircher warf sich in die Stadt, vertheilte sein Kriegsvolk auf die bestürzten Mauern und strengte selbst vor das Wienerthor, wo er allein so lange kämpfte und Stand hielt, bis die Brücke hinter ihm abgeworfen und das Thor verammelt war. Glücklich schloß er sich hierauf durch die Feinde und kam bei einem andern Thore an mehreren Wunden blutend in die gerettete Neustadt zurück.

Der befreite Kaiser hietzte den Helm auf dem Wapp seines Ketters aus Dankbarkeit mit der deutschen Kaiserkrone, und ernannte diesen zweiten und größeren Helden zugleich zum Obergespann des Preßburger Komitates.

im Namen und als Vermund des jungen Königs; vermuthlich um die Ungarn an Oesterreichs Grenze in Zaum zu halten.

Auch in den, 10 Jahre später (1461) ausgebrochenen, unseligen, besonders für das Land Oesterreich so verderblichen Brüderzwist Kaisers Friedrich und Erzherzogs Albert, war ebenfalls der Inner-Oesterreicher standhafte Treue fast des Kaisers einzige Stütze. Hierin that es auch diesmal Baumkircher Allen zuvor.

Als im angeführten Jahre die Wiener vom Kaiser abhielen, und dem Erzherzog die Stadthüre öffneten, bewachte Andreas Baumkircher mit seinen Steiermärkern die Burg. Er machte daraus einen Ausfall, schlug Alberten zurück und kämpfte drei volle Stunden den heftigsten Kampf an der Brücke, die zum noch erhaltenen alten, schönen Burghore im sogenannten Schweizerhofe führt.

Kaum hatte Baumkircher nach scheinbar hergestellter Ruhe seine Steiermärker nach Hause geführt, so gerieth der Kaiser in neue Gefahr, indem er von Albert neuerdings in der Burg gelagert wurde (1462).

Baumkircher war wieder der Erste, der mit seinen Landoleuten zur Rettung herbei eilte. Aber zu schwach, das Werk allein zu vollbringen, beunruhigte er die Wiener Tag und Nacht, um sie in der Belagerung der Burg zu hindern. Er erwartete den König Podiebrad von Böhmen, der dem Kaiser mit einem Heere zu Hülfe kam, und seinen Sohn, Viktorin, mit 6000 Mann vorausschickte.

Baumkircher vereinte sich mit diesem Prinzen

bei Enzersdorf, schickte seinen eben so kühnen als getreuen Anappen, Mathias Makawig, der durch die Belagerer schlich, in den Burggraben sprang und die Burg glücklich erkletterte, mit tröstlichen Nachrichten zum Kaiser und wagte, ohne die Ankunft Podiebrads abzuwarten, einen Sturm auf die Stadt, wobei Wunder der Tapferkeit verübt wurden.

Nur Ulrich Holzer, der eben so berühmte, als unglückliche Bürgermeister Wien's, bewahrte die Stadt durch Uebermacht und gute Anstalten vor einer Erstürmung.

Skaum hatte aber des Königs von Böhmen Ankunft die Aufmerksamkeit der Feinde getheilt, so gelang es Wamkirchern sich mit seinen tapfern Steiermärkern einen Weg zum Kaiser zu bahnen.

Wie ein Himmelsbote erschien er in der Kaiserburg, erquickte die Hungernden mit Lebensmitteln und mit dem Troste der nahen Befreiung.

Nach solchen Thaten wendet der Weichheitsfreund seinen Blick von dem traurigen Ende dieses Mannes ab.

## Die Bärenreiterin.

*Familienlage.*

Der König Karambert herrschte im siebenten Jahrhunderte in England. Unter seiner Regierung verschwand dort das blinde Heidenthum vor dem Lichte des heil. Evangeliums. Er hinterließ einen Sohn und eine Tochter; dem ersten, Wathildes genannt, der in der Folge und zwar im Jahre 680 heilig gesprochen wurde, und dessen Na-

mensfeil am 26. Jänner fällt, trat er vor seinem Tode im Jahre 646 die Regierung ab, und seiner Tochter bestimmte er einen arefien Schatz zu ihrer einstigen Mitgift.

Der Prinzessin, die eben so viel Reize als Schätze besaß, fehlte es, als sie in voller Schönheit herangeblüht war, nicht an fürstlichen Freiern, die aber alle von ihren habfüchtigen Vormündern, denen um die Schätze der Prinzessin zu thun war, abgewiesen wurden.

Ihr königlicher Bruder war zu sehr mit frommen Werken und Landesangelegenheiten beschäftigt, um den wiederholten Klagen der Schwester ein ernstes Gehör zu verleihen, ja ihre bösen Vermünder brachten es sogar dahin, sie bei ihm zu verdächtigen und einen Befehl zu erwirken, sie solle sich ruhig verhalten, wie es sich einer fürstlichen Jungfrau ziemt.

Die Prinzessin, die von einem hohen Geiste befeelt war, ergoß sich nun in Drohungen gegen die falschen Räthe, was diesen zu Ohren kam. Sie beschloßen daher die Prinzessin als eine Ungehorsame gegen den Willen des Königs zu behandeln, und verurtheilten sie ohne dessen Wissen wie eine Missethäterin einem wilden Varen vorgeworfen zu werden.

Auf dem fürchterlichen Wege zum Tode rief die Unglückliche den Gott der Liebe und Barmherzigkeit um Schutz und Hülfe an, so daß sie mit seltener Fassung den Plaz, wo sie die Beute der Bestie werden sollte, erreichte.

Diese legte sich aber vor der Prinzessin, wie ein zahmer Hund, zur Erde nieder und schien sie einzuladen, sich auf ihren Rücken zu legen. Sie that es und durch-

ritt die ganze Stadt bis zu dem Palaste des Königs, der so von dem glücklichen Wüßlingen der versuchten Schandthat Kunde erhielt.

Man denke sich das Staunen des Königs und des zahllos herbeistömenden Volkes, als sie dieser wunderbaren Reiterin ansichtig wurden; der allgemeine Jubel nahm noch zu, als die fürstliche Jungfrau den Bären eben so zurück in seinen Zwinger brachte. Der Ruf dieses Wunders verbreitete sich durch die ganze Christenheit, und mag Ursache gewesen sein, daß Clodowig, König von Frankreich und Herzog von Lothringen, um die Hand der Prinzessin warb und sie auch erhielt.

Sie gebar ihrem königlichen Gemale mehrere Söhne, deren ältester ihm in der Regierung folgte; die anderen aber begaben sich in entfernte Länder, um sich durch Heldenthaten berühmt zu machen. Von ihrer Austerreise befohl ihnen die Mutter, das wunderbare Ereigniß mit dem Bären im Schilde zu führen.

Von einem dieser Herzöge von Lothringen soll das Geschlecht der Brabanter von Chertan in Mähren, einer uralten Sage zufolge, abstammen. Der männliche Zweig dieses Hauses erlosch im Jahre 1770 und der weibliche pflanzte sich in den Familien Hergatz, Alben, Haugwig und Andern fort. Es führte im Wapen einen schwarzen Bären im goldenen Felde, auf welchem eine gekrönte Jungfrau mit ausgebreiteten Händen und fliegenden Haaren sitzt. Ueber dem Helme und aus der Krone gehen Hirschgeweihe hervor, zwischen welchen sich abermals der schwarze Bär, auf den Hinterpfoten sitzend, darstellt. Das Geschlecht stammte aus Po-

ten, w  
hatte.

licher  
Rezei  
len,  
hielt  
Stad  
Inter  
eine  
überl  
Tafel  
mah  
Bau  
werd

Anst  
im f  
sich  
spre  
glau

viel  
über

ten, wo es am Fluße Nawa bedeutende Biegungen hatte.

## Das nächtliche Treffen.

*Geschichtlich aus Vörsulberg.*

Am 13. Jänner 1408 wurde bei Bregenz nächtlicher Weile ein Treffen geliefert, welches in mehrfacher Beziehung denkwürdig ist.

In dem Streite des Fürstbistums von St. Gallen, Kuno von Stauff, mit den Appenzellern, hielt der reiche Graf Wilhelm von Montfort die Stadt Bregenz und die Burg Pfannenbera im Interesse des Fürstbistums besetzt. Züder gemacht durch eine längere Unthätigkeit des bewaffneten Hartenritters, überließ Graf Montfort sich sorglos den Freuden der Tafel und des Spiels, und verwies seine beierate Gemahlin, Hergetha, durch die Worte: „Das dumme Bauernvolk könne auch spielend zu Paaren getrieben werden,“ zur Ruhe.

Die Gräfin hatte sichere Kunde erhalten, daß die Anführer der Appenzeller eine abendliche Zusammenkunft im Wirthshause zu Rankweil verabredet hätten, um sich wegen eines Ueberfalls der Stadt Bregenz zu besprechen. Auch diese Nachricht empfing der Graf mit Unglauben und suchte die Gräfin zu beruhigen.

Hergetha beruhigte sich aber nicht: sie faßte vielmehr den Entschluß, sich selbst von der Sache zu überzeugen. Sie schwärzte ihr Gesicht, hüllte ihren Leib in

ein Köhlergewand und machte sich trotz der stürmischen Winterszeit nach Rantweil auf den Weg.

Die Häupter des Aufstandes waren hier beim Weintruge versammelt, und aus einzelnen Anspielungen schöpfte die Gräfin bald die Gewissheit, daß schon die eben eintreffende Nacht bestimmt sei, die Stadt Bregeuz zu überfallen, und mit Feuer und Eisen zu verheeren.

Noch ermattet vom ersten Gange trat sie flugs den Rückweg an, und halbtedt von Erschöpfung erreichte sie kurz vor Mitternacht die Brücke der Stadt, wo sie ermattet niedersank, nachdem es ihr noch gelungen war, das Zeil an der Glocke zu ziehen.

Alsbald ertönte von den Warten das Lärmhorn. Graf Wilhelm selbst eilte herbei, brachte die verletzten Beglaubten in Sicherheit und schickte sich zum Embrace der Feinde an.

Den Appenzellern wurde auf die Höhen des Heggenweges durch die Vorstadt hin gegen den See ein Hinterhalt gelegt. Hier — in der jetzigen sogenannten unteren Stadt — wurde in der ebenigen Nacht das blutige Treffen geliefert.

Der Appenzeller Hauptmann, Konrad Kupferschmid von Schwyz und sämtliche Angreifer, bis auf drei, wurden erschlagen und all ihr Zeug und Feldgeräthe, worunter das große Wurfstück, die Appenzellerin, welches 10 Centner schleuderte, wurde von der siegenden Ritterschaft erobert. Hergotha war nicht nur die Heldin des Tages, sondern sie sollte es auch auf ewige Zeiten für Bregeuz werden. Die St. Georgenkapelle am See ward zum Andenken ihrer That erbaut, ihr



Bildniß in der ebernen Stadt aus Stein aufgerichtet, und ihr Name wird noch heutigen Tages vom Nachtwächter vor dem gewöhnlichen Stundenrufe hergesagt.

## Der Nixenbrunnen.

*Familienlage.*

Der Glaube an Niren oder Wasserfeien ist uralt, und behauptete in ganz Europa noch im 14. Jahrhunderte sein herkömmliches Recht. Besonders reich an solchen Sagen sind die Gewässer Mährens und Böhmens. Im J. 1385 soll im ersten Lande folgendes traurige Ereigniß statt gefunden haben:

Dietrich von Veschna horte oft in hellen Sommernächten beim Leuchten des Vollmonds ein seltsames Plätschern, das von einem äußerst lieblichen Gesange begleitet wurde, in dem Weiber des stillen Thales zwischen Veschna und Gühretsch (um Preßauer Kreis). Er suchte denselben näher zu kennen, und gewahrte einst im Wasser ein weibliches Wesen, welches sich, als es die Gegenwart eines Mannes gewahrte, schnell unter das Wasser tauchte, auf der entgegengesetzten Seite des Weibers wieder erhob, und den unterbrochenen schönen Gesang neuerdings begann.

Einstens suchte sie Dietrich auf einem Rahne zu fangen; allein sie stieß ihm einen Strahl Wasser in's Gesicht, und entwischte unter Gelächter in den Wellen.

Seine Neugierde nahm so zu, daß er neuerdings beschloß, die Wasserscheue zu fangen; er glitt aber aus,

fiel in's Wasser, und wurde nur durch Hilfe der Nixe gerettet.

Er fand dieselbe hierauf in ihrer Gestalt nur um so reizender, in ihrem Gesange nur um so bezaubernder und schwur ihre ewige Liebe zu. Dieses that auch die Nixe. Von nun an sahen sich die Liebenden öfters; aber immer nur in mond hellen Nächten.

In solchen Verhältnissen immer vertrauter geworden, versprach die Nixe dem Ritter, ihn einmal auch auf dem Schlosse *Leschna* in anständiger Kleidung zu besuchen; nur mußte er ihr versprechen, daß weder von ihm, noch von Andern um ihre Abstammung gefragt werde. Dietrich erklärte sich dazu bereit, und hierauf kam sie in einer mond hellen Nacht, weißgekleidet, auf einem Zelter reitend, und von einem zwerghaften Knappen begleitet, nach *Leschna*.

Da wurde sie von den zwei Schwägerinnen Dietrich's äußerst freundlich empfangen, und auch von seinem Bruder *Jawisch*. Nur machte dieser beim Abschied des Fräuleins seinem Bruder allerlei Bemerkungen; unter andern auch die, daß ihm der Saum ihres Kleides wie Wasser und der Knappe wie ein schluppiger Fisch vorgekommen sei; dieser sei auf verschiedene, an ihn gethane Fragen stumm geblieben, und habe nur gelächelt; ja, er verbarg es nicht, wie er glaube, daß dieses Fräulein am Ende wohl gar eine Nixe sei, von welcher die Amme in Kinderjahren erzählt, daß sie auch den Schloßbrunnen von *Leschna* bewohne, und daß man sie in demselben öfter Nachts beim Vollmonde mit einem Fische in der Hand habe auf- und absteigen sehen.

Mit dieser Erzählung, welche auch der alte Schlosshauptmann Barnabas bestätigte, brachte Zawisch seinem Bruder Dietrich die Liebe zur Nixe immer mehr aus dem Kefse; dieser vergaß auch nach einiger Zeit sein der Nixe gegebenes Versprechen, und beschloß, um die schöne Hildegundis vom nahen Ritterschlosse Nikewitz zu werden.

Der Vater Wlitzko sagte dem Freier zu, und der Tag der Hochzeit ward festgesetzt. — Da erkrankte Zawisch, und starb; es mußte also die Hochzeit der Trauer wegen aufgeschoben werden; endlich aber rückte der Tag heran, und die Hochzeit wurde zu Leschna mit aller Pracht gefeiert. Nach damaliger Sitte sollten Tanz und Tanz und vollauf Essen und Trinken mehrere Tage dauern.

Vom Tanze erholt, begab sich Hildegundis am zweiten Tage der hochzeitlichen Feier in ein Nebengemach zur Abkühlung, als ihr die Nixe unbemerkt nachschlich, und ihr wunderschöne Perlen zum Brautschmucke darbot.

Hildegundis hielt die Nixe für eine bisher unbekannt geliebene Verwandte der Familie, nahm die Perlen freudig zu sich, stecht sie in ihr Haar und erschien wieder fröhlich in der Gesellschaft; sie wurde aber ganz nachdenkend und traurig, als Vater Wlitzko die Perlen als ein Unheil und Thränen bringendes Geschenk erklärte.

Während solcher Rede kam auch der alte Schlosshauptmann Barnabas herbei, und sagte, daß er die Nixe, deren Klagen er schon längere Zeit aus dem

Weiher im Thale gehört hatte, mit einem Fisch in der Hand in den Schloßbrunnen habe steigen sehen.

Alles begab sich hierauf gedankenvoll zur Ruhe. Als aber Hildegundis am andern Morgen erwachte, lag Dietrich todt an ihrer Seite. Seitdem ist der Schloßbrunnen von Leichna verschüttet, aber die Sage in Mähren verbreitet geblieben.

## Die spanischen Handel zu Preßburg.

Geschichtlich.

Den 10. März 1655 wurde in Preßburg ein Landtag gehalten, wobei es, noch bevor zur Wahl und Krönung geschritten wurde, zwischen den Leuten des spanischen Botschafters und den ungarischen Heiden zu blutigen Händeln kam. Wir berichten die Sache mit den eigenen Worten unseres Gewährsmannes.

„Es hatte Einer von den Spanischen eine Dame bei sich, welchen die Hungarn ertappten und nach guten Stücken ihm die Livree auszogen und verstofften.

Als selches der spanische Abgesandte erfuhr, empfand er selches gar hoch, und befahl den Seinigen, die Schmach nach Möglichkeit an den Hungarn zu rächen, welches auch geschah, daß nach wenig Worten Zween von den Hungarn und Einer von den Spanischen auf dem Platz blieben, und ist dieses noch selbigen Freitags, war der 7. Mai, wieder gestillet worden.

Nachdem aber gedachter Spanischer Abgesandte Sonntag Abend, den 9. dieses, Sr. Fürstl. Gn. Herzog von

Amalfi die Wüste gegeben und seine Leute insgesammt vor des Hungarischen Herrn Palatini Quartier gegangen, mit den Hungarn wieder Handel angefangen und alsobald einen Händrich und gemeinen hungarischen Husaren darnieder gestossen, haben sich der Hungarn an **100** zusamın retirirt und die Spanier angegriffen, diese aber sich also gewehret, daß noch zween Hungarn todt geblieben.

Hierüber sind diese also erbittert worden, daß Alles, was nur Spanisch aussah und einem Spanier gleich war, gehalten mußte.

Zumachen auch etlich unschuldige Deutsche, unter andern drei Handwerksgefelln (welche gleich anfangs niedergchauen worden), betroffen, und **19** Personen meilens todtlich verwundet werden. Und wann sich die Spanier nicht retirirt hätten, wäre es nicht möglich gewesen, daß Einer das Leben erhalten können.

Als nun die Spanier sich utermannet gesehen und die Stadt genommen, unterdessen die Hungarn die spanischen Häuser von den Pferden gezogen, grausam auf sie zugehauen, daß sie, als gut sie gekannt, davon gesehen und die Kasse sammt den Waagen stehen lassen: hat der Pöbel die Russen zerschmettert, die Häuser ausgeschmissen und alle Gassen ausgeleert, nach Spaniern gerufen, ja gar dem Herzog von Amalfi in's Quartier eingedrungen, in Meinung, noch Jemand von ihrem Gegentheil zu finden. Wie sie dann auch einen Piceleminischen Pagen durch die Mäsel geschossen und währe tiefer Tumult bis in die finstere Nacht, bis Herr Graf von Buchheim mit **60** Russen in die Stadt gekommen und dem Ambassadeur zugeeilet; worauf sich die Hungarn zur Ruhe begeben.

Doch blieben auch etliche 100 beisammen, verlachten und höhnten die Spanier im Heimfahren übel aus, welches dann diese über alle Maßen verdrossen.

Folgenden Montag in aller Frühe, wurde die Wache auf dem Platz mit Reitern und Musquetieren verstärkt und in allen Straßen ausgerufen, daß sich Keiner, er möchte sein, wer er wolle, bei Henken, einen Degen oder Säbel entblößen, oder sonst Handel anzufangen gelüsten lassen sollte.

Dessen aber ungeschauet, begab sich noch selbigen Abend, daß, obgleich die Spanier vor Furcht die Livree auszogen und andere Kleider anlegten, sie von den Hungarn erkannt und Einer niedergemacht werden; hingegen fand man früh auch einen Hungarn auf der Gasse ohne Kopf, welcher nicht weit von ihm lag, und wurden Dienstags über dem Wasser zweien todt geschlagen, daß alle in dreien Tagen 15 todt geblieben und von den Verwundeten die meisten noch auf den Tod lagen.

Weil nun von beiden Theilen ein Jeder Recht haben wollte, und es sich ansehen lassen, es dürfte bei diesem nicht bleiben, sondern noch wohl etwas Aergeres entstehen, als haben daher, sowohl der spanische Ambassadeur als der Palatinus mehr Volk zu ihrer Guardie angenommen, und sind noch ein ganz Regiment Deutsche dahin accommandirt worden.

Hierauf nun wurden zu der röm. Kaiserin, wie auch des neuen hungarischen Königs Krönung allerhand behörige Anstalten gemacht: da dann erstlich Sonntags den 6. Juni die Krönung der Kaiserin zu einer Königin in Ungarn stattfand."

## Das Bankett im Lager.

Den 13. Februar 1341 fand vor der belagerten Feste Frankenstein ein Bankett Statt, womit merkwürdige Umstände verbunden waren.

König Johann der Luxemburger und Kaiser Carl IV., ließen durch eine lange Zeit nichts unversucht, die vielen schlesischen Fürstenthümer der böhmischen Krone zu unterwerfen. Ueberredung, List und Gewalt wurden abwechselnd zu Erreichung dieses Zweckes angewendet.

Am abgeneigtesten zu solch einer Unterwerfung bezeugte sich Boleslaw der Gütige, Herzog zu Münsterberg, Herr auf Frankenstein. Da bei ihm weder Zureden, noch List etwas fruchteten, so griff der Markgraf Mährens, der nachmalige Kaiser Carl IV., auf Befehl seines Vaters zu den Waffen.

Der Herzog erhielt einen Fehdebrief und wurde im Jahre 1341 zu Frankenstein belagert, wehrte sich aber auf das tapferste. In einer dunklen Nacht machte er einen Ausfall in das feindliche Lager und war so glücklich, sich der vornehmsten Herren Mährens und Böhmens bemächtigen zu können, die auf dem Frankenstein in enge Haft gebracht wurden.

Dieser Unfall machte Carl'n zwar betrübt, doch nichts weniger als untrosthch, weil die bekannte Milde des Herzogs ihn nichts für seine Ritter fürchten ließ.

Carl berief schleunigst die Frauen und Töchter der Gefangenen zu sich in das Lager und wies ihnen ihre Stelle an; indeß hatte er auch ein stattliches Bankett angeordnet und den Herzog dazu freundlich einladen lassen.

Wesleslaw hegte so viel Vertrauen zu seinem Heide, daß er diese Einladung nicht ablehnte, und blos von zwei Dienern begleitet, in dem böhmischen Lager ankam.

Beide Fürsten umarmten sich herzlich und ließen bei der Tafel den Becher freudlich kreisen.

Die Mahlzeit war bereits verüber, als die miteingeladenen Frauen, die den Herzog durch muntere Gespräche für sich eingenommen hatten, ihm einen Zufall machten, und mit Thränen um die Freiheit ihrer Gatten und Väter baten.

Diesem konnte der ritterliche Wesleslaw nicht widerstehen. Er forderte die Hauptleute der Belagerung zu sich in das feindliche Lager, befahl ihnen, alle Gefangenen ohne Lösegeld zu entlassen und während diese, sein Gebot zu erfüllen, zurückkehrten, schloß er mit Carl nicht nur Frieden, sondern er unterwarf sich sogar der böhmischen Krone und wurde dafür mit der Grafschaft Olmütz belohnt.

Inzwischen kamen die befreiten Ritter zurück und stürzten in die Arme der Ihrigen. Das Panteln begann von Neuem, und in die Becher perlenden Weines fielen Thränen der freudigsten Nahrung.

## Diplomatische Sprache des 17. Jahrhunderts.

Den 11. October 1618 ging Fürst Georg Rákóczi I. mit Tod ab, nachdem er das Fürstenthum Siebenbürgen 18 Jahre regiert hatte. Seine Erhebung auf



den Thron dieses Landes gab Veranlassung zu einem merkwürdigen Briefwechsel zwischen ihm und dem Reichspalatin Sclerbaz von Ungarn.

Der Palatin hatte eine Kriegsmacht zusammen gezogen, um die Wahl Kaaez's zu hintertreiben und die Ansprüche des Kaisers zu unterstützen. Die Wahl des Landes fiel aber auf Kaaez, welcher sie dem Palatin mittheilte, worüber er folgende Antwort erhielt:

„Es wundert uns hoch, daß ihr euch vor einem Fürsten in Siebenbürgen aufwerfet, welches euer Verdrach sein wird; ihr konntet besser bei euren Grenzen, dann als ein vermeinter Fürst, in Siebenbürgen leben; dann es ist Weltkundia und neuerlicher Zeit durch vieler Exempel klar werden, daß die Attrünnige und Mordedige wider ihren Herrn von Gott heilich gestraft und zu Boden gesturzt werden. Demnach warne ich euch, wisset ihr von eurem Vernehmen absehen, so enthielten wir uns euch bei der kaiserl. Majestät völligen Pardon zu erlangen, das wir sonst eurer Person halben nicht, sondern dem lieben Vaterland zu nuz thun wollen.“

Hierauf hat ihm Kaaez also geantwortet:

„Daß das herrliche Königreich Hungarn mit einer unzeitigen Geburt zum Palatin verichen, ist hoch zu bedauern. Wir haben seine hoch tiefe Verwunderung mit Schmerzen anachert, und wäre solche theichte Kantaufen um etwas nach den heil. Weihnachten verschoben werden, hätten wir es einem Fastnachtsraum zugemessen, dann daß uns, die wir aus den Eliten Häusern und Weiblichen einem emfereßen, von einem solchen aberwizigen Opfen. Knecht gerathen werden will, dasenige Fürsten

thum, so uns unangewisselt, in so vielen widerwärtigen Meinungen die Göttliche Providenz selbst aufzuladen, aus vergeblicher Noth oder parvirenem Schwachen zu verlassen, und vielleicht dem Spanisch-Hungarischen Kaiser in seine ungewaschene Hände zu übergeben, wäre vor der ganzen Welt freistich.

Dass wir aber einen Meinerd darüber bezaubern, oder von unserm natürlichen Herrn abtrünnig werden, wird der wahnwitzige Rathgeber uns mit Wahrheit nicht beibringen können, vermuthlich aber ist daraus, dass ihm sein ungewaschenes Maul von dem Schienstaub so verschleimt worden, dass es ihm bishero die Denau nicht abwischen können.

Wäre deswegen hinaus unser wohlmeinender Rath, so er seinen spazieren gelagerten Sinn wieder zusammenklaubete, dem Vaterland treulich vorzustehen, und nicht Hundstagen im Schlitten zu fahren, oder um die nächsten Pfaffen zu mahlen ihm vernehme.

Wider Kayserl. Majestät haben wir wenig zu sagen. Müßhandelt, so verdienen wirs bederbt. Weil der Herr überwüthiger Palatinus vielleicht mehr gehandelt, als er zu verantworten weiß, möchte er in Kurzem selber nicht Perden bekommen.

Dass ihm schließlich unsere Perlen zu gering sein will, ist dem gemeinem Sprichwort zuzumessen, dass ein Ochsenb... nichts nuge, wann er nicht nach der Heiterkeit riecht, mit welchen er seine ungelagene Abmahnungen der Gebuhr nach candiren und abwürgen solle."

## Strafe der Verleumdung.

Aus dem merkwürdigen Leben der berühmten Polenkönigin Hedwig, der Gemahlin des ersten Jagello, Wladislaw, tritt uns ein trauriger Moment entgegen, der jedoch für die edle Fürstin ein erfreuliches Ende hatte; es war die kurze Zeit der Unmuthen zwischen ihr und ihrem Gatten.

Oniesko von Dalericz war der Hofswicht, der dem Könige über Hedwig's Treue Verdacht einlegte. Das giftige Unkraut schlug in des Fürsten argwehnlichem Herzen feste Wurzeln; er entfernte sich sichtlich von seiner verleumdeten Gattin. Die Folge davon war, daß Polen sich zu spalten anfing; einige gütendekende Grösse versuchten die Einigkeit zwischen dem Herrscherspaare herzustellen, allein vergebens.

Als Hedwig die Ursache, warum Wladislaw sich von ihr zurückzog, erfahren hatte, befohlen sie, die Sache kurz zu schlichten: sie trat vor den König und forderte — gerichtet zu werden.

Ihr Begehren geschah, der Gerichtshof versammelte sich im Jahre 1389 zu Wislicie. Der Statthalter von Wienitz, Jasko von Thaczin vertrat die Königin, und zwölf Edelleute aus den ersten Geschlechtern des Landes, erkoren sich, im öffentlichen Gottesgerichte die Unschuld ihrer erhabenen Gebieterin zu vertheidigen.

Am Tage des Gerichtes nannte der König den Verleumder, der aufgefodert wurde, öffentlich zu beweisen, was er dem Könige heimlich zugesüßert hatte.

Der Verräther blieb aber stumm, und bekannte endlich, er habe nur Zwietracht unter das königliche Paar säen wollen. Auch suchte er um Gnade.

Die Richter entschieden, daß er widerrufen mußte, wie es seit undenklicher Zeit in Polen bei Verleumdungen gehalten werden: auf Hände und Füße gebückt, mußte Gniwos von Dalericz, gleich einem Hunde unter die Pfank kriechen, seine Verleumdung widerrufen, und zum Schluß laut bellen, wie ein Hund.

## Der edle Drescher.

*Familien-Sage aus Steiermark.*

Am 26. August 1278 wurde die Entscheidungsschlacht im Marchfelde geschlagen, wobei sich die Steiermarks Landesedle durch Tapferkeit auszeichneten. Vierzehn Männer aus dem uralten Geschlechte von Trauttmannstorf farbten das Schlachtfeld mit ihrem Blute. Berthold, der Zehnt von Eumetberg und Zersfried von Mährenberg, welchem Kenna Ottokar einen gleichnamigen Vetter hatte hinstichten lassen, waren diejenigen, welche den guten herrlichen Stahl tief in die Brust dieses heldenmuthigen, aber heftigen Herrschers tauchten.

Als Kaiser Rudolph an der Spitze seiner Getreuen als Sieger über das leichenbesäete Schlachtfeld hintrat, und dem gefallenen Feinde im heiligen Gefühle der Menschlichkeit eine Thräne geweiht hatte, kam er an eine Stelle,

we der Kampf am Blutaden gewüthet haben mochte, denn es lagen dert zahllose Leichen aufgehäuft.

„Nicht sich nicht die Hand jedes Kriegers?“ sprach der Kaiser, auf einen dahingestrockneten, schwer verwundeten Mann deutend. Der Herr von Waldsee, der sich in Kaiser Rudolph's Gefolge befand, amah hin und blieb stehen, als er am Halse des Verwundeten eine goldene Kette mit einer ihm wohl bekannten Zehnmünze gewahr wurde.

„Dieser Mann ist mein Vetter aus Namberbanten gewesen, als ich eines Tages von denselben anagriffen wurde,“ sprach der dankbare Herr, und lud den Blumenten auf ein Pferd, um ihn den Händen geübter Wundärzte zu überliefern.

Ulrich von Waldsee, welcher die steiermärkischen Landeshellen für Rudolph zu gewinnen im Jahr 1276 sich so viele Mühe gegeben hatte, theilte nun dem Kaiser mit, daß er diesem verwundeten Landmann und seinen rüstigen Zehnen, welche damals muthig auf die Streife der Straßenräuber losdreichen, das Leben verbanke.

Als der Landmann nach sorgfamer Pflege wieder genes, that er, wie man ihm befohlen hatte, mit seinen Zehnen vor den Kaiser. „Wie heist die Gegend eurer Heimath?“ fragte Rudolph.

„Mein Gehöfte steht am Eibiswald.“ — „Gut,“ sprach lächelnd der Kaiser, zog das Schwert, berührte die linke Schulter des greisen Landmannes und fuhr fort: „Weil ihr so wacker zu Längsten verbleibt, so sollt ihr der Schaar des Adels für immer beigelegt werden, euch Ritter von Eibiswald nennen, und in eurem Wapen zwei Dreschflügel führen.“

Dieses Haus hat in Steiermark das Erblands  
Jalkenmeieramt (1632 — 1675) bekleidet und ist mit  
Welfgang Maximilian Freiherrn von und zu Eibiswald,  
welcher aus Eleonora, Frein von Herberstein, keine  
Kinder hinterließ (1673), erloschen. Es befaß in Steier-  
mark, Kärnten und Oesterreich eine Reihe der schönsten  
Herrschaften und hat berühmte Männer aufzuweisen.

## Der Sparren der Herbersteine.

*Familien - Sage aus Steiermark.*

Am 10. August 955, an welchem der sieggewichte  
Held, Kaiser Otto I., den räuberischen, zahllosen Hers-  
den der Ungarn auf dem Velfelde bei Augsburg eine sel-  
bige Niederlage beibrachte, daß ihrer nur Zielen dem Tode  
entrannen und in das Vaterland zurückkehrten, und daß  
seitdem Deutschland von ihren verheerenden Entzügen ganz  
befreit blieb, an diesem wichtigen und selbigen Tage  
tritt im Heere des Kaisers ein steiermärkischer Landmann,  
Namens Heribert oder Herbert, mit hervorleuch-  
tender Tapferkeit.

Der hohe Muth und die große kriegerische Umsicht  
des schlichten Mannes hatten selbst die Aufmerksamkeiten  
des Kaisers auf sich gezogen, welcher nach errungenem  
Siege den Tapfern zu sich beschied, und ihn im Angesichte  
des ganzen Heeres mit vieler Feierlichkeit zum Ritter  
schlug.

Als nun die segensvolle Zeit der Ruhe in den deut-  
schen Gauen bleibend eingetreten war, erbaute sich der

neue Rittersmann ganz nahe an der Grenze des Landes der siegreich bekämpften Feinde, nämlich an den Ufern, welche das wilde Gewässer der Reiskriß in der schönen Steiermark durchströmt, ein festgemauertes Haus — oder einen Stein nach der alten Sprachweise, welcher nach dem Namen des Erbauers, der Herbertstein (in der Folge Herberstein) genannt wurde.

Von diesem Schlosse nannte sich in der Folge das ganze, weitverzweigte und ruhmgekrönte Geschlecht, das von diesem Ritter Herbert abstammte — die Herbersteine.

Auch malte dieser Herbert, treu und demüthig wie ein echter Ritter, auf seinen Schild den weißen Sparren, auf welchem der Pflug zum Acker und vom Acker geführt wird; wie man es noch heut zu Tage, mit vielen andern Ehrenzeichen und Nebenschmuck im Wapen der Herbersteine sieht.

Selbst der weltberühmte Freiherr Sigmund zu Herberstein, zu Meisberg und Guettenhag, der Wipfess seiner Zeit, weist mit gerechtem Stelze, was den Ursprung seines über Steiermark, Kärnten, Krain, Oesterreich, Böhmen, Mähren und Schlesien vertheilten Hauses betrifft, auf Ackerbau und Pflugarbeiten hin.

Uebrigens gehörte Herbert, jener erste ritterliche Herberstein, schon damals zu einem gesegneten Hause; seine neun Schwestern verheiratheten sich in rühmlicher Mittellosigkeit aus einem Hochzeitmantel; er trug zuerst unter sieben Brüdern eine ritterliche Weinbekleidung, die er bei der Beschränktheit des damals noch

kleinen und nur an Kindern reichen Hauses bereitwillig mit seinen Brüdern theilte.

## Die Kreuze im grünen Stall.

Chronikblatt.

Außer dem Markte Nieder-Hellabrunn, im B. U. W. B., erhebt sich eine Anhöhe, deren Hüften mit einem hübschen Wald — der grüne Stall genannt — bedeckt ist.

Wenn man diese Anhöhe erstiegen hat, so wird man am Saume des Waldes, an welchem sich der Weg sentet, und gegen Ernstbrunn hinführt, drei aus Baumstämmen roh gemachte Kreuze gewahr, die um so mehr auffallen, als sie das schöne Bild der einsam romantischen Gegend vollständig machen, und unwillkürlich wird sich Jedem, beim Anblicke dieser einfach gearbeiteten Denkmäler, der Gedanke an ein hier statt gehabtes Ereigniß, dessen Andenken diese Kreuze gewidmet sind, aufdrängen.

Als im Jahre 1713 die Pest in Oesterreich wuthete, blieb auch Nieder-Hellabrunn davon nicht verschont, Die Hälfte der Einwohner, darunter der Pfarrer, waren ihr als Opfer gefallen; der Ort war wüst und öde und das Gotteshaus stand leer. Die Verzweiflung war auf's Höchste gestiegen.

Da beschloßen die verschont gebliebenen Einwohner eine Wallfahrt in die Kirche des unweit gelegenen Ortes Simonsfeld, um dort Gott um Abwendung dieses fürchterlichen Uebels zu bitten. Der Weg dahin führt



durch den Markt Hellabrunn, dessen Einwohner ihnen, aus Furcht vor Ansteckung, den Durchzug verweigerten: sie mußten daher den Ort umgehen und kamen in die Nähe von Zimensfeld.

Doch kaum wurden ihrer auch die Zimensfelder ansichtig, als sie ihr Dorf abschleßen, und den Wallfahrern mit Gewaltthätigkeiten drohten, falls sie es wagen würden, darein zu kommen.

Dreißiges walteten sie weiter, um in dem nächstgelegenen Ernsthbrunn ihr Heil zu versuchen; allein hier ward ihnen derselbe Empfang zu Theil, und es blieb ihnen nichts Anderes übrig, als den Rückweg anzutreten.

Als sie diese Anhöhe erstiegen hatten, und in einiger Entfernung ihr verödetes Dorf liegen sahen, warfen sie sich vor Verzweiflung auf die Knie, und baten Gott, um Abwendung dieser Geißel.

Da — so erzählt die Sage — vernahm man aus dem Dickicht des Waldes folgende Worte: „Kehrt zurück, eure Bitte ist erhört!“ — Voll Entzücken beschleunigten sie nun den Rückweg. Kein Einwohner Hellabrunn's starb mehr, die Pest hatte ihr Ende erreicht.

Zur Erinnerung an diese Gnade, setzten die Hellabrunner auf dieser Anhöhe drei hölzerne Kreuze, und ihre Nachkommen halten es für ihre Pflicht, wenn eines dieser Kreuze beschädigt wird, selbes durch ein neues zu ersetzen.

## Der Passauer Tölpel.

Ganz Deutschland, folglich auch ganz Oesterreich, weiß, was ein Tölpel ist, und Jedermann kennt daher den Passauer Tölpel. Er ist ein Wahrzeichen der Stadt Passau, und wird von Fremden, besonders von reisenden Handwerksgefelln so häufig besucht, wie der Stock im Eisen in Wien.

Der Passauer Tölpel ist seit vielen Jahren — obwohl ohne Grund — ein Spottname für die Bewohner jener Stadt geworden: eine Unbilde, die um so empfindlicher ist, als damit ein Tölpel im Superlativ, ein Imbecille par Excellence, ein Non-plus-ultra von Geistesbeschränktheit, ein Maulaffe erster Klasse, ein toller Esel, ein Kapital-Ther, oder wie man diese Extremität von Vernirtheit sonst immer nennen mag, gemeint wird.

An und für sich, ohne Berücksichtigung des damit verbundenen Nebengriffes, ist dieser Passauer Tölpel ein aus Marmor gehauener, plumper Kopf, der mehrere Schuhe breit und verhältnißmäßig hoch ist, und noch vor etwa sechzig Jahren in der Nähe der dortigen Domkirche auf der Gasse lag, wo ihn die reisenden Fremden von allen Zeiten, theils mit antiquarisch-prüfenden und theils mit modern-verhöhrenden Blicken begafften und bekrittelten, während die Bewohner der Stadt selbst theilnahmes an ihm verübergingen und ihrer Zeits freilebende Gassen wie die Neugierde machten, wenn die Teuristen diesen Steinklop beängelten.

Endlich verfiel der Speculationsgeist auf den Gedank, sich dieses große Haupt, der aber darum noch kein Kopf war, zu Nuzen zu machen. — Ein pünftlicher Wirth erbat sich dasselbe, ließ es in seine Wohnung tragen und dert in einem Gastzimmer förmlich einmauern; wo es sich noch befindet. Der Wirth unterließ übrigens nicht, die Ueberbringung auf eine feierliche Art unsrer Trommel- und Pfeifenschall zu bewerkstelligen.

Dieses Niesenhaupt war ungezweifelt der Kopf der Statue eines Heiligen, der vormals die Zinnen des uralten, in mehreren Feuersbrünsten verheerten Dem's zierte, durch irgend eine Veranlassung herabfiel, zertrümmerte und nun als unbrauchbare Waare liegen blieb. Seine unangenehme GröÙe erklärt die Höhe, auf der er ursprünglich stand.

Eben so ungezweifelt ist diese menschenförmige Gestalt es, welche dem Namen des Dölzels das Dasein gab und den Spöttern war dieser Name willkommen, um die Beschreiber der Stadt Passau damit zu necken. Vielleicht sagen aber die guten Bürger dieser alten ehrsamten Stadt selbst die Schuld, daß man ihnen diesen Spitznamen beilegte; denn man findet, daß sie ihren Dölzel vor vielen Jahren haben in Kupfer stechen lassen, und daß ein Verfasser ihn sogar in jämmerlichen Reimen besungen hat.

Aber trotz dieser Verewigung des Dölzels durch Satir und Wert — eine Sache, die manch anderer Dölzel mit ihm gemein hat — ist es dem Fremden, der Passau besucht, nicht zu rathen, in jener Stadt selbst nach dem Dölzel zu fragen. Denn es könnte ihm das weiterfahren, was einst einem Wiener Zupfer, oder einem Berliner Männchen, oder einem Stuttgarter

Herrle geschehen ist, der auf diese Frage die kurze Antwort erhielt: „Willst du einen Löwen in Passau sehen, so stelle dich vor den ersten besten Spiegel.“

## Der Stephansthurm der Starhemberge.

Vor der Kaiserburg tummelten unter Kara Mustafa im höhnenden Uebermuth die Trahi ihre fluchvollen Kenner und der wilden Janitscharen triumphirendes Alahageschrei drang bis in die Mauern Wien's.

Müdig, der Starhemberger Stolz, vertheidigte im Jahre 1683, heldenmüthig diese Bellwerk der deutschen Christenheit. Ströme von Blut festete den Tritten jeder annähernde Schritt, aber auch der stürmende Heldenthum konnte, bei den wüthenden Stürmen immer neu anrückender frischer Schaaren, wohl auf eine Zeit noch den Fall verzögern, aber keineswegs hindern.

Schon waren alle Außenwerke verloren, das Schloß der eingeschlossenen Helden bis auf wenige Leichen, noch ein heftiger Sturm und Alles war verloren.

Der alte wahre Treßspruch: „Wo die Noth am höchsten, da ist Gottes Hülfe am nächsten,“ bewährte sich auch hier.

In der äußersten Noth bligte es auf, längs dem Kahlenberge hin; das waren die Signale, nach welchen die geängstigte Stadt lange mit Bangigkeit geschaut — und wie der Regenbogen nach einem heftigen Gewittersturm in dem milden Glanze seiner Farben trossend über

das zerrissene Gewölbt herabsteigt, so glänzten im bunten Farbenschimmer Sebieski's und des Vorbringer's Fahnen. Schrecken ergriff bei diesem Anblicke den Feind, taate ihn in unerdentlicher wilder Flucht fett, und gerettet war Wien, Oesterreich und ganz Deutschland.

Oberhalb der Uhr am St. Stephansthurme, ist etwas um den Thurn ein Gang mit 12 Pyramiden, auf deren jeder eine vergoldete Kugel prangt, angebracht. Auf diesem Gange befindet sich noch jener Zip, auf welchem Rudiger, Graf von Starhemberg, Kommandant von Wien, während der damaligen Belagerung das feindliche Lager zu besichtigen pflegte, seit welcher Zeit auch die Familie den Stephansthurm in ihrem Wapen führt.

Zum Andenken dieser Belagerung sind dort auch an mehreren Orten Kugeln befestigt. An der Seite, weran unten die Sacrilei steht, ist rechter Hand hinauf ein in Stein ausgehauener Türkenturf mit der Inschrift: „Schau, du Mahomet, du Hund, 1683 —“ und unweit davon eine Hand, eine Keige fegend, so wie an dem Kirchengießer nebenan eine Kugel mit derselben Jahrzahl zu schauen.

## Der Floriansbrunnen zu Guss.

In die Zeit der letzten Christenverfolgung unter Valerius fällt der Märtyrertod des in Oesterreich vielverehrten und als Versprecher in Feueröndth angerufen werdenden Blutzeugen Florian. Er war zu Zeiselmauer im Zuckerselde, das Octium der Römer, in dem Jahresabschnitte 190—195 nach Christus geboren, und hatte in römischen

Kriegsdiensten sich zu der hohen Würde eines Tribuns emporgeschwungen und allgemeine Achtung erworben.

Die Lehre Christi hieß ihn seinen Pflichten treu nachkommen und alle Menschen als seine Brüder mit Liebe umfassen. Diese Lehre wurde ihm bald über Alles theuer, so daß er sich entschloß, ihrer Befestigung sein Leben zu widmen.

Als er vernahm, daß zu Verch, dem römischen Caesareum, über vierzig Brüder im finstern Kerker um des Glaubens willen schmachteten, begab er sich dahin, um durch sein Beispiel ihr Elend zu mildern und ihren Muth zu stärken. Er verkündete sich dem Präter Aquilin als eifrigen Christen, bereit mit seinen Glaubensgenossen alle Qualen zu bestehen.

Vergebens waren alle gütlichen Versuche des Präters, Florian's Gesinnungen zu ändern, vergebens die qualvollsten Martern. Aquilin zitterte vor den Thaten des Florian's Beispiel, und ließ ihn über die Brücke in die Enns stürzen. Mit der Heiterkeit eines Verurtheilten umarmte Florian dem Tode, als einem Friedensboten, entgegen.

Sein Grabmal bewahrt das nach ihm benannte, herrliche Stift St. Florian, welches aus den Trümmern der Zerstörung immer schöner hervorgegangen ist. Die Bischöfe Viktorin zu Passau und Quirin zu Zwickau sind heilige Blutzeugen eben dieser Periode.

Im uralten Zeiselmauer, seiner Geburtsstätte, wird er in einer, mitten im Orte stehenden Capelle, wenn seine Statue aufgestellt ist, verehrt. Als Beschützer vor Feuersgefahr ist sein Bildniß allenthalben an Häusern und auf öffentlichen Plätzen angebracht. Sein Namensfest fällt am 4. Mai.

Im Garten des aufgebauenen Mönchtklosters zu Enns befand sich noch vor wenigen Jahren ein Römischer Kerker, der unter dem Namen des Florianabrunnens bekannt ist; es war eine ganz trockene, ungefähr 10 bis 12 Klafter tiefe, einen Durchmesser von etwa 4 Klafter beschreibende Cisterne, massiv mit Quadersteinen ausgelegt. Sie hatte aber eine 4 Schuh hohe Schuttmauer und war mit einem eisernen Gitter horizontal geschlossen. Unten befand sich das Bildniß des heiligen Florian auf Holz gemalt. Dieses ließen vormals die Mönche von den eingebrachten Opfern von Zeit zu Zeit erneuern. An der Mauer auf der Klosterseite waren Freskogemälde aus dem Leben des Heiligen angebracht. Am Florianstage wurde jährlich dieses Denkmal häufig von Andächtigen besucht.

In diesem Kerker oder Brunnen ward nach der Legende der heilige Florian gefangen gehalten; in diesem erlitten auch hernach vierzig Schüler des heiligen Quirinus den Märtyrertod.

## Kleine Chronikblätter.

### Carl der V., als Weib auf der Flucht.

Geschichtlich.

Als die verbündeten Fürsten und Vorkämpfer des schmalkaldischen Bundes, Herzog von Sachsen und Wilhelm von Hessen, gegen Dinkelsbühl und Nordlingen im Anzuge waren, um den Kaiser Carl V. in Türl zu überfallen, kam dieser auf den Gedanken,

sich heimlich nach den Niederlanden zu begeben. Da er aber eben vom Pedegra gelagt wurde, so konnte er nicht reiten, er wollte sich daher in einem bedeckten Wagen zu den Nibem bringen lassen.

Jörg von Müßdorf, bairischer Baermeister, stellte ihn in einem Habelwagen durch das Land Württemberg nach Speyer führen, und unter Wegs vergehen, er fuhr ein altes Frauenzimmer in's Wildbad Müßdorf. Er weigerte sich jedoch, ohne seines Herzog's Wissen, dieses zu unternehmen. Der Kaiser unterredete sich daher mit Albrecht von Westenberg, welcher das Unternehmen ebenfalls wagen wollte.

In der folgenden Nacht reisten Beide, der Kaiser und der Ritter, in dem Habelwagen mit einander von Innsbruck ab. Um die Abreise nicht laut werden zu lassen, mußte sich des Kaisers alter Kammerdiener, Adrian Dubois, in seines Herrn Bett legen: auch wurde in der Hefküche so reichlich gekocht, als wenn der Kaiser gegenwärtig wäre.

Zwei Tagereisen waren bereits zurückgelegt, als die Reisenden in das Dorf Vermes kamen. Als sie daselbst aus dem Wagen gestiegen waren, um zu essen, rief ihnen eine junge Dirne, die den Kaiser im Wildniß gesehen hatte, entgegen: „Ei, wie sieht die alte Frau dem Kaiser so gleich!“

Der Kaiser erschrak über diese Aeußerung, zugleich griff ihn das Pedegra an Händen und Füßen so stark an, daß er es nicht für räthlich hielt, weiter zu fahren. Dieser Umstand und die Ungewißheit, was ihm außer der Grenze des Landes bevorstehen möchte, bewogen ihn, um:



zukehren: er kam nach Jungsbrunn zurück, ehe man dort erfahren hatte, daß er fort gewesen war.

## Der Name Kolowrat.

*Familien Sage.*

Dieser Name eines der angesehensten und ältesten Herrenhäuser Böhmens, werüber Hermann's Taschenbuch für die vaterländische Geschichte (1828 S. 412) ausführliche Nachrichten liefert, bedeutet in der deutschen Sprache Radwender. Eine mährische Vandesage erklärt die Entstehung dieses Namens, die wir mit den Worten eines Ungenannten im Viertelblatte 1842 (Nr. 123) wiedergeben wollen.

Von des Betars Abhang nieder  
Wollt des Krißschwagens Rad,  
Und zu flitzen in den Abhang  
Vollt Walsch der Kriß Obrowat.

Als aus seinen Frenen Einer  
Ruth an Laus dem Blasen wahr,  
Und, ihn rettend vom Verderben,  
In dem Schwunge heimth das Rad.

Stärkter, Frenker meiner Mannen  
Sei gepriesen ob der That,  
Dein und deiner Gutsel Namen  
Laute künftia „Kolowrat.“

## Kleber, ein österreichischer Soldat.

Erschichtlich.

Am 11. Juni 1800 erlag dieser ausgezeichnete Führer dem Delche eines Janakters.

Straßburg ist der Geburtsort dieses berühmten Generals, dem seine Mitbürger, um sein Andenken zu ehren, in der Nähe der Stadt auf einem Plage, der gegenwärtig den Uebungen der Artillerie gewidmet ist, einen Obelisken errichtet haben.

Johann Baptist Kleber, im Jahre 1754 geboren, war der Sohn eines gemeinen Arbeiters, er widmete sich der Architektur und lebte ganz für sein Fach, als die politischen Verhältnisse des Tages seine Aufmerksamkeit auf das Militärwesen lenkten.

Von 1776 bis 1783 diente er in der österreichischen Armee gegen die Türken. 1792 trat er als gemeiner Grenadier in ein französisches Corps von Freiwilligen, wo ihn seine Talente bald bemerkbar machten, und schon nach Eroberung von Mainz wurde er zum Brigade-General erhoben.

Es gereicht Kleber zur Ehre, daß er, ob er gleich bei der französischen Armee blieb, doch die Grausamkeiten, welche Paris zur Stätte des Schreckens machten, öffentlich mißbilligte. Er ging mit Napoleon nach Aegypten, und zeichnete sich dort dergestalt durch glänzende Thaten aus, daß ihm dieser große Feldherr, bei seiner Rückkehr nach Frankreich, den Oberbefehl über die französische Armee in Aegypten übergab.

Hier hatte Kleber mit zahllosen Schwierigkeiten zu kämpfen, und fiel zuletzt dem Delsche eines türkischen Meuchelmörders zum Opfer. Die Straßburger, stolz auf den Mann, der sich von niederm Stande zum Oberfeldherrn emporgeschwungen, errichteten ihrem ehemaligen Mitbürger einen Obelisken.

Sein Degen und der Delsch, womit er ermordet wurde, werden in der dertigen öffentlichen Stadtbibliothek aufbewahrt.

## Der erste Elephant in Böhmen.

Als Kaiser Maximilian II. und als Kénia von Böhmen der Erste, sich im Jahre 1570 zu Prag aufhielt, bekam er zahlreiche Besuche von den benachbarten deutschen Fürsten; es befanden sich darunter: August, Kurfürst von Sachsen; Johann Georg, Kurfürst von Brandenburg; Albrecht, Herzog von Baiern u. s. w.

Zur Feier der Anwesenheit dieser vornehmen Gäste wurden von der Stadt Prag mancherlei Festlichkeiten veranstaltet.

Auf dem Altstädter Ring wurde der Berg Aetna vergestellt, wie er Feuer und Rauch auswirft, und wie Perseus, auf dem aelugelten Pegasus reitend, einen Drachen, der Feuer speit, überwand.

Die Göttin Jäma erschien auf einem lebenden Löwen, als dem Wapen von Böhmen, über den Platz reitend.

Nach diesem kam ein Elefant, auf dessen Rücken der Kénia Perus im femalichen Gewande saß, und der mit goldenen Ketten beladen war. Der Elefant bewegte

die Knie vor dem Kaiser und der Kaiserin. Die hatte man zuvor dieses Thier in Wehmen gesehen.

Endlich kam die vaterländische Heldinn Wlaska zu der Spitze einer schönen Amazoneneschaar. Sie griff einen Haufen bewaffneter Männer an, und überwand sie, wie man sich es leicht denken kann.

## Denkmal der Gattenliebe bei Tulln.

Im Tullnerfelde zwischen Tulln und Zeiselmauer liegt eine kleine Capelle, die unscheinbar und nothdürftig vor dem Einflusse der Elemente geschützt, durch das Gefühl interessant ist, welches ihre Gründerin befeelte.

Als König Mathias Corvinus im Jahre 1456 Meister der Stadt Wien geworden war, suchten sich viele Landesedle aus der Stadt auf ihre Burgen. Ein unbekannter, schwer verwundeter Ritter befand sich darunter, der mit Hilfe seines treuen Waffendienerers nicht weiter fort konnte, als bis zu dem Punkte, wo die Capelle steht.

Hier starb er und hier begrub ihn auch der treue Anawyr. Erst zwei Jahre später konnte die Witwe des Ritters der stürmischen Zeit wegen, über dem Grabhügel ihres geliebten Gatten jene Capelle errichten, und alle Monate pilgrimage sie von ihrer — sieben Stunden entfernten Burg hierher, um einen Tag dem Gebete und der Trauer zu widmen.

Nege jeder Vorübergehende diesem vaterländischen, wenig beachteten Denkmale edler Gattenliebe einen theilnehmenden Blick zuwerfen!

## Der doppeltbeweibte Mann.

Im Jahre 1681 wurden von den Türken in Oesterreich nicht nur unzählige viele Menschen ermordet, sondern auch eine große Anzahl als Gefangene fortgeschleppt. Ein Bewohner des Dorfes Klein-Hain bei St. Pölten, Adam Haider genannt, hatte sein Weib verloren und war zur zweiten Ehe geschritten. Nach drei Jahren kam aber die erste Frau aus der muselmännischen Gefangenschaft zurück, die ihre Rechte behauptete, und ihren Mann zwang, seine zweite Gattin zu entlassen. Haider hatte also weniger Glück, als der bekannte zweibeweibte Graf von Sickingen.

## Der Tartarman.

Es wird ein Volksfest, das ehemals in der Carlau bei Graz zum Andenken der früheren Einfälle der Türken durch mehrere Jahrhunderte begangen wurde, genannt.

Es wurde dabei eine von Stroh und Linnen gemachte männliche Figur — der Tartarman genannt — von Alt und Jung lärmend begleitet, von Graz auf einer hohen Stange in die Carlau herabgebracht, und hier mit brennenden Fesen, Hackeln und Schwämmen verbrannt.

Dieses Fest fand im Jahre 1774 ein Ende. Mehrere Bewohner der Stadt klagten über Unfug, weil ihnen der Tartarman selbst im zweiten und dritten Stroh in die Zimmer gezeigt, und die Fenster zerbrochen wurden.

Diese und andere nachwillige Handlungen zeigten ein

Verbet herbei, wodurch die Abhaltung des Tartarmanns für immer untersagt wurde.

Der Tartarmann unterblieb nun zwar in der Stadt, er ging aber von der Murrvorstadt aus, und die Polizeimannschaft, die sich demselben widersetzen wollte, wurde in die Flucht getrieben. Ein toller Volkshaufe stürmte hierauf das Haus des Statthalters, Herrn von Stubenberg, der sich im Dachstuhl so lange verbergen mußte, bis die herbeikommende militärische Hülfe dem Unwesen ein Ende machte.

### **Schönau in Schlessien.**

Am 14. August 1296 zog Herzog Bolko I. von Schweidnitz mit seiner schönen und jungen Gemalin Beatrice mit einem zahlreichen Gefolge von Rittersn und Damen hinab an den Ragbach, um sein blühendes Land zu beschauen.

Als sie auf einen schönen Wiesenplan kamen, sprach die heldielige Jürkin zu ihrem Gemahle:

„Hier ist eine gar schöne Auen!“

„Wie könntest Du mir eine Stadt erbauen?“

Und alsbald gewährte der Herzog freundlich, was seine geliebte Gattin begehrte, und weil an der schönen Au die Jürkin solch Gefallen fand, hat er das neue Städtlein Schönau genannt.

### **Das Steckenreiter-Regiment.**

Nachdem der sogenannte Frefutions-Kecel des Reichshälischen Friedens nach dem dreißigjährigen Kriege im

Jahre 1650 in Nürnberg nach vielen überwundenen Schwierigkeiten glücklich zu Stande gekommen war, ernennte der dortige reichsstädtische Magistrat viele Feierlichkeiten (Festmale, Feuerwerke, Tanzfeste u. s. w.) an.

Unter allen diesen Lustbarkeiten zeichnete sich aber durch Originalität und kindliche Einfalt ein Aufzug der Stadtknaben aus, welche auf hölzernen Steckenpferden ritten. Sie zogen ordentlich in Zügen und Compagnien eingetheilt, vor die Wohnung des kaiserlichen Prinzenalkemmissärs, des Herzogs von Amalji, Oktavius Piccelemuni, die sich in dem Gasthause zum rothen Kesse befand.

Diese Kavalkade gefiel dem Herzoge so wohl, daß er die Steckenritter aufforderte, über acht Tage noch einmal in diesem Aufzuge vor seinem Quartiere zu erscheinen. An dem bestimmten Tage kamen sie wieder, und zwar in einer weit größern Anzahl.

Der Herzog ließ unter sie aus Erkenntlichkeit überne Klippen austheilen, die er in der Zwischenzeit hatte prägen lassen. Eine solche viereckige Klippe hatte ungefähr 10 bis 12 Kreuzer am Werthe. Auf ihrer Vorderseite ist ein Knabe auf einem Steckenpferde reitend, mit einer Peitsche in der Hand, abgebildet; auf beiden Seiten steht die Jahrzahl 1650, und im Vierecke stehen die Worte: „Frieden Gedächtnus in Nürnberg.“ Auf der Rückseite steht unter dem doppelten Reichsadler mit dem Oesterreich-Burgundischen Warendschilde die Unterschrift: „Vivat Ferdinandus III. Rom Imp. Vivat.“ (Es lebe Ferdinand III. Römischer Kaiser, er lebe!)